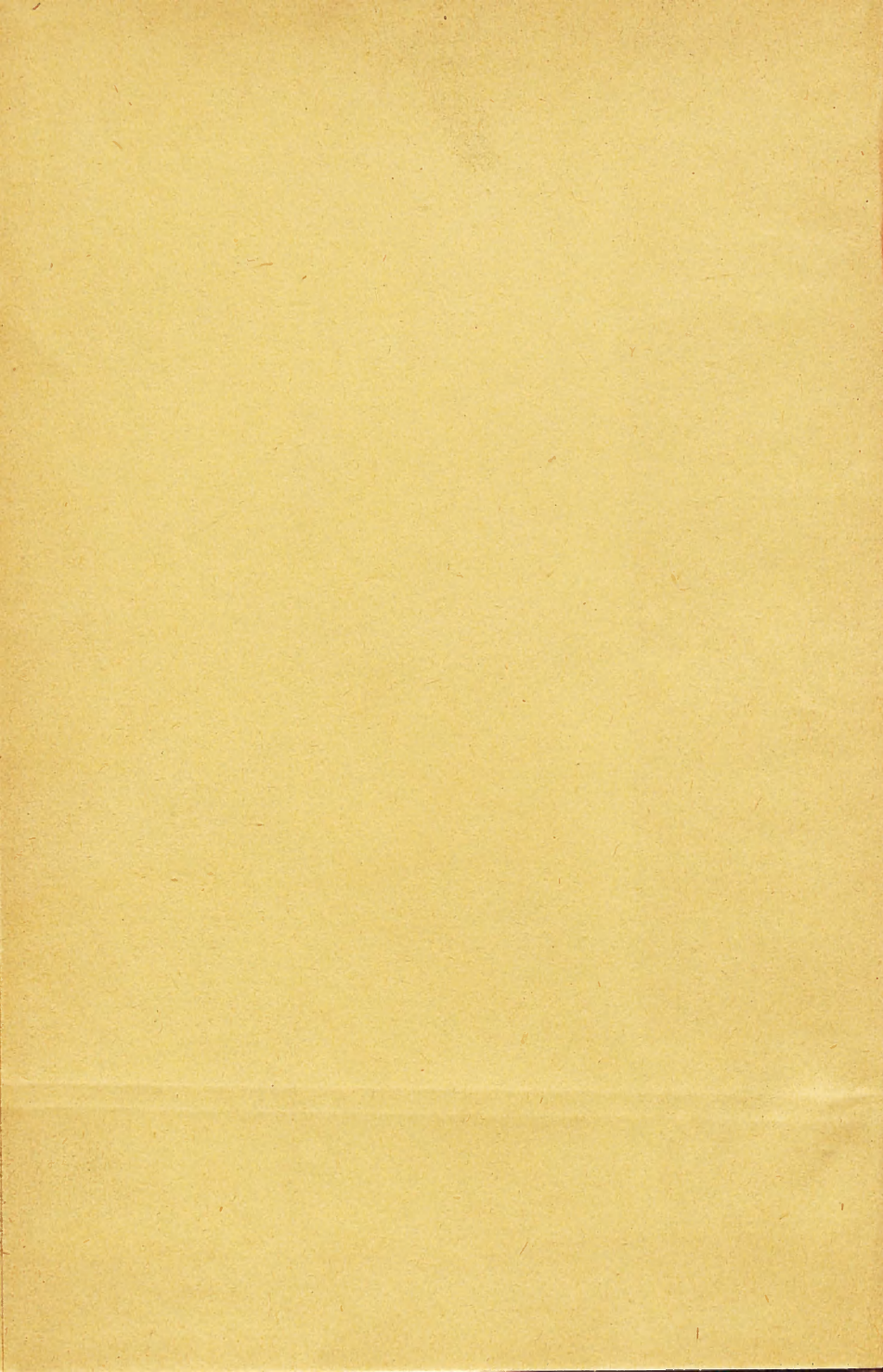




ARCHIWUM
LEGIONÓW
i N. K. N.

Nr 12



Gesetz und Ehre

Der
Verschwörer

Der
Soldat

Der
Feldherr

Der
Staats-
mann



Josef Bilfudski

Eugen Diederichs Verlag, Jena

Die Aufzeichnungen des Marschalls Pilsudski stellen ein in seiner Art einziges Dokument unserer Zeitgeschichte dar. Niedergeschrieben in den verschiedenen Perioden seines Lebens, geben sie einen unmittelbaren Einblick in die Entstehungsgeschichte des polnischen Staates, dessen Gestalt und Entwicklung entscheidend durch die Persönlichkeit des Marschalls geprägt wurde. In den abenteuerlichen Kämpfen des jungen sozialistischen Revolutionärs gegen die zaristische Polizei, in den kühnen Kriegszügen des Kommandanten der polnischen Legion, von denen Pilsudski hier mit ungewöhnlicher Spannung zu erzählen weiß, erleben wir seinen persönlichen Werdegang aus nächster Nähe mit. Soldatische Tapferkeit und politischer Weitblick sind es, die dem polnischen Staat 1920 in der Schlacht von Warschau die Unabhängigkeit erkämpfen. Eine Stunde welthistorischer Entscheidung, deren Bedeutung erst aus der Darstellung des Marschalls erkennbar wird! Der Geist, der die führenden Männer des heutigen Polens beseelt, findet in den Aufsätzen und Reden aus jüngster Zeit seine authentische Deutung. Gesetz und Ehre, diese Worte sind Symbol für das Wirken Pilsudskis, dessen Aufzeichnungen sich den Selbstzeugnissen anderer europäischer Staatsmänner würdig an die Seite stellt.



J. P. S. S. S.

12

leg. 4410

JOSEF PIŁSUDSKI
GESETZ UND EHRE



EUGEN DIEDERICH'S VERLAG JENA

Mit 4 Bildnissen und 3 Karten

Autorisierte deutsche Auswahl und Übertragung aus
den gesammelten Schriften Josef Piłsudskis: „Pisma
— Mowy — Rozkazy“ (Band 1—9, Warschau 1928 ff.)
b e s o r g t v o n H e i n r i c h K o i t z

Buchausstattung: Max Thalmann

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten. Copyright 1935 by Eugen Diederichs Verlag in Jena.
Druck der Spamer A.-G. in Leipzig. Printed in Germany

Inhalt

Zur Einführung	1
DER VERSCHWÖRER	9
Wie ich Sozialist wurde	11
Bibula	19
Die Macht des gedruckten Wortes	19
Der Weg über die Grenze	26
Die Lodzer Geheimdruckerei	29
Das Problem der Verteilung	36
Der Kampf gegen die Polizei	43
Das Wiedersehen im Gefängnis	48
DER SOLDAT	53
Meine ersten Kämpfe	55
Magdeburg	55
Kontertanz an Polens Flüssen	62
Der Durchbruch bei Ułina-Mała	86
DER FELDHERR	119
Das Jahr 1920	121
Die Ehrfurcht vor dem Schützengraben	121
Die rote Flut	126
Der gefährliche Plan	134
Das Wunder an der Weichsel	147
Die Verfolgung	157
Der große Irrtum der Sowjets	166
DER STAATSMANN	175
Abschied von Heer und Staat	177
Demokratie und Heer	186
Mai 1926	194
Die Reform des Staates	202
Der Präsident	208
Im Herzen des Volkes	215
Namensregister	225

Zur Einführung

Den literarischen Niederschlag der staatsmännischen Leistungen Josef Piłsudskis, des großen militärischen und politischen Repräsentanten der polnischen Zeitgeschichte, der deutschen Öffentlichkeit wenigstens in knappen Umrissen zu unterbreiten, ist eine publizistische Pflicht, die eine längst schmerzlich fühlbare Lücke ausfüllt. Sie bedarf daher weder einer besonderen Rechtfertigung noch eines Hinweises auf die Wichtigkeit der Dinge, von denen der Erste Marschall Polens und Schöpfer des polnischen Staates im Auf und Ab seines an Spannungen überreichen Lebens gesprochen und geschrieben hat.

Ob als Revolutionär und Verschwörer, als Soldat und glühend verehrter Kommandant der Ersten Brigade, als siegesgewisser Feldherr in den schwersten Augenblicken angesichts der vor Warschau aufzischenden Roten Flut, oder als weitsichtiger Staatsmann und starker Erzieher seines Volkes, – immer legt im Leben und im Bericht der Führer des wiedererstandenen Polen Zeugnis ab von der Wahrheit seiner Jugendjahre, der er unbeugsam treu blieb: *keine soziale Gerechtigkeit ohne nationale Freiheit, kein starker Staat ohne starkes Volk.*

Entsprechend dem Lebensweg des Marschalls Piłsudski ergab sich die Form für die Auswahl seines Lebensberichtes gleichsam von selbst. Die Fülle der menschlichen Erkenntnisse, der tapferen Soldatenerfahrungen, der strategischen Wahrheiten und staatsmännischen Bekenntnisse dieses reichen und stolzen Lebens gliedert sich ohne Zwang, zumal Josef Piłsudski in tiefer psychologischer Selbstprüfung stets gewöhnt war, von seinem Lebenswerk vor sich selbst Rechenschaft abzulegen.

Die Heimat des Wilnalandes – Piłsudski wurde am 5. Dezember 1867 in Zulow bei Świeciany, wenige Kilometer nördlich von Wilna, geboren – und die elterliche Tradition legten dem jungen, revolutionären Patrioten ein deutlich umrissenes Erbe in den Schoß. Seine Jugendjahre sind überschattet von den Schleiern tiefer Trauer um das Mißlingen des polnischen Aufstandes von

1863 und um die unaufhörlichen Opfer, die das Land unter der Henkersherrschaft des russischen Generalgouverneurs für Litauen, des Grafen Murawiew, bringen mußte. Schon die Kindheit bringt Piłsudski mit jenem Element der polnischen Illegalität in Berührung, dem er später als revolutionärer Kämpfer eine ausführliche Darstellung widmet: mit der Bibula, dem illegalen gedruckten Wort, dem scharfen Propagandawerkzeug der unter der Decke des Zarentums unterirdisch wühlenden polnischen Geheimorganisationen.

In einem Selbstbekenntnis „*Wie ich Sozialist wurde*“ deutet Piłsudski seinen Weg als Student und seine sozialistische Wendung an. Die langjährige Verbannung nach Sibirien bringt ihm die Reife des entschlossenen Revolutionärs, der er als Herausgeber des sozialistischen „Robotnik“, als Organisator der Kampfgruppen der PPS und als politischer Publizist bleibt. Aber schon in seinen ersten Berichten klingt der Ton an, der in seiner weiteren Entwicklung widerhallt: man muß Sozialist sein und Patriot, Revolutionär und Soldat!

In all diesen Jahren begleitet ihn ein anderes mütterliches Erbe, die Liebe zu den heimatlichen Dichtern Polens, zu den beiden Großen im Reich der polnischen Literatur: *Śłowacki* und *Mickiewicz*, die wie Piłsudski in Wilna ihren Weg begannen. Aber schon umgeben den zukünftigen Feldherrn und Staatsmann neben den Toten die teuren Gestalten der lebenden Kameraden; da sind die Helfer bei der propagandistischen Arbeit, an ihrer Spitze „Kamerad X“, – mit seinem wahren Namen *Alexander Sułkiewicz*, der die Befreiung Piłsudskis aus dem Petersburger Gefängnis organisiert und gemeinsam mit ihm das rasche Wachstum der polnischen Unabhängigkeitsbewegung freudig erlebt, bis er 1916 als polnischer Legionär in Wolhynien fällt, ohne das gelobte Land der Unabhängigkeit zu erblicken, – und neben Sułkiewicz viele andere, deren Zahl in den nächsten Jahren steil wächst.

Nach dem Zusammenbruch der revolutionären Versuche der Jahre 1905/06 wendet sich Piłsudski immer schärfer und ausschließlicher der Verwirklichung seiner Grundidee zu: der Heranbildung eines polnischen Heeres, das ihm immer wieder als das einzige sichere Unterpfand künftiger polnischer Unabhängigkeit erscheint. Aus den Kampfgruppen der PPS, aus den Organisa-

tionen des Schützenverbandes, aus dem „Verband des aktiven Kampfes“ entwickelt sich allmählich im Lauf der Jahre bis 1914 eine kleine Kerntuppe, Piłsudskis Stolz und einzige Hoffnung. Er arbeitet jetzt auf österreichischem Boden, in Krakau, dem einzigen Platz, der ihm für diese militärischen Vorbereitungen noch blieb. Um ihn herum versammeln sich als Soldaten und Offiziere der Polnischen Legion bereits all die Männer, die später gemeinsam mit Piłsudski den Staat erobern und im soldatisch-revolutionären Sinne umgestalten: Walery Sławek, Alexander Prystor, Josef Beck, Janusz Jędrzejewicz und all die anderen, deren Namen neben dem des Marschalls im neuen Polen einen guten Klang haben.

Als der Weltkrieg ausbricht, schlägt Piłsudskis große Stunde. Mit seinen Legionären ist er inzwischen eine kleine Macht geworden, die immerhin in die Wagschale fällt. Unter schwierigen Bedingungen kann er am 6. August 1914 – einem Ehrentage, den weder er noch seine Soldaten seitdem zu feiern vergaßen – mit seiner Ersten Brigade von Krakau aus ins Feld ziehen, Sieg und Niederlage mit den Armeen Deutschlands und Österreichs zu teilen. „*Meine ersten Kämpfe*“ betitelt sich der Kriegsbericht Piłsudskis. Er schreibt ihn größtenteils in der Einsamkeit der Kasematten von Magdeburg, wo ihn im Sommer 1917 die deutschen Militärbehörden – vom tragischen Mißverständnis und Verhängnis dieser schweren deutschen Jahre zu sprechen, ist hier nicht der Ort – interniert haben. Die von Piłsudski niedergeschriebenen Kapitel sind ein stolzes Lied, der Heldengesang der polnischen Legionäre, deren Kampfwert von Piłsudski bewußt und planmäßig gesteigert wurde, damit er bei Kriegsende, wenn alle anderen abgekämpft wären, das Zünglein an der Waage sein könnte. Die Ereignisse zwangen Piłsudski zu anderen Maßnahmen, als er sie ursprünglich gewünscht hatte. Im Sommer 1917, nachdem die politische Entwicklung die Mittelmächte zur Errichtung eines polnischen Staates veranlaßt hatte, verweigerte Piłsudski mit seinen Legionären den neu geforderten Eid. Die polnischen Legionen sollten – so war es sein Wille gewesen – niemandem anderen dienen als der polnischen Unabhängigkeit.

Das war der Sinn seines selbst im eigenen Volk zunächst kaum verstandenen bewaffneten Kampfes gegen Rußland. Nach der Niederringung des russischen Gegners jetzt dafür einfach einen

anderen Souverän einzutauschen, statt der einen jetzt eine andere, wenn auch verhüllte Abhängigkeit auf sich zu nehmen, konnte nicht der Sinn der blutigen Opfer sein, die die Erste Brigade gebracht hatte. Der ungewissen Zukunft gegenüber griff Piłsudski zu dem seinem Charakter und seinen staatspolitisch-pädagogischen Grundsätzen entsprechenden Mittel der Eidesverweigerung. Piłsudski kam nach Magdeburg, seine Legionäre wanderten in zahlreiche Internierungslager.

Über diesen letzten Kriegsjahren liegt eine geschichtliche Tragik. Mit Recht hat *Adolf Hitler* darauf hingewiesen, daß eine freimütige und tapfere Anerkennung fremder Volksrechte im Jahre 1918 dem deutschen Osten und dem nahen Osteuropa ein anderes Gesicht gegeben hätte, das sowohl den deutschen wie den polnischen Interessen Rechnung trug. Dynastische Wünsche und die bleierne Last Habsburger Sonderinteressen haben eine solche Lösung, die den aufrichtigen Wünschen des deutschen Volkes entsprochen und *Moeller van den Brucks* großer Lehre vom Recht der jungen Völker Rechnung getragen hätte, verhindert. Beide Völker haben dieses tragische Verhängnis mit Jahren schwerer Wirrnisse bezahlen müssen.

Der Zusammenbruch der deutschen Fronten befreite Piłsudski, seine Soldaten und – sein Land. Heimgekehrt und ohne eigenes Bemühen als das selbstverständliche Oberhaupt von allen Seiten anerkannt, geht Piłsudski mit der ihm eigenen Spannkraft sofort an den Neubau des polnischen Staates. Noch sind die Grenzen Polens nicht gesichert. Von Osten her droht die ernste Gefahr der russischen Revolution und ihrer Expansionsbestrebungen. Die Rote Armee ringt in langen Kämpfen ihre innerpolitischen Gegner, die „weißen“ Armeen *Wrangels*, *Denikins* und *Koltschaks* nieder und wendet sich dann mit voller Wucht gegen das noch kaum gerüstete Polen. Die ukrainische Offensive Piłsudskis bleibt ohne Enderfolg. Die rote Reiterarmee *Budjennys* überflutet das südöstliche Polen, die russische Nordarmee rollt unter der Führung *Tuchaczewskis* den linken Flügel der polnischen Front auf und stößt bis Warschau und nördlich von Warschau an die Weichsel vor. In diesen schweren Tagen des Juli und August 1920 lastet auf Piłsudski, dem Staatsoberhaupt und obersten Heerführer die ganze Verantwortung für Staat und Heer. Die innerpolitische Zersetzung macht erschreckende Fortschritte.

Wie durch ein Wunder überwindet der Marschall die drohende Nervenkrise, der Soldat wächst zum Feldherrn: Piłsudskis großer Gegenstoß führt von den Ufern des Wieprz aus in den Rücken der vor Warschau stehenden russischen Armeen und bereitet der Nordarmee Tuchaczewskis eine entscheidende Niederlage. Der strategische Erfolg ist gesichert. Die Russen müssen von Warschau weichen, eine mit strategischem Genie eingeleitete Verfolgung jagt die entsetzt fliehenden Russen aus Polen hinaus, zerbricht die Organisation der Roten Armee und wächst sich zu einem großen militärischen und politischen Triumph aus. Der Rigaer Friede sichert Polen im Osten weite Strecken Gebietes und schiebt seine Ostgrenze bis über die Pripjetsümpfe hinaus.

Die strategischen Erfahrungen des Jahres 1920 legt Piłsudski in seinem großen militärwissenschaftlichen Werk „*Das Jahr 1920*“ nieder, dessen Bekenntnisse und Erklärungen heute nicht allein geschichtlichen Wert haben, sondern gleichzeitig auch einen wesentlichen autobiographischen Beitrag für die Persönlichkeit Piłsudskis darstellen.

Nach den Jahren der äußeren Sicherung des staatlichen Bestandes folgt für den sieggekrönten Feldherrn der vielleicht noch schwerere Kampf um die innere Konsolidierung Polens. Piłsudski kennt sein Volk mit allen seinen guten Gaben und mit seinen, aus Blut und Geschichte gewachsenen Schwächen. Politik ist ihm, der oft genug gegen den Willen seiner Mitbürger für ihre Freiheit zu kämpfen gezwungen war, wesentlich eine Frage der Erziehung. Verleumdet, umkämpft, verbittert geht er den schweren Weg des Staatsmannes. Seine großen politischen Reden aus dem Jahrzehnt von 1920 bis 1930 enthüllen die einzelnen Etappen dieses aufregenden und nervenzerrüttenden Kampfes, bis endlich der große Durchbruch gelungen ist. Die Erste Brigade wird die Grundlage des neuen Staates. Ein stolzes Leben, bis oben angefüllt mit all den Erfahrungen, die nur je ein Mensch haben kann, erreicht sein hohes Ziel.

Heute steht der Marschall in aller Fülle seiner ungebrochenen politischen und soldatischen Kraft, wenn auch nicht formell, so doch dank der moralischen Autorität seiner Persönlichkeit tatsächlich an der Spitze des von ihm geschaffenen und in seinen Grundfesten gesicherten Staates. Die letzten Entscheidungen der inneren und äußeren Politik liegen in seiner Hand; jahrzehnte-

lange Kameradschaft bindet ihn an den Präsidenten der polnischen Republik, an *Ignacy Mościcki*. Die gütige Zusammenarbeit beider Männer ist die Basis der polnischen Staatsgeltung. Die Erste Brigade Piłsudskis stellt die Klammer der Tradition und des persönlichen Einflusses zum Volke hin dar. Wenn der Erste Marschall Polens hier und da in seinen Botschaften an seine Legionäre stolz der Vergangenheit gedenkt, wie etwa in dem schönen Brief des Jahres 1933 aus Pikiliszki an die Warschauer Legionärstagung, dann bindet sich auch in solchen Sätzen des Gedenkens die Kraft der Vergangenheit an das sichere Bewußtsein, die Gegenwart und die Zukunft zu meistern:

„Allzu häufig tauchen vor meinem Geiste wieder jene Stunden des Grauens und der seelischen Erschütterung auf, die wir so lange und so zahlreich miteinander verlebt haben, – jene Stunden, in denen unsere Herzen vor Schmerz und Qual fast brachen, in denen unsere Stirnen feucht wurden von blutigem Schweiß. Immer wieder habe ich damals zum Ausharren und zur zähen Hartnäckigkeit gemahnt. Unlösbar sind wir mit der Geschichte unseres Vaterlandes verbunden . . . Jene Schmerzen und Qualen zu überwinden, wie es mir gelang, hat sich verlohnt. Ein solches Leben wie das meine war wert, gelebt zu werden.“

Diese Worte aus Pikiliszki sind alles andere, als eine Resignation oder auch nur der Ausdruck eines Gefühls, mit dem eigenen Leben abgeschlossen zu haben. Sie stellen nichts anderes dar als einen Weckruf, der immer wieder die zentrale Stellung der tapferen Tradition der Ersten Brigade innerhalb der staatlichen Ideologie und der staatlichen Wirklichkeit Polens betont. Nichts läge dem polnischen Marschall ferner, als in sorgenloser Ruhe und Seelenstille vergangener Tage zu gedenken. Wie in den Tagen von Ułina-Mała ist ihm die Gegenwart eine zwar mit allen Unsicherheiten des Lebens beladene, ernste und schwierige Aufgabe, aber wie bei Ułina verbindet sich mit dieser Bürde der gern getragenen Pflicht der karge Soldatenhymnus an das Leben: „Hoch über allem überschwemmt die Sonne mit heiterem Glanz die ganze Welt!“

Der literarische Niederschlag des Lebens Piłsudskis begleitet alle diese einzelnen Etappen seines seltsamen und ungewöhnlichen Entwicklungsganges. Der Marschall ist nicht nur Soldat und Staatsmann, sondern auch ein großer Schriftsteller. Der ihm

eigene Stil spricht ebenso sehr von unaufhörlicher Lebensnähe wie von einem starken Empfinden für die Selbstgeltung alles Geistigen. Wie er keinen Augenblick davor zurückschreckt, seinem Volk die bisweilen recht bittere Wahrheit zu sagen, so prüft er auch sich selbst mit psychologischer Schärfe. Tiefe, innere Klarheit zeichnet ihn nicht minder aus, wie jene ironische Grundhaltung, aus der ein mühsames Leben spricht.

Der an sich stets schmerzliche Weg der Auswahl war angesichts der umfangreichen Gesamtarbeit Piłsudskis – seine Schriften, Reden und Befehle liegen in der vom Warschauer „Institut zur Erforschung der neuesten Geschichte Polens“ besorgten authentischen Ausgabe nunmehr bereits in neun Bänden vor – nicht zu vermeiden. Der Herausgeber hat jedoch bei der Auswahl Wert darauf gelegt, geschichtlich und gedanklich ein so lückenloses Bild zu geben, wie es die Umstände nur erlauben. Er möchte an dieser Stelle dem im Spätsommer 1934 verstorbenen Leiter des Warschauer Militärhistorischen Büros, General *Julian Stachiewicz*, und seinem Mitarbeiter, dem Major Dr. *Wacław Lipiński*, für ihre gütige und vertrauensvolle Unterstützung danken. Zu dem gleichen Dank fühlt er sich gegenüber dem Mitarbeiter des Militärhistorischen Büros, Rittmeister *Karl Riedl*, verpflichtet, der mit großer Sachkenntnis und Gewandtheit zur Sorgfältigkeit der Auswahl erheblich beitrug, sowie dem Pressechef des Ministerrats, *Tadeusz Świącicki*, dessen guter Rat vor allem für die Ausgestaltung des politischen Teils der Auswahl wertvolle Dienste leistete.

Der Zweck dieses Auswahlbandes ist, der deutschen Öffentlichkeit einen ersten Überblick über eine reiche Gedankenwelt zu vermitteln, die uns bisher unbekannt war. Des notwendigen Zusammenhanges wegen sind den einzelnen Abschnitten knappe Einführungen beigegeben. Daß die Auswahl sich bereits in diesem engen Rahmen zu einem deutlichen Bild des geschichtlichen Weges der polnischen Nation in den letzten vierzig Jahren rundet, gewährt die Gewißheit der richtigen Methode.

Aus allem, was Josef Piłsudski in seinem Leben geschrieben und gesagt hat, spricht der schlichte Ton eines geraden und bis ins Letzte einfachen Menschen. Er ist und bleibt im Kern seines Wesens Soldat. Gerade diese Grundhaltung des erfahrenen Marschalls im Warschauer Belvedere macht uns seine Gestalt so ver-

traut. In seinem Zeichen hat Polen den geschichtlichen Schritt der freundschaftlichen Annäherung an das deutsche Volk vollzogen und in die friedensbereite Hand des deutschen Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler eingeschlagen. Die von Piłsudski ausstrahlenden moralischen Kräfte erscheinen uns als die beste Gewähr dafür, daß der große Akt erneuten Sichkennnenlernens der beiden tapferen Nachbarvölker an der Schwelle Osteuropas eine kraftvolle Einleitung gemeinsamer Arbeit auf allen Gebieten des politischen und wirtschaftlichen Lebens bedeutet.

Heinrich Koitz

Der Verschwörer

„Macht ohne Gerechtigkeit und Freiheit ist rohe Gewalt und Barbarei. Gerechtigkeit und Freiheit ohne Macht ist eine kindische Phrase.“

Wie ich Sozialist wurde

Josef Pilsudski fand bereits als sehr junger Mensch den Weg in die polnische sozialistische Bewegung, die in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts gleichzeitig die Kernorganisation der polnischen Unabhängigkeitsbewegung war. Über die Beweggründe, die den polnischen Staatsmann in seinen Jugendjahren in das Lager der polnischen Sozialisten trieben, sowie über seine persönliche Entwicklung innerhalb der sozialistischen Gedankenwelt hat Pilsudski im Jahre 1903 in der in Lemberg erschienenen sozialistischen Zeitschrift „Der Lichtstrahl“ ein klares Bekenntnis abgelegt. Diese programmatische Erklärung enthält gleichzeitig die tieferen Gründe für den Zerfall der polnischen sozialistischen Bewegung in einen von Rosa Luxemburg geführten linken internationalen Flügel und in den rechten Flügel unter Pilsudskis Führung, der bereits damals die Notwendigkeit empfand, die gesunden sozialistischen Grundgedanken mit nationalen Notwendigkeiten so eng als möglich zu verknüpfen.

Als Sozialist bezeichnete ich mich eigentlich bereits im Jahre 1884. Ich sage ausdrücklich: ich bezeichnete mich so! Denn das bedeutete noch nicht, daß ich mir schon unbeugsame und dauerhafte Überzeugungen über den Wert der sozialistischen Idee erkämpft hätte. Ich besuchte damals das Gymnasium in Wilna, gehörte der einige Jahre vorher gegründeten Vereinigung „Spójnia“ an und verfiel mit meinen Kameraden der sozialistischen Mode, die uns ältere Schulkollegen, Studenten der Petersburger Universität, nahebrachten. Ich gebe es offen zu, daß es eine Art Mode war – denn anders kann man die damalige sozialistische Epidemie kaum bezeichnen, die den Geist der revolutionär oder doch wenigstens oppositionell gestimmten Jugend erfaßte. Sie packte uns in einem solchen Grade, daß keiner meiner intelligenten und tatkräftigen Kameraden es in seiner Entwicklung vermeiden konnte, diese sozialistische Periode durchzumachen.

Die einen blieben weiter Sozialisten, die anderen wechselten in ein anderes Lager über, die dritten schließlich verwarfen später jede soziale Bestrebung – aber jeder einzelne von ihnen war längere oder kürzere Zeit Sozialist. Ich muß also vor allem, um von mir selbst zu sprechen, erklären, warum ich damals revolutio-

när gestimmt war. Ich bin auf dem Lande geboren, in einer adligen Familie, deren Mitglieder sowohl wegen ihres Anspruchs auf eine recht alte Abstammung als auch dank ihres großen Gutsbesitzes in die Reihe derer gehörten, die man einst als „bene nati et possessionati“ bezeichnete. Da wir gutsituiert waren, kannte ich lange Zeit keine materiellen Sorgen, und meine Kindheit war von einer gewissen Behaglichkeit umgeben. Ich könnte, da ich zahlreiche Geschwister besaß und meine Eltern sehr zärtlich und herzlich zu uns waren, meine Kindheit als ein ländliches Idyll bezeichnen. Ich könnte es, – wenn nicht ein großer Kummer meinen Vater bedrückte, meiner Mutter Augen vor Tränen rötete und in meinem kindlichen Geiste einen tiefen Eindruck hinterließ: die frische Erinnerung an das Mißgeschick meines Volkes im Jahre 1863.

Meine Mutter, eine unversöhnliche Patriotin, bemühte sich keineswegs, ihren Schmerz und ihre Enttäuschung über den Zusammenbruch des Aufstandes vor uns zu verbergen, sondern sie erzog uns im Sinne der Notwendigkeit des weiteren Kampfes mit dem Feinde unseres Vaterlandes. Von frühester Kindheit an wurden wir unter besonderer Berücksichtigung der verbotenen Werke mit den Schöpfungen unserer großen Dichter bekannt gemacht: wir wurden in der polnischen Geschichte unterrichtet, und man kaufte uns ausschließlich polnische Bücher. Diese revolutionäre Vaterlandsliebe hatte keine ausgesprochen soziale Richtung. Die Mutter liebte von unseren großen Dichtern am meisten Krasiński, ich wiederum zog von Kindheit an Słowacki vor, der für mich auch der erste Lehrer demokratischer Grundsätze war. Sie prägten sich bei einem Kinde natürlich noch sehr unklar und verschwommen aus, doch festigten sie sich nach jedem Streit, den die Mutter im Scherz ihretwegen mit mir ausfocht, bei meinem lebhaften und bisweilen trotzigem Charakter immer mehr.

Außer den Büchern, die sich mit Polen beschäftigten, las ich ziemlich viel durcheinander, alles, was mir nur unter die Finger kam. Den tiefsten Eindruck machten mir Bücher, die das Leben der klassischen Völker beschrieben, der Griechen und Römer. Wahrscheinlich deswegen, weil sie viele Einzelheiten über Kämpfe um das Vaterland und zahlreiche Beschreibungen von Heldentaten enthielten. Außerdem besaß ich eine Vorliebe für Napoleon, und alles, was diesen meinen Helden betraf, packte mich stark

und beflügelte meine Phantasie. Alle meine Träume galten damals ausschließlich dem Aufstand und dem bewaffneten Kampf gegen die Russen, die ich aus ganzer Seele haßte. Jeden einzelnen von ihnen hielt ich für einen Halunken und Dieb. Das letztere war übrigens vollkommen gerechtfertigt. Zu jener Zeit überschwemmte Rußland das ganze litauische Gebiet mit seinem Abschaum, mit den niederträchtigsten Elementen, die es besaß — und die Erzählungen über die Schurkereien und Barbarei der Horde Murawiews waren in aller Munde.

Der Genauigkeit wegen muß ich hinzufügen, daß meine Mutter von frühester Kindheit an bemüht war, in uns Selbständigkeit des Denkens und das Bewußtsein des persönlichen Eigenwertes zu entwickeln, was sich in meinem Geiste etwa folgendermaßen darstellte: nur derjenige ist des Titels Mensch würdig, der gewisse Überzeugungen besitzt und sie ohne Rücksicht auf die Folgen durch seine Handlungen zu bekennen bemüht ist.

Mit einer solchen Veranlagung und mit derartigen Ansichten, sofern man kindliche Gedanken so bezeichnen kann, kam ich zur Schule. Ich wurde Schüler des ersten Wilnaer Gymnasiums und wohnte in den Mauern der einstigen Wilnaer Universität, der Alma mater von Mickiewicz und Słowacki. Sie sah nun natürlich anders aus als zu ihren Zeiten. Während meiner Schuljahre wirkten an ihr zur Erziehung und zum Unterricht der Jugend zaristische Pädagogen, die alle politischen Leidenschaften in die Schule hineintrugen und planmäßig die Selbständigkeit und persönliche Würde ihrer Zöglinge zu unterdrücken trachteten. Für mich war die Schulzeit also eine Art Katorga. Ich war ein ziemlich befähigter Junge, brauchte mich bei der Arbeit nicht zu quälen und stieg mit Leichtigkeit von Klasse zu Klasse. Aber die Atmosphäre der Schule drückte, die Ungerechtigkeit und die politische Einstellung der Lehrer empörten mich, die Vorträge wirkten langweilig und ermüdend. Eine Ochsenhaut würde nicht genügen, die unaufhörlichen, erniedrigenden Angriffe von seiten der Lehrer zu beschreiben, die Beschimpfungen alles dessen, was ich zu verehren und zu lieben gewöhnt war. Wie nachhaltig der Eindruck dieses pädagogischen Systems auf mich war, mag man daran ermessen, daß noch jahrelang später, als ich bereits das Gefängnis, Sibirien und die verschiedensten amtlichen Quälgeister kennengelernt hatte, in jedem verdrießlichen Traum

einer meiner „netten“ Lehrer aus Wilna diese oder jene Rolle spielte.

Unter diesen Verhältnissen wuchs mein Haß gegen das zaristische System, gegen den russischen Druck mit jedem Jahre. Bisweilen erstickten mich ohnmächtige Wut und die Scham darüber, daß ich dem Feinde keinen Abbruch tun konnte und die Unterdrückung meiner persönlichen Würde schweigend ertragen mußte. Die lügnerischen und verächtlichen Reden, die ich über Polen, seine Bevölkerung und seine Geschichte anzuhören gezwungen war, brannten mir auf den Wangen. Das Gefühl der Unterdrückung, das Gefühl eines Sklaven, den man jeden Augenblick wie einen Wurm zertreten konnte, lastete auf mir wie ein Mühlstein. Die Jahre meines Aufenthaltes im Gymnasium zähle ich stets zu den unangenehmsten meines ganzen Lebens.

Ständig vom Aufstand träumend, begann ich zu überlegen, warum die bisherigen Volksbewegungen gescheitert waren. Bücher, die es mir hätten sagen können, gab es nicht: materielle Sorgen entfernten zeitweilig meine Eltern von uns Kindern, und in den Unterhaltungen mit älteren Leuten wurde über den letzten Aufstand nur sehr wenig gesprochen – zudem war mir das, was gesagt wurde, sehr zuwider. Denn man meinte, der Aufstand sei nicht nur ein Fehler, sondern sogar ein Verbrechen gewesen. Ich las daher mit besonderem Interesse alles nur Erreichbare über die Französische Revolution. Die sozialen Grundlagen dieser Bewegung verstand ich natürlich noch nicht. Dafür aber war ich um so mehr über ihre Schwungkraft, über ihre revolutionäre Verbissenheit und über die Beteiligung großer Menschenmassen entzückt.

Wenn ich mich dann fragte, warum nicht auch wir Polen eine solche revolutionäre Energie aufbringen konnten, so fand ich nur eine Antwort: wir waren und sind eben untüchtiger als die Franzosen. Das war ein schwerer Schlag für meinen Nationalstolz, aber mich erwartete ein noch stärkerer. Damals sprach man allgemein über den Kampf der russischen „Narodna Wola“ gegen das Zarentum. Berichte über diesen Kampf drangen natürlich auch nach Wilna, und seine Heldenhaftigkeit machte auf meinen romantischen Geist einen starken Eindruck. Zur gleichen Zeit blieb aber in Polen alles ruhig. Die Organisation „Proletarjat“, die damals in Warschau arbeitete, war so schwach, daß ihr Ein-

fluß kaum bis Wilna drang. Außer ihr gab es im polnischen Volk, das noch von den Kämpfen des Jahres 1863 erschöpft war, nichts als Furcht, schwarze Reaktion und so viel Entrüstung über jeden lebendigeren Gedanken, daß meine Vergleiche zwischen Polen und Rußland damals stets zugunsten Rußlands ausfielen. Ich war geradezu gedemütigt und stand am Scheidewege meines Lebens.

Gerade in jener Zeit kam die sozialistische Mode auf. Sie gelangte zu uns nach Wilna auf dem Wege über Petersburg, also aus dem Osten. Für mich persönlich war das, glaube ich, eine glückliche Fügung. Denn wäre ich damals den Warschauer Sozialisten begegnet, die ganz offen die Bedeutung der Nationalitätenprobleme leugneten und die Aufstandstradition bekämpften, – ich hätte mich gegen ihren Einfluß sehr gesträubt, so daß ich wohl gleichzeitig mit diesen meiner Meinung nach unnötigen Zugaben auch die Idee des Sozialismus selbst verworfen hätte. Der Petersburger Sozialismus verlangte von mir diese Opfer nicht, sondern gab mir sogar einen gewissen Leitfaden, eine Art Weltanschauung, die mit Leichtigkeit den Platz meiner vorherigen Verwirrung einnahm.

Die Petersburger wie überhaupt die damaligen russischen Sozialisten waren ganz und gar nicht das, was man heute unter diesem Begriff versteht. Ihr Sozialismus war ein ziemlich wunderliches Gemisch einer sozialistischen Kritik der bürgerlichen Gesellschaft und eines anarchistischen Ideals unabhängiger Gemeinschaften, zusammen mit einem etwas reaktionären Glauben an das russische Volk, in dem angeblich sehr im Gegensatz zum bürgerlichen Westeuropa kommunistische Ansätze in ihrer ganzen Herrlichkeit stecken sollten. Gegenüber Europa war dieser Sozialismus überkritisch, um so nachsichtiger dafür gegenüber Rußland. Damit verwandelte er sich in einen recht gewöhnlichen intellektuellen Radikalismus, bei welchem jener russische Messianismus als spanische Wand diente, um die Nachlässigkeit bei der Hebung des Bewußtseins des arbeitenden russischen Volkes zu verbergen.

In den Köpfen der polnischen Jugend in Wilna setzte sich dieser wunderliche Sozialismus auf recht verschiedenartige Weise fest. Einige russifizierten sich unter seinem Einfluß völlig und brachen mit allem, was polnisch war. Andere, zu denen auch ich

gehörte, nahmen bis zu einem gewissen Grade die russischen Behauptungen über ihr Volk unkritisch auf und richteten daher ihr Hauptaugenmerk auf die Kritik des bürgerlichen Systems in Europa; den gleichen kritischen Maßstab legten wir natürlich auch bei der Betrachtung unseres eigenen Volkes an...

Als solcher, recht oberflächlicher Sozialist kam ich im Jahre 1885 auf die Universität nach Charkow. Die dortige polnische Jugend machte keinen Eindruck auf mich. Sie war ziemlich untätig und besaß keinerlei stärkeren sozialen Ehrgeiz; diejenigen unter ihnen, die ihn dennoch hatten, waren fast völlig russifiziert. Die russischen Studenten waren wesentlich lebendiger, energischer und beweglicher. Man bemühte sich, mich in die studentische Gruppe der „Narodna Wola“ hineinzuziehen, aber ich wehrte mich entschieden dagegen und besuchte lediglich einige Selbstbildungszirkel... Polnische Bücher gab es nur wenige, ich sehnte mich also nach der Heimat und nach einer anderen Umgebung. Ein wenig belebten mich Neuigkeiten über die Warschauer Organisation „Proletarjat“, die gerade damals vor die russischen Richter zitiert wurde. Ich konnte jedoch keine genaueren Mitteilungen darüber erhalten und kam lediglich zu der Überzeugung, daß man irgendeine solche Organisation errichten mußte, um auch bei uns daheim ein Programm der sozialistischen Arbeit auszuarbeiten.

Mit diesem Gedanken vertraute ich mich nach meiner Heimkehr von Charkow einigen Wilnaer Kameraden an. Sie waren mit mir einer Meinung. Es bildete sich ein Kreis, der außer mir und meinen Schulkollegen noch aus ein paar Petersburger Studenten bestand... Wir beschlossen, für uns selbst ein hektographiertes Schriftchen herauszugeben und an die Ausarbeitung eines Programms zu gehen, das den Bedürfnissen des Landes entsprechen sollte. Da sich wegen eines kleinen formalen Verstoßes die Charkower Universitätsbehörde weigerte, mich für das nächste Studienjahr aufzunehmen, beschloß ich, während dieses Jahres in Wilna zu bleiben, um dann zur weiteren Ausbildung ins Ausland zu gehen.

In dieser Zeit fielen mir zum erstenmal polnische sozialistische Broschüren in die Hand. Sie gefielen mir bereits wesentlich besser und konnten mich eher überzeugen als die bis dahin von mir gelesenen Erörterungen der „Narodna Wola“. Ich nahm mir dar-

aufhin vor, den eigentlichen Sozialismus kennenzulernen, und las in russischer Sprache den ersten Band des „Kapitals“ von Marx. Ich glaube nicht, daß diese Lektüre einen tiefen Eindruck auf mich machte. Wenn auch die russischen Einflüsse nicht gerade stark auf mich gewirkt hatten, so verursachten sie immerhin einige anarchistische Verwirrungen in meinen Gedanken. Die abstrakte Logik von Marx und die Behauptung von der Herrschaft der Ware über den Menschen gingen mir nicht in den Kopf.

Im übrigen hatte ich nicht viel Zeit für die Beschäftigung mit theoretischen Fragen. Ich leitete einige Selbstbildungszirkel, knüpfte Beziehungen mit Wilnaer Arbeitern an, sammelte volkstümliche Broschüren und hektographierte unser Schriftchen. Arbeit gab es also in Hülle und Fülle. Unser Kreis brachte kein Programm zustande, wir einigten uns lediglich dahin, daß wir uns mit allem Nachdruck gegen die brutale Entnationalisierungspolitik verteidigen wollten, die von den Russen in Litauen betrieben wurde. Mit der polnischen Bewegung im Königreich unterhielten wir keine Verbindung, denn es war die Zeit des völligen Zusammenbruchs der Organisation „Proletarjat“.

Anfang des Jahres 1887 wurde ich im Zusammenhang mit dem Attentat auf das Leben Alexanders III. mit meinem älteren Bruder verhaftet, obwohl wir nur zufällig in die Angelegenheit verwickelt waren. Mein Bruder kam in die Katorga, mich selbst verurteilte man zu fünf Jahren Verbannung nach Ostsibirien. Erst dort, als ich in aller Ruhe über meine Erlebnisse nachgrübeln konnte, wurde ich, was ich bin.

Vor allem befreite ich mich von Grund auf von den Resten des damaligen russischen Einflusses; beim näheren Kennenlernen zahlreicher Vertreter der russischen Bewegung und bei der Überprüfung der russischen Literatur und Publizistik hörte ich auf, die Bedeutung und die Kräfte der russischen revolutionären Bewegung zu überschätzen. Auf diese Weise bahnte ich mir den Weg für westeuropäische Einflüsse. Dann durchschaute ich in Sibirien, wo angesichts des Fehlens aller Kultur die sozialen Spannungen in ihrer ganzen Nacktheit unverhüllt auftraten, den Verwaltungsapparat des Zarentums und seinen Einfluß auf das Leben in Rußland selbst immer deutlicher. In mir erwachte ein noch größerer Haß gegen diese mit europäischem Firnis überdeckte asiatische Mißgeburt. Im übrigen festigten mich Über-

legungen und Bücher im Sozialismus. Ich lernte damals verstehen, daß er nicht nur eine Schwärmerei edelmütiger Menschen war, die vom Glück der Menschheit träumten, sondern daß er dem realen Bedürfnis der arbeitenden Massen entsprach, sobald die kulturelle und soziale Entwicklung ihnen das Verständnis für die Grundbegriffe dieser Idee ermöglichte...

Und wenn ich an mein Volk dachte, mit dem mich alle Freude und aller Schmerz, alle meine Gedanken und alle meine Gefühle verbanden, dann kam ich zu der Überzeugung, daß meine kindlichen Träume und Schwärmereien mit der Weltanschauung meiner Jünglingsjahre in Einklang standen: ein Sozialist in Polen muß zuerst nach der staatlichen Unabhängigkeit seiner Heimat trachten, denn *staatliche Unabhängigkeit ist die wesentliche Bedingung für den Sieg der sozialistischen Idee.*

Bibula

Nach dem Eintritt in die polnische sozialistische Bewegung spielte Piłsudski, durch seine Verbannung nach Sibirien frühzeitig zum politischen Märtyrer gestempelt, sehr bald eine hervorragende Rolle in der Polnischen Sozialistischen Partei (PPS). Er nahm an vielen ihrer großen illegalen Aktionen teil, organisierte die Geheimdruckerei der Partei und leitete jahrelang das Zentralorgan der PPS, den „Robotnik“ („Der Arbeiter“). Bei der Aushebung dieser Druckerei in Lodz durch die russische Polizei im Jahre 1900 wurde Piłsudski verhaftet, zunächst in den Pavillon 10 der Warschauer Zitadelle und später in das Petersburger Gefängnis gebracht. Dort gelang ihm unter Mithilfe einiger Gesinnungsgenossen, vor allem auch des im nachstehenden Text erwähnten „Kameraden X“, des Sozialisten Alexander Sulkiwicz, eine abenteuerliche Flucht ins österreichische Galizien. Einen Teil seiner Erinnerungen an diese Zeit der revolutionären Arbeit hat Piłsudski im Jahre 1903 im Krakauer sozialistischen „Naprzód“ („Vorwärts“) veröffentlicht. Diese Arbeit trägt den Namen „Bibula“, mit welchem Wort die polnischen sozialistischen Revolutionäre in ihrer Fachsprache die illegale, geheime Literatur ihrer Bewegung bezeichneten.

Die Macht des gedruckten Wortes

Wenn ich an meine Kinderjahre zurückdenke, dann erwacht in mir der lebendige Eindruck des ersten Zusammentreffens mit der Bibula. Das geschah in einem kleinen litauischen Herrenhaus, ungefähr zehn Jahre nach dem polnischen Aufstand von 1863. Die Erinnerung an die Herrschaft Murawiews und an seine Henkerzeit war noch so stark, daß man beim Anblick der Uniform eines Verwaltungsbeamten zu zittern begann, und daß die Gesichter vor Furcht erblaßten, wenn das Läuten der Glocke herüberklang, das die Ankunft eines Vertreters der russischen Behörden ankündigte.

In jener Zeit holte meine Mutter bisweilen aus irgendeinem verborgenen Schlupfwinkel, der nur ihr bekannt war, ein paar kleine Büchlein hervor, die sie immer wieder las, und aus denen sie uns Kinder einige Abschnitte auswendig lernen ließ. Es waren die Werke unserer Dichter. Das Geheimnis, das diese Augenblicke umgab, die Ergriffenheit meiner Mutter, wenn sie zu uns kleinen

Zuhörern sprach, der plötzliche Szenenwechsel, wenn zufällig ein unerwünschter Zeuge in unsere kleine Familienverschwörung geriet, — alles das hat in meiner Erinnerung eine unverwischbare Spur hinterlassen. Diese Bücher eben und noch einige andere, etwa Broschüren aus der Zeit vor dem Aufstande, waren für uns damals fast die einzigen Vertreter der vor der Zensur verheimlichten Literatur. Nur in geringer Menge hatten sie das Durcheinander des Aufstandes überlebt. Man bewahrte diese Hefte sorgfältig auf wie Reliquien. Sie übten jedoch keinen tieferen Einfluß auf breite Schichten aus, da sie meistens doch noch aus Furcht vor einer wirklichen oder vermuteten Gefahr vernichtet wurden. Infolgedessen beschränkte sich ihr Einfluß größtenteils auf den Kreis der Familie, die sie besaß.

Um 1875 begannen dann von Zeit zu Zeit sozialistische Druckschriften zu erscheinen. Die Zahl ihrer Leser konnte natürlich zunächst nur sehr gering sein, aber die Begeisterung der Anhänger der sozialistischen Idee bewirkte, daß sie sich gerade in den Schichten der Nation rasch verbreiteten, die damals sogar vom erlaubten Buch nur selten erreicht wurden. Die sozialistische Bibula behauptete sich lange Zeit hindurch als einzige im polnischen Volk, das nach dem Aufstand von 1863 unter dem russischen Terror lebte. Allmählich schwanden allerdings Furcht und politische Erstarrung dahin, um so mehr, als der von den Sozialisten geführte Kampf die Leute überzeugte, daß es nicht unmöglich war, die barbarischen Gesetze des Zarismus zu umgehen. So kann man etwa von 1880 ab neben den sozialistischen Büchern und Broschüren eine immer größere Anzahl anderer illegaler Bücher feststellen: ausländische Ausgaben unserer Dichter, historische Abhandlungen, Flugschriften, die jedes in seiner Weise die Lage in den polnischen Provinzen Rußlands zu beleuchten versuchten.

Die Tätigkeit der PPS bedeutete für die Bibula einen neuen Zeitabschnitt. Sie war in Polen nach dem Aufstande die erste revolutionäre Organisation, der es gelang, ein Jahrzehnt lang ununterbrochen durchzuhalten und einen solchen Grad von Organisation und Technik zu erreichen, daß ihre Tätigkeit auf dem Gebiet der Herausgabe und Verbreitung von Druckschriften keine ernsthafte Unterbrechung mehr kannte. Zuerst wurde das Erscheinen einer größeren Anzahl ausländischer Veröffentlichun-

gen mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen; als aber ihre Zahl unaufhörlich wuchs, als die Partei sogar begann, den „Robotnik“ im Inlande herauszugeben, als lange Zeit hindurch die Jagd der russischen Gendarmerie nach der Druckerei vergeblich blieb, und als schließlich die Verbreitung der illegalen Druckschriften eine gewisse Regelmäßigkeit erreichte, so daß die einzelnen Ausgaben ihren Bestellern unabhängig davon zuzugehen begannen, ob sie in Warschau oder in der Provinz wohnten, – da begann die Öffentlichkeit, sowohl die Arbeiterschaft als die Intelligenz, der Solidität und Dauerhaftigkeit dieser Erscheinung Glauben zu schenken.

Der Eindruck, den dieser Erfolg der PPS im ganzen, weiten russischen Reich hervorrief, war ungeheuer. Nach kurzer Zeit kamen von allen Seiten Vorschläge, die sich auf die Einschmuggelung dieser oder jener Bücher nach Polen bezogen. Bis 1900 gab es sozusagen nicht eine einzige revolutionäre Organisation im ganzen Reich, die sich nicht mit solchen Vorschlägen an die PPS gewandt hätte. Man kam aus Petersburg, aus Moskau, aus Samara zu uns . . . Es waren Vertreter der verschiedensten Kreise, die uns ersuchten, sei es illegale Druckschriften, sei es überhaupt Druckereimaterial nach Polen zu schaffen.

Die Tätigkeit der PPS auf dem Gebiet der Herausgabe und Verbreitung von Bibula brachte in die dumpfen Mauern unseres Gefängnisses einen Hauch Europas mit seiner Pressefreiheit, und diese Tatsache ermutigte die Öffentlichkeit sehr. Die Bibula hörte auf, etwas Ungewöhnliches zu sein; man gewöhnte sich an sie, so daß nach einiger Zeit in den Kreisen, die die Publikationen der PPS erhielten, noch ein anderer Fortschritt möglich war: ein Teil dieser Veröffentlichungen konnte sogar verkauft werden, und die Partei erhielt schließlich auch Abonnenten für ihre periodischen Schriften.

Dem Beispiel der PPS folgten bald die anderen polnischen illegalen Organisationen, der jüdisch-sozialistische „Bund“ und die bürgerlichen „Nationaldemokraten“. Diese Gruppen erreichten wieder andere Schichten der Nation, die nicht unter dem Einfluß der PPS standen, und machten so immer breitere Kreise mit der illegalen Tätigkeit und ihrer geheimen Literatur vertraut.

Wie leicht zu begreifen ist, mußte eine solche Menge illegaler Druckschriften einen starken Einfluß auf den Standpunkt der

Bevölkerung gegenüber allem Illegalen und insbesondere gegenüber dem nicht zensurierten Buch ausüben. Sie hörten zunächst auf, eine heilige Sache zu sein, sie riefen kein Erschrecken mehr hervor, sondern zerstörten sogar die Autorität der zaristischen Regierung und den Glauben an ihre Macht. Schon der familiäre Name des Wortes „Bibula“ beweist die weite Verbreitung der illegalen Druckschriften und bezeugt, daß sie den geheimnisvollen Reiz verloren hatten, der sie einst umgab.

Selbst die Bauern gewöhnten sich immer mehr an die Lektüre der illegalen Bücher. Ich könnte eine große Zahl von Geschichten erzählen, die diese Tatsache beweisen, will mich aber auf ein sehr charakteristisches Beispiel beschränken:

In irgendeinem Dorf an der Weichsel erhielten die Bauern gewöhnlich die nationaldemokratische Bibula und daneben bisweilen auch noch sozialistische Veröffentlichungen. Eines Tages – ich weiß nicht, warum – kam die Bibula nicht mehr. Die Bauern beschlossen, an die Quelle zu gehen. Sie sammelten Geld und schickten einen Abgesandten aus, der Leute suchen sollte, durch die sie wieder mit der Bibula in Verbindung kommen konnten. Man empfahl ihm dabei, nicht nur nach Nationaldemokraten, sondern auch nach Sozialisten zu suchen. Ich kenne die Einzelheiten der Odyssee dieses bäuerlichen Abgesandten nicht, ich weiß nur, daß er irgendwie, zu Fuß oder mit einem Fuhrwerk, umherirrte und einige Meilen von seinem Heimatort entfernt zufällig einem Mitglied der PPS in die Hände fiel, so daß er die Verbindung mit der PPS wieder anknüpfen konnte und befriedigt heimkehrte . . .

Die ungeheure Masse der im Lande zirkulierenden illegalen Literatur bildete natürlich eine bisher in den polnischen Provinzen des Zarismus unbekannte Erscheinung, und die Gewöhnung, ich möchte sogar sagen, die Anhänglichkeit der Arbeiter in der Stadt und auf dem Lande an die Bibula verwirklichte den Traum von Mickiewicz, der zu seiner Zeit selbst Autor verbotener Schriften war und den Augenblick herbeisehnte, in dem seine Bücher auch in die Hütten der Bauern wandern würden.

Diese Entwicklung konnte natürlich der Aufmerksamkeit der Regierung nicht entgehen. Fürst *Imeretynsky* – in den neunziger Jahren Warschaus Generalgouverneur – stritt nicht ab, daß die Landleute verbotene Bücher lesen, aber für ihn war diese Tatsache nur ein Grund, die Schulorganisation Polens zu reformie-

ren und eine Gegenpropaganda der Regierung einzuleiten. Der Einfluß dieses zaristischen „Kulturträgertums“ war mehr oder weniger gleich Null; es ist sogar unbestreitbar, daß die Regierung selbst unter den Einfluß der Bibula geriet und vor ihr zurückweichen mußte.

Man begann zunächst einen gewissen Teil der Bibula sozusagen als halb erlaubt zu betrachten. Die ausländischen Ausgaben unserer Dichter, die dicken Lehrbücher, die neuen Dichtungen unserer Poeten, die jenseits der Grenze erschienenen Romane und natürlich die Veröffentlichungen der Verständigung suchenden Gruppen gehörten zu dieser Art Bibula. Nicht selten erwähnten die Gendarme im Verlauf ihrer Durchsuchungen diese Bücher in ihren Protokollen einfach nicht und begnügten sich damit, sie vom Tisch oder vom Regal mit der brummigen Bemerkung herunterzustößen: „Das sind Kleinigkeiten!“ Bisweilen nahmen sie solche Bücher mit, aber sie erstatteten keine Anzeige mehr.

Eines Tages nahm ein Gendarm nach einer Durchsuchung bei einem meiner Freunde zwei Bände von *Limanowski* mit: „Die soziale Bewegung im 18. und 19. Jahrhundert“. Als die Angelegenheit erledigt war, ging mein Freund zu dem Gendarm und forderte diese Bücher zurück. Der Gendarm lachte und gab sie ihm wieder, aber er riet ihm, sie nicht mehr in seiner eigenen, sondern in einer fremden Wohnung zu benutzen. „Sehen Sie, bei Ihnen, der Sie auf der Liste der Verdächtigen stehen, ist so etwas fast ein Beweis; bei einem anderen wären solche Bücher ohne jede Bedeutung. Alle Welt liest dieses Zeug da, sogar ich selbst habe mit Interesse ein paar Seiten überflogen.“

Dasselbe etwa antwortete mir der Oberstleutnant *Gnoinski*, als ich ihn nach meiner Verhaftung in der Druckerei darum bat, mir die Werke *Słowackis* in meiner Zelle zu lassen, die man bei mir gefunden hatte: „Eine Kleinigkeit! Ich verstehe sehr gut, daß man so etwas bei jedem intelligenten Polen findet. Deswegen verfolgen wir niemanden. Aber in die Zelle kann ich es Ihnen nicht mitgeben, denn es ist immerhin kein erlaubtes Buch!“

Die Nachsicht der Regierung beschränkte sich nicht nur auf die halblegale Bibula. Die große Verbreitung der Parteidruckschriften und der revolutionären Bibula zwang die Regierung, vor solchen Gesetzesverletzungen immer mehr die Augen zu schließen. Rittmeister *Konisski*, der mich in Warschau verhörte, erklärte

mir, daß es seiner Meinung nach in Warschau keinen einzigen Arbeiter gebe, der nicht an diesem oder jenem Tage „euren Kurrier“, wie er den „Robotnik“ scherzhaft nannte, in den Händen hatte. Gewöhnlich verhaftete man jeden, bei dem man die Zeitung fand, oder bestellte ihn wenigstens zum Verhör; aber in vielen Fällen gab es keine Strafe, oder das Urteil fiel sehr milde aus, beispielsweise vierzehn Tage Gefängnis. Nur neue Veröffentlichungen oder eine große Menge Bibula lenkten auch ohne anderen Schuldbeweis die Aufmerksamkeit der Gendarmerie auf sich, weil man dann engere Beziehungen zwischen den Beschuldigten und den revolutionären Organisationen vermuten durfte.

Wie man sieht, mußte die zaristische Regierung vor der wachsenden Flut der Bibula einen Schritt zurückweichen; es war dieser also gelungen, die Menschheitsrechte unter dem Zarismus etwas zu erweitern. Das ist unter hundert anderen ein Beweis mehr für die Biagsamkeit der russischen Verfassung. Da das zaristische Regiment sich nicht auf Gesetze, sondern auf die Willkür der Verwaltungsbehörden stützte, mußte es die natürlichen Folgen des neuen Sachverhalts tragen. Daraus ergab sich ein gewisses Zaudern der Beamten und in gewissen Fällen häufiges Abweichen von Gesetzen und Verwaltungsvorschriften.

Jeder Beamte führte Politik auf eigene Faust; da er in viel größerem Maße als die Zentralbehörde von seiner Umgebung abhängig war, neigte er zur Verständigung und zum Übersehen verschiedener Vergehen. So erging es der russischen Gendarmerie in Polen auch mit der Bibula. An den Gesetzen und Verfügungen der Zentralbehörden war nichts geändert worden, aber man fand sich schweigend mit einer gewissen Art von Gesetzesverletzungen ab. Man wollte keine umständliche und langwierige Arbeit haben, also schloß man die Augen. Die illegalen Druckschriften blieben im Prinzip verboten, aber in Wirklichkeit wurden sie bis zu einem gewissen Grade geduldet.

Immerhin besaß diese Legalisierung keine gesetzliche Grundlage, sie war also weder beständig noch allgemein verbreitet. Jeden Augenblick, bei jeder Gelegenheit konnte ein vergilbtes Gesetz wieder aus dem Schreibtisch gezogen und mit seinen Strafvorschriften gegenüber dem Schuldigen angewandt werden. In der Provinz z. B. und besonders auf dem Lande, wo die Verwaltung und die Polizei weniger Arbeit hatten als in der Stadt, konnte jede

illegale Druckschrift ein Gewitter auf den Kopf ihres Lesers heraufbeschwören...

Die Bibula wurde also nicht nur ein Bedürfnis für die große Mehrheit der polnischen Leser, sondern gleichzeitig auch eine Macht, vor der sich die starke Regierung des Zaren beugen mußte. Schon entstand eine wichtige Frage: wer verfügte über diese Macht, wer befriedigte diese Bedürfnisse? Die große Masse der illegalen Druckschriften war politische Bibula, eingeschmuggelt und verbreitet von den im Lande bestehenden Organisationen: der PPS und der Nationaldemokratie. Die Bibula der anderen Organisationen erreichte kein sehr hohes Niveau.

Das zahlenmäßige Übergewicht der Partei-Bibula über die parteilose Bibula war kein Werk des Zufalls. Das einzige Mittel, das unter dem Zarismus den politischen Organisationen zur Verfügung stand, um die Öffentlichkeit in einer bestimmten Richtung zu orientieren, war das gedruckte Wort. Alle anderen Wege: Vereinigungen, Verbände, Versammlungen, mündliche Propaganda, waren unter den damaligen politischen Voraussetzungen in Rußland so begrenzt, daß ihr Einfluß nur eine geringe Tragweite besaß; sie erreichten nur eine sehr beschränkte Zahl von Personen. So mußte das Buch oder der Aufruf in der Mehrzahl der Fälle den Agitator oder den Redner ersetzen, dem Organisator vorangehen, ihm den Weg bahnen, den Boden vorbereiten, den Hörer günstig stimmen.

Das Buch besaß als Agitator unter der Herrschaft des Zaren unschätzbare Vorteile. Es hinterließ keine solchen Spuren wie ein Mensch, es wirkte in der Stille, ohne Lärm, es konnte notfalls in einem Augenblick vernichtet werden. Bei Verhören war es nur ein stummer Zeuge, es weckte keinen überflüssigen Verdacht, zog nicht im gleichen Maße wie die Menschen Strafe und Verfolgung nach sich. Es war also ein bequemer Agitator sowohl für den Leiter der illegalen Aktion wie für die Mitarbeiter. In vielen Situationen war die Bibula sogar das einzige Werkzeug, über das der politische Organisator verfügte.

Gerade diese große Bedeutung des gedruckten Wortes legte jeder illegalen Gruppe die überaus wichtige Pflicht auf, ihren Mitgliedern die Bibula zu übermitteln und sie mit dieser damals unumgänglichen Waffe auszurüsten. Es versteht sich von selbst, daß dies in einem so großen Gefängnis wie im Zarenreich nicht

von selbst ging, sondern ziemlich viel Energie und Kraft jeder Organisation in Anspruch nahm. Zuerst einmal mußte die Bibula hergestellt werden. Dabei waren zwei Gruppen zu unterscheiden: die inländische und die ausländische Bibula. Die letztere bildete natürlich die große Mehrheit, da die Herstellung im Auslande erheblich einfacher war als unter den Augen der zaristischen Polizei im Inlande. Dafür aber mußte die aus dem Ausland kommende Bibula, ehe sie in die Hand des Lesers gelangte, ein schweres Hindernis überwinden: die Grenzen Rußlands, die von der Regierung auf das sorgfältigste überwacht wurden, um sie zu einer für diese Art Einfuhr unüberschreitbaren Mauer zu machen.

Daraus ergab sich für jede revolutionäre Bewegung die Notwendigkeit, Mittel und Wege zu suchen, um ihre Veröffentlichungen über die Grenze zu bringen und sie auf geheimen Wegen im Inneren des Landes den Lesern in die Hände zu spielen.

Der Weg über die Grenze

Alle Staaten überwachen ihre Grenzen sorgfältiger als die Innenprovinzen, aber nirgendwo erreichte diese Überwachung ein so ungeheures Maß, nirgends waren die Grenzschwierigkeiten so umständlich und verdrießlich für die Betroffenen wie in Rußland. Die asiatische Tradition, die das russische Reich durch eine chinesische Mauer gegen das Ausland absperrn wollte, war nur schwer zu überwinden; und das um so mehr, als der Fortschritt in einem Volke, das in den eisernen Fesseln des Zarismus lag, nur langsam vonstatten ging.

Aus verständlichen Gründen befanden sich die russischen Grenzgebiete fast ständig in stärkster Erregung. Mehr noch: eigentlich herrschte dort ein anhaltender Krieg, ein richtiger, blutiger Kampf mit Waffenlärm, Schüssen, Scharmützeln, mit Kriegslisten aller Art, und – was am schmerzlichsten war – mit Menschenverlusten. In diesem ständigen Krieg stand auf der einen Seite die zaristische Regierung, auf der anderen alles, was sich mit Schmuggerei beschäftigt. Man darf natürlich nicht glauben, daß es sich nur um politische Konterbande handelte. Es ging vielmehr um Waren aller Art: Alkohol, Zigaretten, Spitzen, Uhren, chemische Erzeugnisse, mit einem Wort um diejenigen Auslandsprodukte, auf denen hohe Zölle lagen. In dieser ungeheuren

Welle ständiger Schmuggelware bildete die politische Konterbande bisher nur einen schwachen Prozentsatz.

Wer blieb nun eigentlich Sieger in diesem Kampf? Die Zahlen – die Bibula erreichte um 1900 die hohe Ziffer von jährlich etwa 250 000 bis 300 000 Exemplaren – beweisen, daß nicht gerade der physisch Stärkere siegreich blieb. Aber wie wurde das alles im einzelnen organisiert und eingerichtet? ...

Ich habe hie und da Leute getroffen, die an der Grenze wohnten und regelmäßig nach Preußen hinübergingen, um diese oder jene Angelegenheit ihrer Mitbürger zu erledigen ... Jedesmal, wenn ich einen Bauern fragte, ob er zum Grenzübertritt einen Paß brauche, erhielt ich nur ein Achselzucken zur Antwort, als wollte er sagen: Wer wird sich mit solchen Kleinigkeiten abgeben! Die Grenze mit all ihren Pässen, Zöllen, Schwierigkeiten schien also selbst in solchen Fällen für diese Leute nicht vorhanden zu sein.

Später, während meiner Wanderungen, beobachtete ich die Grenze an verschiedenen Punkten. Ich hielt mich sowohl an der preußischen wie an der österreichischen Grenze auf. Überall, ganz unabhängig von der geographischen Beschaffenheit des Geländes, habe ich feststellen können, daß die Grenze für die Einwohner des anliegenden Bezirkes einfach verschwand. Die Bewohner dieser Gegenden machten es sich zur Gewohnheit, all diese strengen Anordnungen, die sich von Kriegsvorschriften kaum unterscheiden, zu bagatellisieren ...

Die Grenzbevölkerung fühlte sich bei der Erledigung ihrer Geschäfte beiderseits der Grenze in keiner Weise beschränkt. Nachdem auch die illegale Literatur ein Bedürfnis geworden war, fand das allgemeine Gesetz des Lebens im Grenzgebiet: das Verschwinden aller Grenzhindernisse, auf die Bibula ebenso Anwendung wie auf alle anderen Waren. Sie kam nun ebenso leicht herüber wie die preußische Zigarre oder Wiener Schundware, die man auf dem Krakauer Markt kaufte. Dieses langsame, tropfenweise Hereinsickern der Bibula aus den ausländischen Buchhandlungen bis in die Leserschichten Russisch-Polens erklärt uns die Möglichkeit der Existenz eines kleinen Teiles der jährlich notwendigen Bibula.

Viele Erfahrungen beweisen, daß es möglich war, Bibula über die Grenze zu befördern; aber das alles besagt noch nicht, daß diese Transporte einen ständigen und regelmäßigen Charakter

haben konnten. Die Bedürfnisse der Partei waren durch solche zufällige, improvisierte Kombinationen nicht zu befriedigen. Die politische Organisation mußte im Gegenteil über ständige Büros für die Expedition und für den Transport verfügen, die ununterbrochen in Betrieb sein konnten und nicht etwa nur von Zeit zu Zeit einmal arbeiteten. Es ist klar, daß die erste Bedingung für derartige Büros die Notwendigkeit war, einen Kameraden zu finden, der ständig im Grenzgebiet wohnte. Allein schon diese Bedingung war nicht leicht zu erfüllen.

Ein idealer Mitarbeiter für diese besondere Aufgabe war der Kamerad X. Lediglich in der Absicht, der Bibula den Weg zu bahnen, hatte er eine armselige Stellung in einer Fabrik im Grenzgebiet angenommen. Er besaß eine besondere Begabung, den Leuten um den Bart zu gehen und sie sich zu verpflichten, so daß er in sehr kurzer Zeit im Grenzgebiet wie zu Hause war. Er kannte alle Geheimnisse der Grenze, alle Beziehungen, die unter den Leuten bestanden, und mehr als einmal war es ihm in diesem öden und schwach besiedelten Gebiet gelungen, einen männlichen oder weiblichen Helfershelfer für seine gefährlichen Zwecke zu finden. Den Mitarbeiter, den er sich zu Hilfe nahm, umstrickte er langsam mit kleinen Diensten und Höflichkeiten und verpflichtete ihn durch seine Herzensgüte. Er befreundete sich mit solchen Helfershelfern in aller Aufrichtigkeit und zog sie nur ganz allmählich in seine Geschäfte hinein, ohne im ersten Augenblick alle Karten aufzudecken. So blieb dem „Opfer“, wie er es vertraulich nannte, keine Wahl mehr übrig, wenn es schließlich entdeckte, daß es nur ein kleines Rad in einem großen, unbekannten Mechanismus war. Es hatte sich dann schon viel zu sehr in dem meisterlich geschlungenen Netz meines Kameraden gefangen und ergab sich meistens in sein Schicksal.

Kamerad X nützte im übrigen seine ganze Umgebung für seinen höheren Zweck aus. Der eine diente ihm, ohne etwas zu ahnen, dazu, ihm bei den Grenzern und den Behörden einen guten Ruf zu verschaffen, der andere ließ sich dazu verleiten, den Bibula-Transport während der Grenzüberschreitung zu verschleiern, ein dritter nahm unter dem Vorwand eines Geschenkes ein kleines Paket Bibula in die Nachbarstadt mit, ein vierter fing – von meinem Kameraden geschult – dieses oder jenes Amtsgeheimnis auf, und so weiter bis ins Unendliche.

Nur unter solchen Verhältnissen und bei einer besonderen Befähigung für diese Arbeit konnte man die Einfuhrmöglichkeiten über die Grenze steigern und die über die Grenze gebrachte Bibula davor bewahren, den Gendarmen oder den Grenzern in die Hände zu fallen.

Eine auf dem Tisch liegengelassene Broschüre, eine unpassende Abreisezeit, ein Aufmerksamkeitsfehler bei den geringsten Veränderungen des Grenzschutzes, eine falsche Einschätzung der persönlichen Fähigkeiten der Leute, die man zum Transport bestellt hatte, — alle diese kleinsten Einzelheiten konnten den Erfolg der gestellten Aufgabe beeinflussen, eine unnötige Aufmerksamkeit auf Personen oder Beziehungen lenken — und so vereint oder einzeln für die Kameraden an der Grenze zu einer Katastrophe und für ihren politischen Führer zur Verhaftung führen.

Nimmt man noch die nicht gerade erfreulichen Bedingungen des persönlichen Lebens an den Staatsgrenzen hinzu, deren größter Teil längs Dörfern oder Kleinstädten verläuft, die in kultureller Hinsicht einer Einöde gleichen, — dann wird man einigermaßen verstehen, wie schwer die Lage der Kameraden war, die sich dieser Aufgabe widmeten.

Die Lodzer Geheimdruckerei

Nur ein sehr kleiner, allerdings von Jahr zu Jahr wachsender Teil der in Polen zirkulierenden Bibula wurde im Lande selbst erzeugt und unter den Augen der stets unruhigen zaristischen Polizei gedruckt, die ständig hinter uns Rebellen her war. Diese Bibula in der Form von Flugschriften und Aufrufen oder sogar in der Gestalt einer mehr oder weniger regelmäßig erscheinenden Zeitung besaß für alle Organisationen, die einen starken revolutionären Einfluß auf die Öffentlichkeit auszuüben bestrebt waren, eine außerordentliche Bedeutung. Die ausländische Bibula, die jenseits des stählernen Ringes der russischen Bajonette erschien, hatte in vielen Fällen die üble Eigenschaft, sich zu verspäten und ließ sich daher infolge der eigenartigen Bedingungen an der Grenze von den revolutionären Organisationen nicht völlig beherrschen. Die Unregelmäßigkeit, der Mangel der ausländischen Bibula an Geschmeidigkeit, wenn man sie als Werkzeug in der Hand der Organisationen betrachtet, zwang fast jede revolu-

tionäre Gruppe in Russisch-Polen zu dem Versuch, im Inlande, an Ort und Stelle, Bibula zu drucken.

Es war daher nicht erstaunlich, daß es jeder größeren revolutionären Organisation als erstrebenswertes Ideal erschien, eine eigene geheime Druckerei zu besitzen. Am 12. Juli 1894 erschien in der Geheimdruckerei der PPS die erste Nummer des „Robotnik“. Die Existenz einer Druckerei im Lande selbst, das regelmäßige Erscheinen einer Zeitung und anderer Druckschriften – alles das löste damals einen tiefen und starken Eindruck bei denen aus, die geneigt waren, den Kampf gegen die Terrorherrschaft der Regierung aufzunehmen.

Sowohl die Zweifler als auch die Realpolitiker waren erstaunt und erwarteten von einem Tage zum anderen, daß die Gendarmen die Druckerei ausheben würden. Selbst die Gründer der Druckerei und des „Robotnik“ waren – einer von ihnen sagte es mir offen heraus – der Meinung, daß es kaum wahrscheinlich sei, bis zur zwölften Nummer zu gelangen, ohne von den Behörden entdeckt zu werden. Trotzdem glaube ich, mich nicht zu täuschen, wenn ich erkläre, daß allgemein Begeisterung und Anerkennung für dieses kühne Unternehmen herrschte.

Man hat mir erzählt, daß der Warschauer Buchdruckerverband den Vorschlag machte, für den Fall des Mangels an vorgebildeten Leuten selbst die notwendigen Kräfte zur Verfügung zu stellen. Jeder von ihnen war bereit, sich mit verbundenen Augen bis an den Ort führen zu lassen, an dem die Druckerei verborgen war; man wollte sich außerdem verpflichten, die Druckerei nicht einen Augenblick zu verlassen, ja nicht einmal durch das Fenster zu blicken, damit das Geheimnis dieser Verschwörungsaktion vollkommen gewahrt bleiben konnte. Im Dombrowaer Revier schlugen die Arbeiter vor, die von ihnen für den nächsten Streik gesammelten Gelder der Druckerei zur Verfügung zu stellen. Mit eigenen Ohren hörte ich, daß weibliche Kameraden sich zu den ganz gewöhnlichen Arbeiten in der Druckerei bereit erklärten. Sogar die Führer der Nationaldemokratie, die später dem Sozialismus so feindlich gegenüberstanden, gerieten über den außerordentlichen Erfolg des „Robotnik“ ein wenig außer sich. Einer von ihnen sagte mir im Jahre 1896 während eines Gesprächs: „Eure Druckerei und der ‚Robotnik‘ sind eine ganz ungewöhnliche Tat, ein prächtiges Ereignis, zu der man eurer Partei nur

Glück wünschen kann.“ Natürlich betrachtete er die Bedeutung dieser Tatsache unter einem besonderen Gesichtspunkt: „... Wie das die Polizei wütend machen muß!“

In der Tat tobten die Gendarmen vor Wut. Sie organisierten regelrechte Treibjagden gegen diese unauffindbare Druckerei. Zuerst versuchte die Warschauer Polizei, sich selbst und ihre vorgesetzten Behörden damit zu belügen, daß der „Robotnik“ in Wirklichkeit im Auslande erscheine, und daß die angeblich inländischen Druckschriften als Schmuggelware durch den Grenzkordon gebracht worden seien. Schließlich mußte man aber diese Illusion aufgeben; denn man konnte tatsächlich Schlag auf Schlag im „Robotnik“ Neuigkeiten vom Tage zuvor lesen, die unmöglich innerhalb so kurzer Zeit ins Ausland gehen und schon am nächsten Tage in gedruckter Form zurückkehren konnten.

Die Druckerei des „Robotnik“ wurde also immer stärker zum Hauptgegenstand der Nachforschungen der Gendarmerie. Ihre Tätigkeit erinnerte an einen wilden Stier, der sich auf ein rotes Tuch stürzt und mit seinen Hörnern in die Leere stößt. Dieses rote Tuch für die Gendarmerie waren die Aufrufe. Erschienen sie in Radom, dann schnell auf nach Radom, um die Druckerei zu suchen. Wurden sie in Białystok verteilt, dann sofort nach Białystok, denn dort mußte also die geheime Druckerei verborgen sein. Fand man die Aufrufe in Dąbrowa, — schon tauchte in den stupiden Köpfen der Polizisten der Gedanke auf, daß man die Druckerei in irgendeinem toten Schacht entdecken könnte. Bevor man endlich die Druckerei in Lodz aushob, war die Warschauer Gendarmerie bereits ständig auf einer „sicheren Fährte“. Man glaubte, daß die Druckerei bei irgendeiner reichen Persönlichkeit verborgen sei. Die Gendarmen suchten also ihre Spur mit Hilfe... bekannter und kostspieliger Halbweltdamen!

Während die Polizei sich aus beruflichen Pflichten abmühte, das Rätsel zu lösen, gab es daneben noch Leute, die es aus reiner Neugier taten, was übrigens verständlich war. Diese unauffindbare Druckerei gab zu den tollsten Legenden und Vermutungen Anlaß. Die einen vermuteten sie in einem Keller, die anderen in einem Speicher; viele Leute glaubten in ihren Häusern einen Lärm zu hören, der die Druckerei verriet usw. — alle aber umgaben diese Geheimdruckerei mit einer romantischen Aureole.

Endlich wurde im Februar 1900 das Geheimnis, das die Drucke-

rei wie eine dichte Wolke eingehüllt hatte, zerrissen. Die Gendarmerie entdeckte durch einen reinen Zufall die berühmte Druckerei in Lodz im ersten Stock des Hauses Oststraße Nr. 19.

Der Triumph der Polizei war ungeheuer. Sie glaubte, jetzt endlich der Bewegung Herr werden zu können, die soviel Verwirrung verursacht hatte, oder sie hoffte wenigstens, diese Bewegung nun wieder zum Schweigen zu bringen. Ein Gendarmerieoffizier, der den Autor dieser Zeilen in der Druckereiangelegenheit verhörte, erklärte lang und breit, daß der Partei durch die Aushebung der Druckerei ein schwerer Schlag versetzt worden sei.

„Es wird nicht leicht halten“, sagte er mir, „sich noch einmal zu einer solchen Anstrengung zu entschließen, nicht leicht, von neuem einen solchen Apparat in Bewegung zu setzen.“

„Aber nicht doch“, rief ich lächelnd, „ich bin überzeugt, daß jetzt, in diesem Augenblick, die nächste Nummer des ‚Robotnik‘ bereits im Druck ist. Glauben Sie mir, für die PPS ist das gar keine allzu schwierige Sache.“

Ich wußte allerdings, da ich mich in den Mauern der Warschauer Zitadelle befand, nicht ganz genau, ob meine Worte mit der Wirklichkeit in Einklang standen. Aber tatsächlich erschien wenige Tage nach meinem Verhör die sechsunddreißigste Nummer des „Robotnik“, die aus einer neuen, von der Partei gegründeten Geheimdruckerei stammte.

Die in Lodz entdeckte Druckerei befand sich weder in einem Keller noch in einem Speicher und war nicht besonders geheimgehalten. Schriftleitung und Druckerei befanden sich in einer gewöhnlichen Wohnung, wie es ihresgleichen in einer größeren Stadt Tausende gibt, im ersten Stock. Das war, ich wußte es natürlich, eine gewisse Neuerung. Bisher hatte man sich sehr wohl gehütet, eine Druckerei ausgerechnet in einem der Stockwerke einzurichten. Man fürchtete, daß der Lärm der Presse von den Leuten gehört werden würde, die darunter wohnten.

Als man mich mit der Schriftleitung des „Robotnik“ und mit der Einrichtung einer Druckerei in Lodz beauftragte, fand ich aber keine Wohnung zu ebener Erde. Ich wagte es also, eine Wohnung im ersten Stock zu mieten, was um so kühner war, als sich darunter ein Baumwollwaren- und Strumpflager befand. Unsere Wohnung bestand aus vier Zimmern und Küche. Hinter dem

kleinen Salon lag noch ein größeres Zimmer, in dem wir die Druckerei einzurichten beschlossen. Es wurde einfach als mein Arbeitszimmer ausgegeben.

Was für eine Arbeit ich hatte, sagte ich niemandem und überließ meiner Umgebung die Sorge, diese oder jene Vermutung über meine Beschäftigung zu hegen. Ich rechnete darauf, daß es in Lodz, einer Industrie- und Handelsstadt, eine ganze Menge Leute gab, die keine festen Arbeitsstunden nach außen hin und keine genau feststellbare, bekannte Beschäftigung in den Augen ihrer Umgebung besaßen. Immerhin trachtete ich, eine Art technischer Beschäftigung vorzuspiegeln, was meiner Meinung nach mit dem Charakter der Stadt besser übereinstimmte.

Die Möbel dieses Zimmers, das gleichzeitig als Büro und als Druckerei diente, bestanden aus einem kleinen Schreibtisch für die Redaktion, in dessen Fächern die Manuskripte und die verschiedenen für die Schriftleitung notwendigen Veröffentlichungen aufgehoben wurden, aus einem Sofa, in welchem wir das Papier verbargen, und aus einem kleinen Schrank für die Druckereiutensilien, in den wir oben die Presse und in die Schübe unten die Kästen mit den Buchstabentypen einräumten. Zwei Lampen, eine hohe japanische Stehlampe und eine Schreibtischlampe, dienten zur Beleuchtung für unsere Nacharbeit.

Die Arbeit begann früh um neun Uhr mit der Ankunft des Kameraden *Roznowski*, eines früheren Studenten der Moskauer Universität, der unser technischer Typograph war und dem Dienstmädchen sowie der Pförtnerin gegenüber einen Bürogehilfen darstellte. In dem kleinen Salon stand vor dem Fenster ein japanisches Tischchen mit einem burjätischen Götzenbild, das ich aus Sibirien heimgebracht hatte. Der Fuß der Statuette war ausgehöhlt; in ihm verbargen wir jeden Abend nach der Arbeit den Schlüssel zur Druckerei. Roznowski holte ihn des Morgens und brachte das Zimmer oberflächlich in Ordnung, damit das Dienstmädchen es aufräumen konnte.

In jener Zeit half meine Frau, nachdem wir den Tee getrunken hatten, unter dem Vorwand, daß ich niemandem außer ihr erlaube, die Papiere auf meinem Schreibtisch anzurühren, dem Mädchen, das Zimmer aufzuräumen. Das Mädchen sah also nur die Möbel und wagte natürlich in Anwesenheit meiner Frau nicht, etwa in deren Inhalt herumzustöbern. Ich muß zugeben, daß ein

uneingeweihtes Dienstmädchen für eine geheime Druckerei eine schwere Belastung ist. Dieser Umstand erforderte eine unaufhörliche Aufmerksamkeit, eine ständige Überwachung seiner Haltung. Alle Verantwortung fiel auf die Hausherrin, meine Frau, die das Mädchen von dem Augenblick an, in dem es das „Zimmer“ betrat, nicht mehr aus den Augen ließ. Während der seltenen Augenblicke der Abwesenheit meiner Frau übernahm ich diese Aufgabe, arbeitete über meinen Manuskripten oder saß mit einem Buch im Zimmer.

Bald nach unserem Frühstück gingen wir, Karl und ich, ins Arbeitszimmer und machten uns an die Arbeit. Sie bestand im Schreiben, im Setzen und im Drucken. Die erste Beschäftigung fiel mir zu, die zweite Roznowski, die dritte erledigten wir gemeinsam. Wir ordneten alles so, daß von dem Augenblick an, in dem die Arbeit an einer neuen Nummer des „Robotnik“ begann, ohne Unterbrechung bis zum Ende durchgearbeitet wurde. Eine Nummer von zwölf Seiten beanspruchte gewöhnlich fünfzehn bis sechzehn Tage Arbeit, eine schwierige Arbeit, die täglich neun bis elf Stunden dauerte.

Unser technisches Material bestand aus einer Menge Buchstabentypen, von denen die kleinen für etwas mehr als zwei Seiten und die großen für sechs Seiten reichten. Der Schrank enthielt außerdem eine Presse englischen Systems, eine nicht sehr große Maschine mit einer kleinen Form, die gerade so groß war wie eine Seite des „Robotnik“. Es war etwa eine solche Maschine, die man im Auslande, wo sich das gedruckte Wort schon aller Rechte der Zivilisation erfreute, für den Druck von kleinen Plakaten oder Visitenkarten benutzte; und trotzdem bildete für uns diese Maschine einen riesigen Fortschritt im Vergleich zu der Druckereitechnik der revolutionären Organisationen in der Zeit vor der PPS.

Auf dieser Maschine konnte man also immer nur eine Seite unserer Zeitung drucken, und erst dann war es möglich, die nächste vorzunehmen. Nach fünfzig Exemplaren mußte jedesmal die Farbe im Teller erneuert werden, wobei aber darauf zu achten war, daß man nicht zuviel neue Farbe nahm, denn sonst wurden die Seiten, die wir nach dem Druck aufeinanderlegten, schmutzig, und der Text war nicht mehr lesbar ...

Unter Einrechnung aller Unterbrechungen beim Druck brach-

ten wir es alle Stunden auf 250 bis 280 Exemplare, so daß wir also, um unsere Auflage von etwa 1900 Stück zu erreichen, acht Stunden für den Druck selbst benötigten. Wenn man die Zeit der Vorbereitung hinzurechnet, das Setzen, die Korrekturen, das Ausmerzen technischer Fehler, — dann kamen wir, alles in allem, auf ein Mindestmaß von neun Stunden Tanz rund um die Maschine, um eine einzige Seite des „Robotnik“ zu drucken.

Wenn Karl an der Maschine arbeitete, liebte er es, zu plaudern und zu scherzen. Ich hingegen war stets schlecht gelaunt und schweigsam, sobald ich die kalten Eisengriffe der Maschine berührte. Ich warf ungeduldige Blicke auf den Stoß Papier zu meiner Rechten, der sich nur langsam verminderte und unsere Tagesportion darstellte. Ich ärgerte mich bei dem geringsten Hindernis, das mich zwang, die klappernde Maschine mit größerer Aufmerksamkeit zu behandeln.

Diese Maschine, die vor unserer Verhaftung Hunderttausende von verschiedenen Publikationen herausgebracht hatte, die so lange der Gegenstand der Nachforschungen eines ganzen Haufens von Spionen und Polizisten gewesen war, die durch ihre lange Existenz eine Verhöhnung des zaristischen Regimes gebildet hatte, — diese Maschine stand vollkommen offen auf ihrem Sockel wie gewöhnlich während der Arbeit, die erste Seite der 36. Nummer des „Robotnik“ in der Form, als in einer Februarnacht des Jahres 1900 die Gendarmerie bei uns eindrang. Die Polizei betrachtete die Maschine mit Bewunderung und Respekt. Die Polizeispitzel berührten ihre gußeiserne Form mit Neugier und waren erstaunt, daß eine solche Bagatelle soviel Bedeutung haben konnte.

Ich muß gestehen, daß ich trotz der vielen alles andere als heiteren Stunden, die ich sechs Jahre lang an der Maschine verbracht hatte, trotz der Wutanfälle, zu denen sie mich oft während der Arbeit herausforderte, wenn ich auf dieses alte, klappernde Ding fluchte, daß ich trotzdem einen heftigen Schmerz empfand, als ich die Maschine in den unflätigen Pfoten der Spitzel sah, die sie in einen Korb packten. Als dann Oberstleutnant Gnoinski die Siegel anlegte, war ich tief betrübt, als hätte sich das Grab über einem zärtlich geliebten, mir nahestehenden Wesen geschlossen. Soviel Hoffnung, soviel Liebe, soviel Auf-

opferung verbanden mich mit diesem Stück Gußeisen, das nun zum Schweigen und zur Untätigkeit verdammt war.

Die Leser werden mir diese lyrische Aufwallung verzeihen. Ich bin überzeugt, daß ich nicht nur meine eigenen Gefühle ausgedrückt habe, die eines Menschen, der sein Schicksal eng mit dieser Maschine verknüpft hatte. Die gleiche Empfindung überkam die Leser des „Robotnik“, als sie von der Aushebung der Druckerei durch die Gendarmerie erfuhren. Ich habe mir sagen lassen, daß einige Arbeiter bei dieser Nachricht in Tränen ausbrachen, und daß die Lodzer Katastrophe zunächst einen erschütternden Eindruck machte.

Nun, zwei Monate waren noch nicht vergangen, als es der Partei bereits gelang, mit bewunderungswürdiger Energie eine neue Nummer des „Robotnik“ herauszubringen. Nach der Affäre von Lodz mußten sich sowohl die Gegner der Gedanken- und Pressefreiheit wie auch ihre Anhänger davon überzeugen, daß die einheimische Produktion von Bibula nicht mehr das Ergebnis revolutionärer Phantasie einiger isolierter Einzelgänger war, sondern einem tiefen Bedürfnis entsprach, das befriedigt werden wollte. So ging auch die Druckerei aus der Welt phantastischer Pläne revolutionärer Hitzköpfe in den Bereich der nüchternen Wirklichkeit über und verwandelte sich in eines der Räder der Revolutionsmaschine.

Das Problem der Verteilung

Sowohl die über die Grenzen gebrachte wie die in den einheimischen Druckereien hergestellte Bibula mußte verbreitet werden, sonst wäre sie nur eine nutzlose Bürde, eine Last gewesen. Daher war die Kolportage der letzte Dienst, den die Partei an der Bibula leistete, und stellte einen wesentlichen Teil der Propaganda und der organisatorischen Tätigkeit dar. Die Versendung der Bibula hingegen und die Zustellung größerer Mengen in dieses oder jenes Zentrum der Organisation gehörte sozusagen zu den technischen Aufgaben der Partei.

Man veranschauliche sich diese Stöße bedruckten Papiers, man stelle sich vor, daß diese Mengen in verschiedene Gruppen geteilt werden mußten und in jeder Gruppe wieder in einzelne Teile, die an die verschiedensten Orte gelangen sollten, deren Verbindungswege, Lebensbedingungen und polizeilichen Über-

wachungsgrade sich wesentlich unterschieden — und man wird leicht begreifen, daß es unmöglich war, ohne ein System und ohne den Schatten eines Arbeitsplanes eine solche Tätigkeit zu bewältigen.

Vor allem war es notwendig, die Bibula von den Produktionszentren — dem Grenzgebiet oder einer Druckerei — an einen Ort zu befördern, mit dem die Abnehmer der Bibula in Verbindung stehen konnten. Diese Wohnungen bezeichneten wir mit einem Fachausdruck als „Herbergen“. Je nach der Wesensart dessen, der sich als Schutzpatron der Bibula zur Verfügung stellte, gab es schlechte und angenehme Herbergen. Die angenehmen waren die, in denen die Bibula und ihr Überbringer mit offenen Armen empfangen wurden, in denen man sie als erwünschten Gast betrachtete, ohne ängstlich zu werden. Die schlechten Herbergen sahen gerade umgekehrt aus: man empfing die Bibula mit großer Besorgnis, man war feige, und der Überbringer der Bibula fühlte, daß die Verantwortung für den Erfolg allein auf seinen eigenen Schultern ruhte.

Es ist leicht zu verstehen, daß die Zahl der guten Herbergen wesentlich geringer war als die der schlechten. Leider wuchs zusammen mit der Güte der Herberge auch die mit ihr verbundene Gefahr. Je stärker der betreffende Schutzpatron politisch eingestellt war und je engere Fäden ihn mit der Bewegung verknüpften, um so wahrscheinlicher hielt sich in der Nähe der zum Empfang der Bibula bestimmten Herberge ein unerwünschter „Schutzengel“ auf, ein Spitzel der Gendarmerie. Daher geriet die Partei auf der Suche nach guten Herbergen sehr häufig bis an ihre entfernteste Einflußsphäre und bemühte sich, Stellen zu finden, die so wenig wie möglich mit dem aktiven Leben der Organisation verbunden waren.

Die Zahl der guten Herbergen sank noch mehr durch die Tatsache, daß gerade sie bisweilen nebenbei noch mit Personen in Berührung standen, die überhaupt nichts mit der revolutionären Bewegung zu tun hatten. Da war z. B. ein Sohn oder eine Tochter des Hauses, die bei ihren Eltern wohnten und ihr Zimmer zur Verfügung stellten. Das war angenehm dank der aufrichtigen Anhänglichkeit des Gastgebers selbst an die gute Sache, aber unangenehm wegen des Verdachtes oder gar der offenen Feindseligkeit der anderen. Es gab ferner, wie mir erzählt wurde, auch

Herbergen, in denen die Hausfrau ohne Wissen des Hausherrn Bibula in Empfang nahm und aufbewahrte.

In solchen Fällen mußte man sich ganz streng an die vom Empfänger der Bibula gegebenen Weisungen halten und sich an genau festgelegte Stunden binden, — man mußte bisweilen lügen, irgendeine verabredete Rolle vortäuschen und häufig Gespräche über die verschiedensten Gegenstände führen, die einem bisweilen völlig unbekannt waren. Daß eine solche Haltung nicht gerade zu den angenehmsten Beschäftigungen gehörte, sondern im Gegenteil die handelnden Personen sehr ermüden mußte, ist leicht verständlich.

Wenn z. B. dieser unglückselige „Schauspieler“ eines Tages unter der Vorspiegelung kommen mußte, er sei ein Schulkamerad des Sohnes auf dem Technikum, während er in Wirklichkeit Medizin studierte, dann mußte er sich an einer technischen Unterhaltung beteiligen. Am anderen Tage mußte er sich auf ein Gespräch über landwirtschaftliche Fragen gefaßt machen, von denen er als Stadtmensch nicht die geringste Ahnung hatte... Nur allzu häufig mußte rasch eine passende Antwort improvisiert werden, oder aber man stellte sich wie ein Dummkopf an, der nicht bis drei zählen kann. Das unangenehmste Gefühl war jedoch, merken zu müssen, daß der Empfänger der Bibula Angst hatte.

Diese Einzelheiten beweisen, daß es nicht immer leicht war, für die Bibula ein Obdach zu finden. In jeder neuen Herberge mußte man sich erst genau über das Ankunftsdatum der Bibula verständigen sowie über die Stunde, die dem Überbringer wie dem Empfänger am besten paßte. Beide mußten sich ferner über die Leute vergewissern, die sie im Augenblick ihrer Begegnung treffen könnten. Schließlich mußte der Überbringer, um Fragen nach der Adresse zu vermeiden, den Weg zu seinem Ziel genau kennen. Sehr häufig gab man ihm zu diesem Zweck einen Plan mit, der bisweilen den ganzen Weg von irgendeinem Ort bis zur Tür der Wohnung beschrieb, die als Herberge bestimmt war. Ein Irrtum oder eine Ungenauigkeit bei solchen Vereinbarungen konnten manchmal ärgerliche und umständliche Folgen nach sich ziehen...

Der Vertrieb des im Inland erscheinenden „Robotnik“ war am besten organisiert. In dieser Beziehung scheute die Partei weder

Kosten noch Anstrengungen, um ihrer Zeitung eine möglichst rasche Verbreitung in allen Parteikreisen zu sichern. Die Verteilung des „Robotnik“ in Warschau selbst, wo mehr als ein Drittel der gesamten Auflage verbraucht wurde, klappte vorzüglich. In einer besonders für diesen Zweck eingerichteten Herberge erschien zu einem mehrere Tage vorher auf die Stunde genau mitgeteilten Termin ein junger Kamerad mit dem „Robotnik“, dessen letzte beiden Seiten noch nicht völlig trocken waren. Hier warteten bereits die „Dromedare“, die jungen Mitarbeiter beiderlei Geschlechts für die Weiterverteilung. Wenige Augenblicke später war der ganze Stoß von Zeitungen in kleine Pakete verteilt, die für die verschiedenen Warschauer Abteilungen bestimmt waren. Nach einer halben Stunde, nach einer oder höchstens zwei blieb in der Herberge keine Spur des „Robotnik“ mehr zurück. Er war schon in die nächste Etappe unterwegs, in die Wohnungen, die durch die Leiter der verschiedenen Parteiabteilungen bestimmt wurden. Dort folgte eine erneute Teilung in noch kleinere Pakete, die jedoch bisweilen noch fünfzig oder etwas mehr Exemplare umfaßten. Diese waren für die Leiter der einzelnen Zellen bestimmt. Das ist die letzte Etappe, in der man den „Robotnik“ am ersten Tage erwartete. Für den Rest der Leser war der „Robotnik“ eine Überraschung. Hier waren Stunde und Minuten verschieden und hingen von den Lebensverhältnissen der Leute ab, die sich mit der letzten Verteilung und Verbreitung befaßten.

Die aus dem Auslande hereinkommende periodische Bibula konnte natürlich einen solchen vorher genau berechneten Weg nicht benutzen, weil es infolge der an den Grenzen bestehenden Bedingungen unmöglich war, ihr Ankunftsdatum mit Bestimmtheit festzulegen. Immerhin verursachten die im Ausland erscheinenden illegalen Zeitschriften, die ja von vornherein eine beschränkte Zahl von Abnehmern hatten, nicht soviel Schwierigkeiten wie die Bibula in der Form von Büchern und Broschüren.

Die für sie notwendigen Maßnahmen entbehrten natürlich jeder Regelmäßigkeit und Bestimmtheit. Buch und Broschüre sind keine Zeitschrift; bei einer größeren Verbreitung muß man unbedingt ein Lager besitzen, aus dem man im notwendigen Augenblick genau soviel Exemplare entnehmen kann, wie man möchte oder braucht. Für diese Bedürfnisse gibt es in der ganzen Welt Buchhandlungen. Etwas Ähnliches mußte auch für die broschürte Bi-

bula organisiert werden. Die Rolle der Buchhandlungen wurde Zweigstellen übertragen, die wir mit einem Fachausdruck als „Depots“ bezeichneten. Die Einrichtung solcher Depots und die Beziehungen zu ihnen waren so umständlich, daß es unmöglich war, sie jeden Augenblick zu benutzen. Wir mußten daneben neue, kleinere schaffen, die den Lesern noch näherstanden.

Diese kleinen Handbüchereien waren natürlich nicht sehr umfangreich; einige der gangbarsten Broschüren, einige Reservenummern des „Robotnik“, das war häufig ihr ganzes Inventar. Fast jeder einzelne Agitator besaß ein solches Depot. Bisweilen, wenn auch nur selten, waren diese Zwergbuchhandlungen auch in Fabriken oder Werkstätten eingerichtet. Nicht immer war das ungefährlich. Denn die Gendarmerie beschränkte sich häufig nicht auf die Durchsuchung der Wohnungen der Verdächtigen. Im allgemeinen war jedoch bei den Arbeitern, die natürlich den Besuchen und Schikanen der Gendarmerie am meisten ausgesetzt waren, ein ganz besonderes Talent dafür entwickelt, gute Verstecke für diese Handbüchereien zu entdecken. Ich habe mir von informierter Seite sagen lassen, daß diese Verstecke bisweilen meisterhaft angelegt waren und sehr oft den allersorgfältigsten Nachforschungen der Polizei entgingen.

Es kam bisweilen vor, daß die Bibula nach der Verhaftung ihrer Besitzer ein Jahr oder länger selbst von den neuen Inhabern der Wohnung oder von den Arbeitern der Fabrik nicht entdeckt wurde. Man hat mir von einem Warschauer Arbeiter erzählt, der die Bibula in seiner Wohnung lassen mußte. Bei der Durchsuchung hatte man sie nicht entdeckt. Der Mann wurde zu mehrjähriger Verbannung verurteilt, kehrte also erst einige Jahre später nach Warschau zurück. Er wollte nun natürlich wissen, was aus seiner Bibula geworden war. Infolge eines glücklichen Zufalls wohnte in seiner früheren Wohnung ein Parteifreund. Der Heimgekehrte besuchte diesen und zog zu dessen großem Erstaunen aus dem Versteck die ganze Bibula heraus, die er zurückgelassen hatte; sie war lediglich etwas feucht und schimmelig geworden.

Alle diese kleinen Bibula-Depots verursachen natürlich in Zeiten des Durcheinanders, das gewöhnlich bei Massenverhaftungen entsteht, ihren Gründern und Besitzern allerhand Schwierigkeiten. Ich muß jedoch bekennen, daß diese Zweigniederlagen, die sich

größtenteils in Arbeiterkreisen befanden, weniger der Gefahr ausgesetzt waren, aus lauter Furcht vor Entdeckung vernichtet zu werden. In diesen Bevölkerungsschichten sind die Leute entschieden viel mutiger und schätzen die Summe von Arbeit und Opfern, die in Rußland in jedem Exemplar Bibula steckten, wesentlich höher ein...

Wir haben gesehen, daß die ganze Angelegenheit der Bibula immer wieder ein ausgeprägtes System von Zwischengliedern zur Folge hatte. Bevor ein Buch oder eine Broschüre den Leser erreichte, mußten beide durch sehr viele Hände gehen: über die politischen „Reisenden“ und die Verwalter der Depots und Zweigstellen. Dadurch steigerte sich natürlich die bei jedem Exemplar der Bibula aufgewandte Arbeit, infolgedessen auch sein Wert. Die PPS, die in allen mit der Bibula zusammenhängenden Fragen neue Arbeitsmethoden anwandte, richtete ihr Hauptaugenmerk auf die Erzeugung der Bibula. Es hatte den Anschein, als würde sich alles andere, vor allem das System der Verteilung, von allein und mit Leichtigkeit ordnen. Die Einrichtung der großen und kleinen Depots vollzog sich in der Tat ohne Schwierigkeit. Die notwendige Verbindung zwischen ihnen wurde durch die lokalen Parteigruppen aufrechterhalten, die dafür genügend Leute zur Verfügung hatten. Schwieriger war es, die richtige Verbindung zwischen den Produktionszentren – der Grenze und der Druckerei – und den Depots sowie den Zweigstellen zu finden. Solange es nicht allzuviel Bibula gab, solange die organisatorischen Beziehungen sich lediglich innerhalb der großen Städte oder der Industriebezirke abspielten – solange ging alles einigermaßen in Ordnung.

Aber bald wuchs die Menge der produzierten Bibula, die Bedürfnisse stiegen, die Beziehungen erweiterten sich. Was für einige tausend gedruckter Broschüren genügte, wurde völlig ungenügend, wenn es sich um Zehntausende von Exemplaren handelte, wenn man Dutzende von Städten jeder Größe aufsuchen mußte.

Sobald die Verteilung der Bibula infolge des Anwachsens der Anhängerschaft schwieriger wurde, griff langsam in der Vertriebsorganisation zwischen den Depots und den Zweigstellen eine Verwirrung um sich. Einige wenige Kameraden waren mit dieser Arbeit, die gelegentlich neben den normalen Pflichten mit er-

ledigt wurde, stark überlastet. Eine neue Verteilung der Aufgaben – die Vermittler wurden zu richtigen Gefangenen der Bibula – beseitigte allmählich den bisherigen zufälligen Charakter der gesamten Arbeit. Das ganze Getriebe bekam jetzt Spezialisten zur Verfügung und gewann in seinen Bewegungen an Genauigkeit und Regelmäßigkeit. Diese Kameraden waren nunmehr neben anderen Schwierigkeiten auch noch dazu verurteilt, die Hälfte ihrer Zeit in dumpfen Eisenbahnwagen zuzubringen, und wurden tatsächlich zu Reisenden „in Bibula“.

Die Fahrtkosten unserer Reisenden erreichten bald, ob es ein gutes oder ein schlechtes Jahr war, den Betrag von dreitausend Rubel jährlich. Man hat mir erzählt, daß wegen der Häufigkeit dieser Reisen jemand den scherzhaften Vorschlag machte, an die Eisenbahnverwaltung ein Gesuch um Herabsetzung der Tarife für unsere „Reisenden“ zu richten, da die russische Verwaltung aus ihnen so gute Einnahmen zog.

Ein anderer machte folgenden Scherz: Unsere Reisenden bestätigen keineswegs die Erklärung des berühmten russischen Sati-risten Szczedrin, nach dessen Meinung jeder russische Untertan aus drei Teilen bestehe: aus Körper, Seele und ... Paß. Unsere Reisenden besaßen meistens keinen Paß. Für sie mußte also die Definition dahin geändert werden, daß sie aus Körper, Seele und ... Fahrplan bestehen, denn sie trennten sich von ihrem Fahrplan ebensowenig wie der loyale Russe von seinem Paß.

Tatsächlich bildete der Fahrplan die gewöhnliche Lektüre unserer Reisenden. Sie studierten mit großer Sorgfalt alle für den Eisenbahnverkehr wichtigen Fragen: die Stationen, wo der Zug hielt, ihre Zahl, die Zugkreuzungen, diejenigen Züge, die für entfernte Orte direkte Wagen besaßen, die Linien, die die bequemsten Wagen hatten, – das alles waren Fragen, auf die unsere Reisenden sofort mit den genauesten Auskünften dienen konnten.

Es gibt zahllose Geschichten über die Erlebnisse unserer Reisenden. Hier ist eine der typischsten: Ein Kamerad beförderte einen schweren Koffer voll Bibula. Er hatte Hunger; bei einer großen Station stieg er also aus und ging ans Büfett. Unglücklicherweise verkürzte der Zug, der bereits Verspätung hatte, seinen Aufenthalt. Während unser Kamerad sich stärkte, fuhr der Zug mitsamt dem Koffer voll Bibula davon. Der Kamerad telegraphierte sofort und bat, den näher beschriebenen Koffer bis

zum nächsten Zuge anzuhalten. Bald darauf kam das Rücktelegramm, das ihn davon verständigte, seine Sachen seien einige Stationen weiter gefunden worden und könnten beim Gendarm abgeholt werden.

Beruhigt kommt er in der betreffenden Station an und begab sich zu dem diensthabenden Gendarm. Dieser zeigte ihm den Koffer, den unser Reisender sofort als den seinigen erkannte. Aber: der Gendarm hielt sich für verpflichtet, vom Reisenden eine Beschreibung der im Koffer befindlichen Sachen zu verlangen; erst nach einem Vergleich des Inhalts mit der Beschreibung wollte er den Koffer zurückgeben.

Unser Kamerad begann zu lachen und belehrte den eifrigen Beamten, daß er doch als Eigentümer des Koffers telegraphisch nach ihm suchen ließ. Zum Beweise wies er die Telegrammantwort vor. Aber der Gendarm ließ sich nicht überreden und beharrte auf seiner Forderung. Unser unglücklicher Reisender kam immer mehr in Verlegenheit. Er tat, als suche er in allen Taschen nach dem Kofferschlüssel, und zählte inzwischen die Gegenstände des angeblichen Kofferinhalts auf. Zum Glück kam indessen die Zeit zur Abfahrt, und der Gendarm, vom langen Warten schon ungeduldig, begnügte sich schließlich damit, Namen und Anschrift unseres Reisenden aufzuschreiben – beides war natürlich ebenfalls falsch – und gab ihm dann den Koffer doch noch ungeöffnet zurück.

Der Kampf gegen die Polizei

Das primitivste Mittel für die Verbreitung der Bibula bildete die Verstreuung der illegalen Veröffentlichungen. Sie besaß gewisse unbestreitbare Vorteile, deren erster darin lag, daß es sich um eine ausgesprochen verschwörerische Tätigkeit handelte.

Der einzelne, der irgendwo auf der Straße, im Hofe, in seiner Werkstatt oder Fabrik die Bibula fand, kannte und sah ihren Verteiler nicht. Und wenn man bei ihm ein unerlaubtes Buch polizeilich feststellte, besaß er ein leichtes und natürliches Mittel, sich in den Augen der Behörde zu rechtfertigen: „Ich habe es gefunden!“ Das ist eine lakonische Antwort und bringt niemanden in Verlegenheit.

Außerdem ist diese Verstreuung der Bibula verhältnismäßig leicht durchzuführen. Man benötigt für sie weder eine ganze Kol-

portage-Organisation noch ausgedehnte Beziehungen in den Kreisen, für die die Bibula bestimmt ist. Es ist offensichtlich viel leichter und weniger gefährlich, sagen wir hundert Exemplare irgendeiner Druckschrift zu verstreuen, als hundert Freunde zu besitzen, unter denen diese Exemplare von Hand zu Hand weiter gehen. „Geh hin und streue zur Rechten und zur Linken aus!“ ist ein leichter Auftrag; seine Ausführung nimmt nur wenig Energie einer geringen Menge Menschen in Anspruch.

Ein eifriger Verteiler von Bibula, und zwar auf dem Lande, war der Kamerad *Blazjewicz*, der in Sibirien in der Verbannung starb. Er war Tischler in Warschau und Mitglied der ersten sozialistischen Vereinigungen der Hauptstadt. Bereits vor der Gründung der ersten sozialistischen Partei in Polen, des „Proletariat“, nach Sibirien verbannt, kehrte er einige Jahre später zurück und zog, da es ihm verboten war, in Warschau zu wohnen, nach Wilna.

Dort ließ der alte, listige Revolutionär seinem Temperament die Zügel schießen. Er ging stets mit Broschüren beladen umher, die er bei jeder Gelegenheit verteilte. Ganz besonders gern arbeitete er auf den Bahnhöfen zur Zeit der jährlichen Wallfahrten der Bauern nach Kalwarja. Dann konnte man nämlich im Wartesaal dritter Klasse eine Menge Bauern in ihren Leinwandkitteln treffen. *Blazjewicz* mischte sich unter sie, suchte die intelligentesten heraus, zog sie ins Gespräch und gab dem Bauern, nachdem er ihn gefragt hatte, ob er Polnisch lesen könne, eine Broschüre:

„Nimm sie, der Bischof schickt sie dir!“ sagte er auf weißrussisch.

Denn dieser Anhänger der alten revolutionären Schule hielt viel auf volkstümlich-klerikale Formeln, die ihm halfen, das Herz der Bauern zu öffnen. Man hat mir berichtet, daß die jüngere revolutionäre Generation häufig mit ihm stritt, es gelang jedoch nicht, ihn zu überzeugen.

Im allgemeinen war das Land infolge des Fehlens einer richtig organisierten Polizei und infolge des naiven Vertrauens der Bauern zu allem, was gedruckt war, ein ideales Tätigkeitsfeld für das Verstreuen der Bibula. Alle jungen sozialistischen Organisationen haben ihre Arbeit auf dem Lande begonnen, indem sie die Bibula unter den Bauern verteilten. Die Bauernaufstände in

den Gouvernements Poltawa und Charkow z. B., die seinerzeit so viel Lärm machten, waren das Ergebnis der Verteilung einer ganzen Menge ukrainischer Bibula, vor allem einer Übersetzung der vortrefflichen politischen Broschüre „Vater Simon“.

Ohne Zweifel fiel stets ein bestimmter Teil der Bibula der Vernichtung anheim, ein anderer Teil geriet im Verlauf von Durchsuchungen in die Hände der Gendarmerie und der Staatsanwaltschaft und bereicherte so die Archive der Regierung. Aber der größte Teil wanderte doch von Hand zu Hand, erfaßte bisweilen sehr weite Kreise und drang in die abgelegensten Gegenden, von denen diejenigen, die das betreffende Exemplar in Umlauf gesetzt hatten, nicht einmal träumten.

Das Vorhandensein einer beträchtlichen Leserzahl außerhalb der Partei war eine unbestreitbare Tatsache, und man versuchte bisweilen, sie wenigstens annähernd abzuschätzen. Für die großen Städte, die großen Bevölkerungsmittelpunkte, in denen sich die Leute untereinander wenig kennen, war eine Abschätzung natürlich unmöglich. Aber in den kleineren Städten, in denen das provinzielle Leben die Leute einander nahebringt und eine intensivere Beobachtung der Umgebung erlaubt, konnte diese Abschätzung bis zu einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit durchgeführt werden.

Es ist unbestreitbar – so haben mir einige Personen, die an der Parteiarbeit in verschiedenen Städten im Innern des Landes teilnehmen, berichtet –, daß die Bibula überall der politischen Organisation vorangeht. Jeder neue, von der politischen Organisation auf diese oder jene Weise eroberte Stützpunkt, jede neue in dieser oder jener Stadt angeknüpfte Beziehung hatte schon vorher Bibula erhalten. Woher? Auf welchem Wege? Es ist fast immer schwierig, das zu erfahren. Aber wenn es möglich war, dieses Problem zu lösen, dann ergab sich stets, daß es der Bibula gelungen war, Hunderte von Kilometern zu überwinden und von Stadt zu Stadt auf Wegen durchzuschlüpfen, die man weder vorhersehen noch zu regelmäßigen Verbindungen ausbauen konnte. Als die Partei ihre große Propagandaaktion auf dem Lande unternahm, zeigte sich die gleiche Erscheinung: überall war die Bibula zuerst gekommen und hatte die Organisatoren und Propagandisten der Partei bei weitem überflügelt.

Es gab noch eine besondere Art von Bibula, die ein spezielles

Mittel der Verbreitung benötigte: das waren die vom Zentralaus-
schuß der Partei und den einzelnen örtlichen Ausschüssen ver-
öffentlichten Aufrufe. Die Ausschüsse wandten sich mit solchen
Proklamationen an die breite Öffentlichkeit, um sie zu irgend-
einer Aktion aufzurufen oder um ihr die Wichtigkeit irgendeines
Ereignisses zu erläutern, das im Augenblick die Leute beschäf-
tigte. Es handelte sich dabei also nicht darum, die Leute zu über-
zeugen oder die Meinungsbildung der Parteimitglieder zu beein-
flussen, denn dafür genügten die gewöhnlichen Mittel. Der Aufruf
wollte vielmehr einen unmittelbaren Einfluß auf die Leute aus-
üben, die außerhalb der Organisation standen und in keiner Weise
ihren Kampfgruppen angehörten.

Es war also notwendig, diese Aufrufe zu verbreiten — zu „lan-
cieren“, sagten die Revolutionäre —, und zwar so weit als nur
möglich, damit man darüber sprach und soviel als möglich dar-
über diskutierte. Je größeren Lärm die Verbreitung eines Auf-
rufes machte, je stärker er die allgemeine Aufmerksamkeit auf
sich lenkte, um so leichter war es, das gesetzte Ziel zu erreichen:
sich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen, im gewollten
Augenblick die Aufmerksamkeit gerade auf dieses Ereignis zu
lenken, eine Frage gerade auf diese Weise aufzuwerfen.

Man muß anerkennen, daß einer der besten Helfer bei dieser
Werbung, die durch den Aufruf erreicht werden sollte, die Re-
gierung selbst war. Die Aufrufe hatten die Eigenschaft, die Agen-
ten der Regierung, Polizei und Gendarmerie, ganz außerordent-
lich zu reizen, vor allem die Polizei, die sich durch große Dumm-
heit und einen völligen Mangel an politischem Takt auszeichnete.
Ihre Beamten machten gewöhnlich bei jedem Aufruf so viel
Lärm, liefen wie besessen durch die Stadt, packten die harm-
losesten Bürger, nur um ihren Eifer für das Zarentum zu be-
weisen — so daß selbst die Tauben sie hörten, die Blinden sie sahen
und schon die einfachste Neugier die Leute darauf lenkte, die Ur-
sachen einer so ungewöhnlichen Erregung der Polizei zu suchen.
Vor allem in der Provinz wurde in einem solchen Falle die aus
ihrer Schlaftrunkenheit auffahrende Polizei die leichte Beute
einer verrückten Raserei, die um so lächerlicher wirkte, als sie
im provinziellen Leben allen ins Auge fiel.

Diese Wut wurde durch den Umstand vergrößert, daß die Ver-
breitung eines Aufrufes der Zuständigkeit zweier Behörden an-

gehörte, die gewöhnlich im Konkurrenzkampf miteinander standen: der Gendarmerie und der eigentlichen Polizei. In normalen Zeiten war die Polizei in einem gewissen Grade der Gendarmerie untergeordnet und mußte deren Befehle ausführen; aber sie betrachtete den großen Einfluß der Gendarmerie mit Eifersucht und wollte gern bezeugen, daß sie ebenso geeignet war wie diese, die „inneren Feinde des Zaren“ aufzuspüren und zu verfolgen. So wurden die revolutionären Aufrufe das Feld gegenseitigen Wettstreits der Diener des Zaren. In Wahrheit handelte es sich natürlich um eine politische Frage, die also der Gendarmerie unterstand. Aber zur gleichen Zeit bildeten die Aufrufe eine Störung des Friedens und der „öffentlichen Ordnung“ und gehörten also auch zu den Zuständigkeiten der Polizei. Gewöhnlich war sie auch zuerst von dem Erscheinen eines Aufrufes unterrichtet und beeilte sich also, diesen Glücksfall auszunutzen, schon um der Gendarmerie bei der Aufstöberung der Schuldigen zuvorzukommen. Die von der Polizei entdeckten „Verbrecher“ waren meistens Leute, die verhaftet wurden, weil sie die angeklebten Aufrufe gelesen hatten, oder auch Leute, die ein auf die Straße geworfenes Flugblatt aufhoben – meistens gewöhnliche Neugierige. Im Laufe der letzten zehn Jahre sind, soweit ich informiert bin, im ganzen lediglich zweimal wirkliche Schuldige verhaftet worden, die die Aufrufe selbst verteilt hatten. Aber alle derartigen Aktionen führten stets zu zahlreichen Verhaftungen, zur Verhaftung unschuldiger Opfer der wütenden Polizei. Sie konnten sich natürlich leicht rechtfertigen, verließen jedoch erst nach ein paar Wochen das Gefängnis.

Man hat mir eine amüsante Szene berichtet, die sich im Büro des Polizeikommissariats in Kielce ereignet hat, und zwar anläßlich einer wohl zum erstenmal nach dem Aufstand von 1863 gewagten Verbreitung von Aufrufen. Als die Aufrufe schon verstreut waren, wurde die Polizei plötzlich eifrig und verhaftete einige ganz unschuldige Leute, die sie am Morgen an verschiedenen Stellen der Stadt beim Lesen der Aufrufe ertappte. Gegen neun oder zehn Uhr vormittags brachte man die Opfer des polizeilichen Übereifers unter starker Bewachung zum Kommissar. Als dieser sie sah, geriet er in Wut, beschimpfte sie aufs ärgste und drohte ihnen unter ungeheuerlichen Flüchen schwere Strafen an.

„Ich werde euch im Gefängnis umkommen lassen, – weg mit

euch, ihr Rebellen!“ schrie der Würdenträger wütend. „Sage mir, du Schurke, wie hast du diese Papierfetzen verbreitet?“ wandte er sich dann an einen der Verhafteten und zeigte ihm einen Aufruf.

„Aber, Herr Kommissar“, sagte der Unglückliche zu seiner Entschuldigung, „ich habe sie ja gar nicht verteilt. Ich wollte nur eines dieser Papiere abreißen, das an einer Mauer klebte.“

„Was sagst du? Abreißen?“ schrie der Kommissar, außer sich vor Wut. „Wer hat dir denn das erlaubt? Ich werde dir schon zeigen, du Lump, etwas abzureißen! Seht ihn an! Raus! In den Arrest!“ befahl er seinen Leuten...

Das Lancieren der Aufrufe war übrigens nicht mühsam, wenn die Polizeibereitschaft nicht von vornherein verständigt war. In den allermeisten Fällen mobilisierte die Polizei ihre Leute erst nach vollendeter Arbeit, also größtenteils erst nach der Verstreuung und dem Anschlagen, so daß die Arbeit selbst in fast völliger Freiheit vor sich gehen konnte. Man teilte die Stadt gewöhnlich in bestimmte Viertel auf. Jedes dieser Viertel wurde einem oder zwei Parteikameraden anvertraut. Ein Teil der Aufrufe wanderte von Hand zu Hand, aber diese Art der Weitergabe erfolgte erst nach der straßenweisen Verstreuung und nach dem Anschlagen der Aufrufe. Die meisten Zettel wurden in die Treppenhäuser geworfen, in die Briefkästen oder auf die von Arbeitern begangenen Straßen, in die Fabriken und in die Werkstätten. Nur ein geringer Teil war dazu bestimmt, an Zäunen, Mauern, Telegraphenstangen usw. angeschlagen zu werden.

Diese Arbeit war die gefährlichste, vor allem, wenn es sich um die alljährliche Proklamation handelte, auf die die Polizei schon lauerte. Aber die Gefahr begeisterte die Herzen, und es war immer leicht, unter den Arbeitern Freiwillige für diese Art Arbeit zu finden...

Das Wiedersehen im Gefängnis

Ich habe vielleicht meine Leser etwas allzulange mit der Bibula beschäftigt. Ich glaube aber, daß sie es verdient. Das gedruckte Wort besitzt heute bei allen Völkern eine allgemein anerkannte Macht. Seine Fortschritte, seine Entwicklung, seine Verbreitung bilden den Maßstab für die Stärke, die Früchte und für die Stufe ihrer Kultur und Zivilisation.

Wie aber stand es damit in Russisch-Polen? Die Antwort ist einfach. Es genügt, daran zu erinnern, daß es Menschen gab, die eine unverfälschte Darstellung der Geschichte ihres Volkes nicht lesen durften, es genügt, die unter der brutalen Hand der russischen Zensur verstümmelten Werke unserer Dichter zu betrachten. Es genügt, daran zu denken, daß ein Volk existierte, dessen politische Parteien entweder ihrer Existenzrechte beraubt oder wenigstens dazu verurteilt waren, sich in einer ungeheuerlichen, sklavischen Sprache, in der Fabelsprache Äsops auszudrücken! Es genügt, sich vorzustellen, daß diese Regierung, die uns so tief verletzte, in keiner Weise zum Gegenstand auch nur der geringsten öffentlichen Kritik werden durfte, ja häufig nicht einmal zum Gegenstand ganz einfacher Unterhaltungen, – das alles genügt, um zu begreifen, wie wenig die Möglichkeiten des gedruckten Wortes den Bedürfnissen des Volkes entsprachen und wie erniedrigt unser Volk im Vergleich zu anderen Völkern war.

Wenn wir auch „in Finsternis“ lebten, trotzdem wollten wir leben! So lieferten wir einen deutlichen Beweis unserer Lebenssehnsucht in einer geheimen, illegalen Literatur, die an Menge der legalen Literatur gleichkam und sie an Einfluß vielleicht überragte. Grausamkeit und Gewalt, Kerker und Knute haben uns nicht daran gehindert, in unserem Innern wie andere, glücklichere Völker Parteien und Gruppen zu schaffen und ein vielfältiges, modernes politisches Leben zu führen. Der stets aufs neue wiederholte Beweis dieses Lebens ist kein anderer als die Existenz des illegalen gedruckten Wortes, der Bibula.

Wie ich bereits erwähnte, bedienten sich alle politischen Gruppen Polens dieser Waffe. Es versteht sich von selbst, daß diejenigen, denen die asiatisch-barbarischen Vorschriften des Zarismus sogar die Existenzberechtigung absprachen, gezwungen waren, häufiger auf diese Waffe zurückzugreifen und sie mit größerer Sorgfalt zu schärfen. Es handelt sich um die Demokraten jeder Schattierung, und in erster Linie um die Sozialisten, deren Name und Umgangsformen allein schon Anlaß genug zu grausamer Unterdrückung boten. Daher ist auch der Sieg und das Aufblühen des freien Wortes, das sich endlich aus den Fesseln der Zensur losriß, vor allem ihr Sieg.

Dieser Sieg ist gleichzeitig ein Erfolg der Demokratie auf einem anderen Felde, das bei uns leider allzulange brachlag: dieses

Betätigungsfeld ist die Seele der Nation — wobei unter diesem Begriff nicht eine eng abgeschlossene Kaste, eine wenig zahlreiche Schicht wohlhabender und gebildeter Leute zu verstehen ist, sondern eine große Menschenmasse von mehreren Millionen Bürgern, die durch Sprache und Geschichte und durch das besondere Empfinden miteinander verbunden sind, gerade diesem Volke anzugehören, — eine Menschenmasse, deren überragende Mehrheit aus den Arbeitsleuten der Stadt und des Landes besteht. Diese Volksseele, allzulange in dumpfe Untätigkeit versunken, begann zu erwachen. Allerdings verschworen sich alle schlechten Geister der Vergangenheit und der Gegenwart: Unbildung und Gefängnis, die Knute des Eindringlings und das Interesse des Ausbeuters, miteinander, um unser Volk weiterhin in ohnmächtiger Tatenlosigkeit zu halten. Wenn wir aber beobachten, wie dieses Volk aufzuwallen und aufzuschäumen beginnt wie eine Meereswoge, dann haben wir diesen Fortschritt dem „heißen Hauch des Wortes“, dem freien Wort der Demokratie zu danken, das dieses Volk zum Leben, und zwar zu einem Leben der Unabhängigkeit aufrief. Dieses Wort war in den von Rußland besetzten polnischen Provinzen in erster Linie das gedruckte Wort, die Bibula. Daher betrachten viele unter uns Revolutionären, unter uns Soldaten der Freiheit die Bibula als eine getreue Waffengefährtin, als eine herzliche Freundin, als eine zuverlässige Mitkämpferin, die die schweren Pflichten des revolutionären Lebens mit uns teilte, mit der wir siegten und mit der wir starben.

Ich erinnere mich eines schönen Augusttages, als man mich aus dem Pavillon 10, in dem ich gefangen saß, zu einem Verhör holte. Von der Wache umgeben, trat ich in das Zimmer, in dem ein Gendarmerieoffizier sich über irgendein unleserliches Schriftstück beugte. Ich setzte mich ihm gegenüber und warf einen Blick auf den mit grünem Tuch bedeckten Tisch.

Der Tisch verschwand fast völlig unter den Schriftstücken, Protokollen und anderen Dokumenten der Gendarmerie. Trotzdem bemerkte ich am Rande einen Flecken von frischem Rot, der die graue Farblosigkeit dieses modernen Tempels der Inquisition ein wenig aufhellte. Ich betrachtete diesen Flecken aufmerksamer und streckte unwillkürlich meine Hand danach aus. Es war die Broschüre „Was wollen die Sozialisten?“ Einige Jahre früher

war ich bei ihrer Entstehung in einer Londoner Druckerei anwesend.

Sie war von einem Flüchtling geschrieben worden, der sehr lange Zeit im Auslande umherirrte. Er hatte sie in den Bergen der Schweiz entworfen, die Gedanken und die Augen auf die Ebenen Masowiens gerichtet, in völliger Vertrautheit mit den Leiden seiner gefangenen Brüder an der Weichsel, durch den Raum weit von ihnen getrennt, aber im Herzen nahe bei ihnen. Buchdrucker in London, ebenfalls Flüchtlinge, hatten sie in Seiten gesetzt und dabei – ohne zu wissen, ob sie morgen noch ein Stückchen Brot haben würden – ihren Geist in die ferne Heimat gerichtet. Auf diese Weise hatte der Gedanke und der Herzenskummer des mitfühlenden Autors, durch die Arbeit der Buchdrucker in kleinen, schwarzen Buchstaben festgehalten, die Form dessen angenommen, was ihre weit entfernten Beschützer scherzhaft Bibula nannten.

Die Broschüre hatte entsprechend der Absicht ihrer Urheber das neblige England verlassen, um in die Heimat zu wandern. Wenn sie sprechen könnte, würde sie gewiß eine seltsame Geschichte voller romantischer Abenteuer berichten können. Zärtlich verborgen am Körper einer Kameradin des Transportdienstes, rastete sie dann vielleicht in den Depots und in dunklen Koffern. Sorgfältig im Innern eines Korbes versteckt, machte sie sich vertraut mit dem Schütteln der Eisenbahnwagen, glitt über die Grenze, zitterte unter den Blicken der Spione und der Gendarmen. Dann trat sie in die Welt und begann ihren Dienst...

Und jetzt kam ihr Ende, ihr bürgerlicher Tod. Unter dem Schutze der Nacht brachen ihre Verfolger, die blauen „Schutzengel“ des Zarenthrones, in ihre letzte Behausung ein, man entriß sie ihrem Versteck und spottete vielleicht herzlos ihrer Schwäche. Mit einer Geste der Verachtung warf man die Tochter der Freiheit zusammen mit ekelhaften Aktenstücken der Willkür und der Sklaverei, die nach Blut und Folter rochen, auf den Tisch.

Jetzt war sie in der gleichen Lage wie ich, ihr Waffengefährte, der Augenzeuge ihrer Geburt in einem fremden, aber freien Lande. Vorüber waren die schönen Tage der Freiheit, vorüber der Kreis der Abenteuer, vorüber für uns der Kampf. Alles das wich den grauen, eintönigen, niederdrückenden Tagen der Ge-

fangenschaft. Dieses Mal waren wir die Besiegten. Aber wenn dieses kleine Büchlein denken und sprechen könnte, so würde es, ehe es in den düsteren Mauern einer zaristischen Folterkammer in Schweigen versinkt, seinen Gegnern noch die Verse des Dichters entgegenschleudern:

Heute kannst du mich bezwingen —
Dennoch ist die Zukunft mein!
Mein wird noch bleiben
Jenseits des Grabes
Ewig der Sieg!

Der Soldat

„Eine militärische Operation besteht darin, ein System von Gleichungen zu lösen, in dem die Zahl der Unbekannten fast größer ist als die Zahl der Gleichungen. Oder, um es weniger mißverständlich auszudrücken: eine große Zahl wichtiger militärischer Ereignisse beruht im wesentlichen auf einer falschen Voraussetzung.“

Meine ersten Kämpfe

Unter schweren Enttäuschungen und mühsamer Kleinarbeit vollzog in den Jahren nach 1905 Pilsudski die Wendung seines Lebens, die Wendung vom sozialistischen Revolutionär zum Soldaten der nationalen Freiheit. Die Erkenntnis, daß der Soldat allein die Grundlage zukünftiger polnischer Unabhängigkeit sein könnte, veranlaßte ihn zur Errichtung militärischer Organisationen im österreichischen Galizien. Zu Beginn des Weltkrieges zogen diese polnischen Freiwilligengruppen, die Legionäre der Ersten Brigade, unter der Führung ihres leidenschaftlich verehrten Kommandanten Pilsudski Seite an Seite mit den preußischen und österreichischen Truppen gegen Rußland ins Feld. Die ersten Erlebnisse dieser Kriegsjahre hat Pilsudski später, als er 1917 in Magdeburg interniert war, niederzuschreiben begonnen.

Das erste Kapitel „Magdeburg“ entstammt einer außerhalb der Gesamtausgabe der Werke Pilsudskis in Polen veranstalteten Sonderausgabe von „Meine ersten Kämpfe“, die weiteren Ausführungen betreffen den Kampf der polnischen Legionäre bei Nowy Korczyn und Opatowiec sowie den kühnen Durchbruch durch die russische Front bei Ulina-Mala.

Gerade diese Kapitel sind wichtige Beiträge zur politischen und militärischen Psychologie des Marschalls Pilsudski und damit der Kreise, die die Träger des heutigen polnischen Staates sind.

Magdeburg

Im Sommer des Jahres 1917 wurde ich in Warschau von der deutschen Okkupationsbehörde verhaftet und ins Innere Deutschlands gebracht. Einige Zeit hindurch schleppte man mich von Gefängnis zu Gefängnis und hielt mich oft unter den schlechtesten Bedingungen, um mich schließlich nach einigen Wochen in der Festung Magdeburg zu internieren. Dort erlebte ich nach einem Jahr und einigen Monaten die Auferstehung des polnischen Staates.

In Magdeburg erhob man mich zu meiner großen Verwundung plötzlich in den hohen Rang eines Generals und behandelte mich sozusagen mit einer diesem Dienstgrad entsprechenden Hochachtung. Der Ort meines Aufenthalts war die Zitadelle der früheren alten Festung Magdeburg, oder eigentlich einer ihrer Winkel, ein Gebäude, das – wie ich mich an den Tafeln über-

zeugen konnte, die die Verhaltensvorschriften in den Zellen enthielten – die ergötzliche Bezeichnung „Sommeroffiziersarreststube“ trug. Das sollte offensichtlich bedeuten, daß in diesem Gebäude die Offiziere der Magdeburger Garnison ihre Arreststrafen für dieses oder jenes Vergehen büßten; gleichzeitig besagte diese Bezeichnung auch, daß dieses Gebäude für solche Zwecke im Winter nicht bestimmt war.

Man hielt mich zwar dort den ganzen Winter von 1917 auf 1918 durch fest; aber ich mache den Deutschen keinerlei Vorwurf daraus. Es war zwar manchmal kalt, aber ich kann nicht sagen, daß man sich nicht bemüht hätte, oft sogar sehr eifrig, diesen Mangel zu beseitigen. Ich vermute, daß dieser Ort für mich gewählt wurde, weil es dort am leichtesten möglich war, die von oben ergangenen strengen Befehle durchzuführen, – mich von der ganzen Welt völlig zu isolieren.

Übrigens wohnte ich ganz bequem; ich hatte im ersten Stock drei Zellen zur Verfügung: ein Schlafzimmer, dann eine Art Empfangszimmer – was mir in meiner Lage lächerlich vorkam – und als drittes ein Speisezimmer. Alle drei Zellen, die bei Tage offenstanden, gingen auf einen kleinen Garten hinaus, in dem einige Obstbäume und ein paar kleine Sträucher und Stauden wuchsen. Hinter dem Garten erhob sich ein großer, mit Rasen bewachsener Erdwall der früheren Festung, der bedeutend höher war als das Haus...

Wie um mich zu trösten und zu ehren, teilte man mir sofort mit, daß in demselben Gebäude ein belgischer General längere Zeit verbracht hatte, der Kommandant der Festung Lüttich, der bei ihrer Verteidigung verwundet worden war.

Anfangs durfte ich im Garten drei Stunden täglich spazierengehen, dann hörte diese Einschränkung auf, und die Türen aus dem oberen Stock in den Garten standen fast den ganzen Tag bis zur Abenddämmerung offen. Unter diesen Bedingungen verbrachte ich ein ganzes Jahr in völliger Einsamkeit; erst Mitte August 1918 kam als Leidensgefährte meiner Gefangenschaft General Sosnkowski hinzu, mit dem ich bis zu meiner Freilassung im November 1918 zusammenblieb.

Es schien mir, daß ich für das Gefängnisleben geboren war. Ich ertrage Einsamkeit sehr leicht, empfinde nicht, wie andere, ihre ganze Schwere und verstehe es, durch geistige Arbeit das

schlimmste Gefühl des Gefängnislebens – die Sehnsucht – zu mildern. Es ist in der Tat nicht zu bestreiten, daß jeden Gefangenen die Sehnsucht nach der Freiheit und nach Unbeschränktheit der Bewegungen niederdrücken muß, die Sehnsucht nach einem Zustand, in dem es nicht mehr so viele Verbote und Beschränkungen gibt, die den Menschen zur Eintönigkeit einer langen Reihe ständig gleicher, ewig sich wiederholender Tage verurteilen. Für Menschen, die so streng isoliert sind, wie ich es in Magdeburg war, bildet das Leben eine fast unerträgliche Last. Mich mußte sie um so schwerer bedrücken, da ich aus einem so wechselvollen und an täglich anderen Eindrücken so reichen Leben herausgerissen wurde. Ich führte ein Kriegerleben, bei welchem die Nerven des Menschen sich an unaufhörliche Bewegung, an ständigen Wechsel der Beschäftigung und an eine tägliche Veränderung des eigenen Ich in ein beständig neues Werkzeug des Kampfes gewöhnen, das mit immer wechselnder Anstrengung des Willens, der Nerven, des Geistes und des Herzens arbeitet. Die Stille der Gefangenschaft also und die ungewohnte – deutsche – Eintönigkeit bildeten einen vortrefflichen Nährboden für eine oftmals verzehrende Sehnsucht nach dem bunten und reichbewegten Treiben des Soldatenlebens. Die völlige Isolierung gestattete mir nicht einmal, zu erfahren, was aus meinen Kameraden und Freunden wurde, mit denen ich mich in dem schweren und mühsamen, aber auch so ungewöhnlich reizvollen und kameradschaftlich verbrachten Soldatenleben in meiner Ersten Brigade der Legionen verbrüdet hatte.

Während meiner langen, einsamen Gartenspaziergänge tauchten sie wie lebendige Blumen der Erinnerung an unlängst erlebte Ereignisse oft vor mir auf. Sie bedrängten und betörten mich wie trügerische Bilder von Oasen in der Wüste, – vor meinen Augen erschienen die teuren Gesichter der Freunde, und ich hörte ganz deutlich ihr helles Lachen, daneben den Donner der Geschütze und das Knattern der Gewehre, die ihre Kriegsmusik ertönen ließen.

Um diese Sehnsucht zu überwinden, die mich verzehrte, zwang ich mich zur Überprüfung meines Verhaltens als Führer. Ich unterhielt mich mit der Kritik meiner selbst oder auch meiner Untergebenen, damit endlich meine Augen aufhörten zu sehen, meine Ohren zu lauschen und mein Herz, stärker zu schlagen, –

ich übte Kritik, um diese geradezu sinnlichen Eindrücke in analytische Überlegungen einzuschließen. Lange, lange arbeitete der Geist allein. Damals begann ich – wie so häufig schon in meinen früheren Gefängniszeiten – zu spüren, daß ich irgendein unwirkliches Leben zu leben anfang, daß ausschließlich der Kopf arbeitete, während die normale Tätigkeit des Organismus abzustorben begann. Ich beschloß, mich davon loszureißen; nach einer Überprüfung meiner Willenskraft durch vierzehntägigen Rauchverzicht kam ich zu der Überzeugung, daß das einfachste Mittel zur Beseitigung meiner mich so bedrückenden Sehnsucht der Versuch wäre, meine Erinnerungen zu Papier zu bringen. Die Feder wieder in der Hand zu haben und sich durch ihre mechanische Tätigkeit wieder enger mit dem Leben zu verknüpfen, das – wenn auch noch so arm an Eindrücken – doch wenigstens wirklich war!

Damals fielen mir meine einstigen, zehnjährigen Studien in der Vorkriegszeit über die Probleme des Krieges in der Welt wieder ein. Zehn Jahre lang hatte ich mich darum bemüht, das Wesen des Führertums zu erkennen: im Element der Gefahr – wie Clausewitz sagt –, im Element der Unsicherheit, schließlich – wie ich es formuliere – im Element ewiger, unlöslicher Widersprüche, die man wie einen gordischen Knoten mit dem Schwert der Entscheidung und dem Schwert des Befehls durchhauen muß. Ich erinnere mich daran, als ich im August 1914 in den Krieg zog, beschlossen zu haben, die Probleme des Krieges sorgfältig zu beobachten und mich selbst aufmerksam zu prüfen, um für mich selbst eine Menge von Zweifeln zu klären und eine Fülle von Fragen zu beantworten, die aus der Zeit der Bücherstudien in meiner Seele und in meinem Kopf geblieben waren.

Jetzt in Magdeburg beschloß ich, den Versuch zu machen, ob es mir leicht fallen würde, die Träume von einst zu verwirklichen, – ob ich aufrichtig und ruhig selbst die Wahrheit über das Wesen der Führung illustrieren könnte, die Wahrheit über die Seele des Führers, die sich unter der schweren Last der Gefahren, der Ungewißheit und des Widerspruchs beugt. Jeder Soldat hat mit diesen Dingen zu kämpfen, denn sie sind ein wesentlicher Bestandteil des Krieges. Der Führer trägt darüber hinaus noch die Bürde der Verantwortung für seine Untergebenen, und er muß auf seiner Wange die brennende Scham der Erniedrigung emp-

finden, wenn das Werk der Führung mißlingt und andere diesen Mißerfolg mit ihrem Blute bezahlen müssen. „Diese lächerlichen Träume von einst“, sagte ich mir, „kannst du jetzt im Gefängnis verwirklichen, wenn du deine Trägheit im Schreiben überwindest.“

Das ist die Entstehungsgeschichte meiner dem Leser vorliegenden Erinnerungen an meine Führertätigkeit im Jahre 1914. Ich entschloß mich damals sofort, die schwersten Kampfhandlungen der Ersten Brigade auszuwählen, die ich miterlebt habe, Augenblicke, in denen ich – obwohl ich mit dem Blut meiner Untergebenen ungewöhnlich vorsichtig rechnete und häufig absichtlich jedes Streben nach dem Ruhm vernachlässigte, um ihn nicht zu teuer zu erkaufen – fast die ganze von mir geführte Abteilung zu riskieren hatte oder wagen mußte, wobei ich auch mich selbst als Führer mit aufs Spiel setzte. Meine schwerste Leistung als Führer bildeten die Kämpfe bei Ulina-Mała, Marcinkowice und Kostiuchnowka. Ich konnte in Magdeburg nur die Abschnitte über Ulina-Mała und Marcinkowice beenden. Das Wiedererleben und die Arbeit selbst, während der ich mich unwillkürlich der Sehnsucht nach allem, was Polen ist, hingab, der Sehnsucht nach dem schmutzigen Weg, dem verlorenen Dorf, den Leuten, der Landschaft und den teuren Kameraden, – das alles ermüdete mich derart, daß ich mich entschloß, die schmerzlichsten Erinnerungen an die schwerste Schlacht, die Schlacht inmitten der Wälder und Sümpfe des wolhynischen Polesien, vorläufig nicht niederzuschreiben.

Aber die Feder war nun einmal im Schwung. So liefen meine Erinnerungen in einer anderen, etwas angenehmeren Richtung, zu meinen ersten Erlebnissen und Eindrücken des Krieges, diesen ersten, noch schüchternen Versuchen als Führer, da mein weit ausgreifender Schwung durch die eigene Zaghaftigkeit und Unsicherheit noch erheblich gehemmt war. Diese wenig blutigen Kämpfe mit der russischen Kavallerie gaben die ersten Eindrücke der Kriegsmusik, die ersten Empfindungen, sich ins wirkliche Gelände hineinzufühlen, – und bildeten den ersten Versuch eines kühnen Manövers unter Berücksichtigung der drei heimatlichen Flüsse: der Weichsel, der Nida und des Dunajec. Angesichts dieser Erinnerungen begann ich meine Tänze rings um diese Flüsse im September 1914 zu beschreiben, und zwar unter dem Titel: „Nowy-Korczyn–Opatowiec“.

Die fast schon vollendete Arbeit wurde durch die Ankunft des Generals Sosnkowski in der Festung Magdeburg unterbrochen. Von diesem Augenblick an nahm mein Heimweh immer stärker ab, die Feder wurde in die Ecke geworfen, und ich überließ mich endlosen Gesprächen und unaufhörlichen Schachpartien. Das Kapitel über Nowy-Korczyn und Opatowiec wurde damals nicht beendet.

Auf diese Weise blieben meine früheren Absichten unverwirklicht, weswegen ich jetzt ein wenig arbeiten mußte, um diese Abhandlungen in vollendeterer Form in Druck zu geben. Die Änderungen, die ich vornahm, sind übrigens sehr geringfügig. Ihre Notwendigkeit ergab sich daraus, daß ich in Magdeburg unter besonderen Verhältnissen arbeiten mußte, die mir durch das Gefängnis auferlegt waren.

Erstens konnte ich niemals sicher sein, ob mir nicht alles, was aus meiner Feder floß, eines schönen Augenblicks weggenommen würde, und vielleicht für immer. Aus diesem Grunde beschloß ich, zumal ich seit Jugend auf daran gewöhnt war, als Gefangener erfinderisch zu sein, meine Schutzengel zu hintergehen. Ich gab also an, daß ich eine Beschwerde sowohl gegen meine Verhaftung als auch gegen meine, preußischem Recht widersprechende völlige Isolierung einreichen will. Von diesen Rechtsvorschriften hatte ich lediglich durch Zufall von einem alten deutschen General, dem Kommandeur von Wesel, erfahren, wohin ich von Spandau überführt wurde. Er erklärte mir in aller Offenheit, entschieden Einspruch dagegen erhoben zu haben, daß man gegen irgendeinen der Häftlinge in der ihm unterstellten Festung wider preußisches Recht vorgehe, das seiner Ansicht nach nicht zuließ, jemanden in Einzelhaft und Isolierung zu halten, mit Ausnahme derjenigen, die sich in Untersuchungshaft befinden oder gerichtlich zu Einzelhaft verurteilt wurden. Als ich mich also in Magdeburg der Empörung des Generals aus Wesel erinnerte, verlangte ich zur Niederschrift meiner Beschwerde eine größere Menge Papier, da ich infolge meiner nur geringen Kenntniss der deutschen Sprache sicherlich zum mindesten einige zehn polnische Konzepte verderben würde, ehe ich sie der fremden, mir nicht genau bekannten Sprache anpassen könnte.

Auf diese Weise verschaffte ich mir alle Schreibutensilien und schuf mir einen Vorwand, mit der Feder in der Hand am Tisch

zu sitzen. Dieser erfinderische Ausweg prägte sich jedoch sehr deutlich in der Art meiner damaligen Niederschrift aus. Auf meiner ganzen literarischen Arbeit in Magdeburg lastete der Zwang zur Sparsamkeit mit dem Papier. Nicht nur, daß alle Seiten mit einer mühsam lesbaren Schrift ungewöhnlich eng beschrieben sind, – auch der Stil selbst trägt den Stempel jener verhaltenen Sparsamkeit...

Um die Geschichte der Handschrift zu vervollständigen, füge ich hinzu, daß ich sie niederschrieb, ohne daran zu denken, sie jemals zu veröffentlichen. Denn es erschien mir sehr unwahrscheinlich, daß das Manuskript dem gewöhnlichen Schicksal aller Aufzeichnungen von Häftlingen entgehen würde, nämlich, daß sie eher zu den Dingen gehören, die den Häftling festhalten, als daß er selbst sie behält. In der Tat befanden sich meine Aufzeichnungen längere Zeit hindurch nicht in meinen Händen, und ich verdanke ihre Rückgabe wie die Rückgabe meiner vielen anderen, in Magdeburg zurückgelassenen Sachen der peinlichen Genauigkeit der deutschen Regierung, die sie mir wiedergab, als ich schon im Belvedere war. Denn meine und des Generals Sosnkowski Entlassung aus Magdeburg geschah auf so plötzliche und eigentümliche Weise, daß von der Mitnahme aller Sachen nicht einmal die Rede sein konnte.

Eines schönen Tages, Anfang November 1918, erschienen bei uns zwei deutsche Offiziere, bereits in Zivil gekleidet. Sie verkündeten uns, daß wir frei seien und sofort nach Berlin abfahren sollten, von wo wir noch am gleichen Tage um sechs Uhr abends mit dem nach Warschau fahrenden Zug abreisen könnten. Als wir erstaunt die Zivilkleidung der Offiziere betrachteten, erklärten sie uns in peinlicher Verlegenheit, daß in Magdeburg die Revolution ausgebrochen sei und daß wir im Auto nicht als Militärs, sondern als gewöhnliche Sterbliche abreisen sollten.

Mit vielen Entschuldigungen baten sie uns sehr, nichts von unseren Sachen mitzunehmen, da sie befürchteten, daß dadurch die Aufmerksamkeit der durch die Straßen ziehenden Demonstranten auf uns gelenkt werden könne. Ich weiß nicht, was ich damals beschlossen hätte, wenn nicht in dieser Ankündigung der Offiziere das Versprechen enthalten gewesen wäre, daß ich schon um sechs Uhr abends im Zuge sitzen würde, der mich nach Warschau bringt. Auf diese Hoffnung hin entschieden Sosnkowski

und ich uns rasch. Er nahm ein kleines Necessaire, ich verließ die Festung Magdeburg, nachdem ich die allernötigsten Toilettengegenstände in ein Stück Papier eingewickelt hatte. Ich gebe zu, daß ich damals weder an das Manuskript noch an die anderen Sachen dachte, die ich in der Sommeroffiziersarreststube zurückließ.

Als wir wie Spaziergänger die nahe Brücke über die Elbe überschritten hatten und haltmachten, fuhren zwei Autos heran, die uns nach einem Augenblick in schneller Fahrt aus der im Aufruhr befindlichen Stadt davontrugen.

Das Manuskript erhielt ich erst vor verhältnismäßig sehr kurzer Zeit, da es bei der Rücksendung der Magdeburger Gegenstände, offensichtlich durch einen Irrtum, zusammen mit seinen Papieren und Sachen an General Sosnkowski geschickt wurde. Jetzt erst, da ich meinen im Gefängnis unternommenen Versuch wieder vor mir sah, an mir selbst die Leistung der Führung im Kriege zu illustrieren, habe ich meine Magdeburger Erinnerungen wieder aufgefrischt.

Kontertanz an Polens Flüssen

Die ersten Kämpfe, die ersten Berührungen mit dem Krieg! Ich weiß nicht, ob es auch für andere so war, – für mich jedenfalls lag darin soviel Poesie wie in der ersten Liebe des Jünglings und in den ersten Küssen. Diese meine allerfrühesten Begegnungen mit dem Krieg will ich jedoch nicht erwähnen. Es wäre für mich mit zu großen Schmerzen verbunden. Denn es gab dabei allzu viele Augenblicke, die mit dem Krieg in keinem Zusammenhang standen, gleichzeitig aber auch allzuviel brutale Wahrheit über das Unvermögen und die Versklavung meines eigenen Volkes, das eigensinnig jeden Gedanken an eine selbständige, nur der eigenen Entscheidung unterworfenene Arbeit ablehnen wollte und sich ständig um Nachgiebigkeit und Dienstefrigkeit gegenüber den Fremden bemühte.

Gewisse militärisch-politische Momente muß ich jedoch erwähnen, denn ohne sie würden meine Entscheidungen unverständlich bleiben. Ich zog besonders die Stellung des polnischen Schützenverbandes innerhalb der anderen Truppen in Betracht, seine soldatische Stellung, und zwar ohne Rücksicht auf irgendwelche politischen Motive. Ich mußte von vornherein annehmen,

daß das Verhältnis der österreichischen und deutschen Truppen, also stehender Heere mit einer jahrhundertealten Tradition, zu unserer Freiwilligenformation mit Milizcharakter auf einem tiefen Mißtrauen gegenüber unserem soldatischen Wert beruhen würde. Darauf war ich vorbereitet, und da ich den übertriebenen Ehrgeiz meiner Schützen nur allzu gut kannte, bangte ich davor, diesen ihren Ehrgeiz bereits durch anfängliche Mißerfolge zu verletzen und – was noch schlimmer gewesen wäre – ihren Glauben an sich selbst als Soldaten zu töten.

Ein Mißgeschick konnte angesichts unserer überaus schlechten Bewaffnung und technischen Ausrüstung leicht eintreten. Wir waren nämlich anfangs mit dem überalterten, nicht repetierenden Werndl-Gewehr ausgerüstet, außerdem besaßen wir keine Maschinengewehre und keine Artillerie, fast keine Telephone und Feldküchen. Patronentaschen fehlten ebenfalls, und die Mehrzahl der Soldaten trug die Patronen in den Taschen, wo sie leicht verlorengehen konnten. Dieser Mangel an Patronen konnte in jedem kritischen Augenblick das Gewehr in eine plumpe und ungeschickte Keule verwandeln.

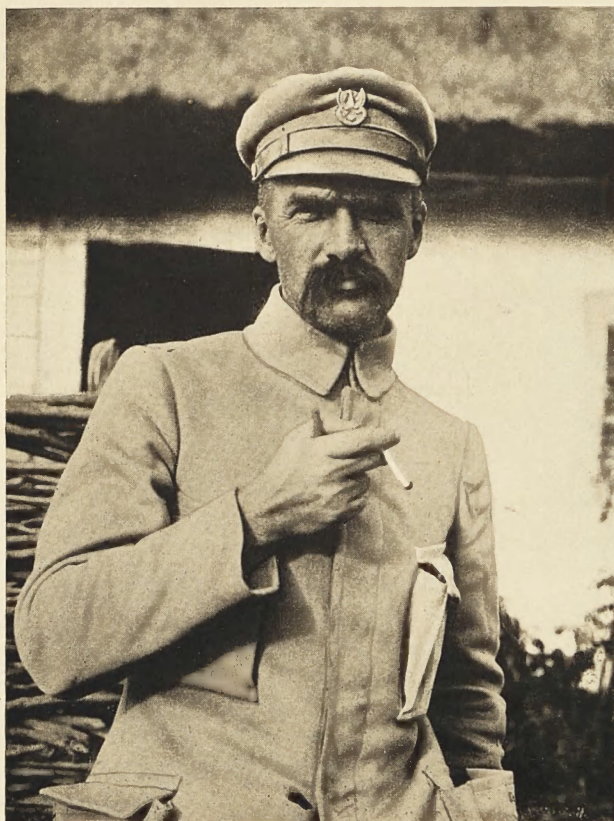
Schließlich bewirkten die inneren, noch nicht geordneten Beziehungen wie bei jeder neuen Formation, daß jeder der einzelnen Führer eine Menge Zeit damit zubringen mußte, die Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens zu ordnen und einen inneren Modus vivendi unter den Leuten zu schaffen. Ich selbst mußte unaufhörlich eine Fülle alltäglicher Angelegenheiten vor allem persönlicher Natur erledigen, die sich aus der Reibung der gesamten militärischen Maschinerie ergaben. Die Fragen des Altersvorrangs unter den Offizieren, die Fragen der Feststellung der Zuständigkeiten waren geradezu eine Hölle, in der ich zu Beginn des Krieges lebte. Ich mußte die Truppen nicht nur gegen äußere Demütigungen schützen, sondern auch vor inneren bewahren, die sich aus dem Gefühl der Minderwertigkeit gegenüber der Umgebung und aus dem Bewußtsein ergaben, die übernommenen Aufgaben möglicherweise nicht durchführen zu können.

Ich fühlte ganz genau, daß alle Soldaten im Grunde ihres Herzens ein Gefühl der Furcht empfanden vor dem wahnsinnigen Unternehmen und dem Examen, dem wir uns als Soldaten unterziehen sollten, – Furcht sowohl vor unserer Umgebung als auch vor uns selbst . . .

Wenn ich den Zustand unserer Ausrüstung in Erwägung zog und an das Examen dachte, das wir zu bestehen hatten – und das eigentliche Examen für den Soldaten ist immer der Kampf –, dann sagte ich mir unaufhörlich: „Vorsicht, Vorsicht und noch einmal Vorsicht gegenüber der Feuerprobe! Sei kein Kind und laß deiner Phantasie nicht die Zügel schießen!“ Aber alles, was an Willenskraft, Stolz und Ehrgeiz in meinem Charakter steckt, empörte sich immer wieder gegen diese zögernden „vernünftigen“ Gedanken. Übrigens gab es meiner Meinung nach gar keinen Ausweg. Die Feuerprobe auf sich zu nehmen, war – ich bestreite es keineswegs – ein außerordentlich gefährliches Unternehmen; aber nur, wenn man dieses Wagnis in Kauf nahm und viel aufs Spiel setzte, war es möglich, das zu gewinnen, was wir vor allem gewinnen mußten: Vertrauen zu uns selbst und die soldatische Achtung unserer Umgebung.

So handelte ich auch von Anfang an: ich setzte stets sehr viel aufs Spiel. Der Marsch auf Kielce gehörte meiner Meinung nach zu den gewagtesten militärischen Unternehmungen. In die Reihe solcher kühner Versuche, das Examen zu bestehen, gehören gleichermaßen auch die mehrtägigen Kämpfe bei Nowy Korczyn und Opatowiec, Kämpfe, an die sich gewiß alle Soldaten erinnern, die unter meinem Kommando standen. Gegenüber den anderen, schweren Schlachten, an denen wir im Verlauf des Krieges teilnahmen, als wir schon alte, kampferprobte Soldaten waren, erscheinen unsere Kämpfe an der Weichsel als eine Kleinigkeit und ein Kinderspiel. Ich wage es jedoch, zu behaupten, daß sie mir, wenn ich an sie denke, gewagter erscheinen als andere, denn es waren die ersten Kämpfe, und sie wurden von uns – zumal angesichts der damaligen Niederlage der österreichischen Truppen – unter technisch schwierigen und moralisch bitteren Bedingungen durchgeführt.

In Kielce vollzog sich eine schwere und mühselige organisatorische Arbeit. Der Schütze aus den Schützenverbänden und Schützengesellschaften, der zu drei Viertel Zivilist war, wandelte sich in einen Soldaten. Nebenher ging die administrative Arbeit der Truppen. Wir gründeten Werkstätten aller Art, stellten Trains zusammen und so weiter. Außerdem unternahm ich in Kielce, dem ersten größeren Ort des Königreichs, Versuche, einen politischen Anschluß der Bevölkerung an uns herzustellen. Kielce



Josef Pilsudski
als Kommandant der I. Brigade der Polnischen Legion

war mit einem Wort die Basis der Schützen, was Krakau in jener Zeit leider fast nicht mehr war. Von dort kamen die Mannschaften – und auch die erste elende Ausrüstung, alles andere mußten wir mit eigenen Kräften schaffen.

Es ist infolgedessen nicht verwunderlich, daß Kielce für mich wie jede Kriegsbasis eines Heeres eine militärische Bedeutung allerersten Ranges besaß. Aber schon nach einer Woche ruhigen Aufenthalts in Kielce füllte sich die Stadt mit absonderlichen Gerüchten, die alles, was lebte, alarmierten. Man erzählte mir von Zehntausenden russischer Reiter, die von Warschau auf Kielce und Krakau vorrücken. Man nannte sogar den General Miszczenka als Führer der Kavalleriemassen, die von den Russen mit der Marschrichtung auf Krakau auf das linke Ufer der Weichsel geworfen seien und natürlich den Befehl haben sollten, vor allem Kielce zu vernichten und in Kielce besonders mich und meine Schützen. Diese alarmierenden Gerüchte beunruhigten nicht nur uns, sondern auch die kleine österreichische und deutsche Garnison, die in Kielce stand. Diese Gerüchte gelangten sogar nach Krakau, wo sowohl die militärische Führung als auch die Politiker der zur Stützung der Legionen geschaffenen Einrichtungen einmal um das andere in Kielce anfragten, ob diese Alarmmeldungen einen richtigen Kern hätten. Zu mir kam mit diesen beunruhigenden Nachrichten ständig ein preußischer Oberstleutnant gelaufen, der die deutsche Garnison befehligte. Er war sonst in jeder Hinsicht ein ordentlicher Mensch und Soldat, – sein Name ist mir entfallen, und ich hörte nur, daß er dann vor Warschau gefallen sein soll. Ich erklärte ihm, daß ich die ganze Verantwortung für die Sicherheit der Garnison von Kielce auf mich nehme und ihm dafür bürgte, daß wir keineswegs unverhofft überfallen werden.

Es ist fürwahr ein großes Verdienst Belinas und meines Kundschafterbüros, das fast ausschließlich mit Frauen besetzt war, daß ich damals Nachrichten vom Feinde besitzen konnte. Ich umgab Kielce in einem weiten Halbkreis derart mit Kundschaftern, daß ich tatsächlich beruhigt sein konnte. Belina vollbrachte geradezu Wunder. Die armen Ulanen! Mit gerade für Spazierritte geeigneten Sätteln, aber nicht für längere Märsche vorbereitet, ritten sie die Pferde zu Tode und zerschunden sich ihr Gesäß zu Schnitzeln; die Ausrüstung bestand in langen, für den

Dienst zu Pferde ungeeigneten Gewehren, bis aufs Blut rieben die Ulanen sich den Rücken auf, und trotzdem wurde ununterbrochen ein Patrouillendienst aufrechterhalten, der bisweilen auf 60 bis 80 Kilometer täglich in verschiedenen Richtungen ausgedehnt wurde. Noch aufopfernder übten die Frauen ihren Dienst aus. Auf Fuhrwerken schlugen sie sich allein auf allen Wegen durch und erfaßten bedeutend weitere Bezirke als die Reiterei, denn sie gelangten bis Warschau, Petrikau und Demblin. Auf der Grundlage meiner Erkundigungen konnte ich meinen Deutschen beruhigen. Es gab im Augenblick nichts zu befürchten. An der Pilica, gegen Norden, bemühte sich ein einziges Dragonerregiment darum, mehr oder weniger ein ganzes Kavalleriekorps vorzutäuschen. Die russische Kavallerie war in der Tat hinter der Pilica weit auseinandergezogen und klärte nach Süden und Osten auf, aber mein Kundschafterdienst traf stets nur auf ein und dasselbe Regiment.

Ich selbst war also beruhigt, aber es gelang mir nicht, meine Umgebung zu beruhigen. Diese törichten Gerüchte von den heranrückenden Kavalleriemassen taten ihre Wirkung... Eines Tages kam der preußische Oberstleutnant zu mir mit einer Depesche, daß die deutsche Truppe am nächsten Tage von Kielce abrücke; wir hingegen sollen mit der Eisenbahn nach Krakau oder hinter Krakau abtransportiert werden; er bat mich also, mich für diesen Ausmarsch vorzubereiten. Ich antwortete ihm, daß er aus Kielce abmarschieren könne, wohin es ihm gefällt; ich würde jedoch in der Stadt bleiben, bis mich der Feind dazu zwingt, sie zu verlassen. Am nächsten Tage in der Frühe verständigte er mich davon, daß der Befehl zum Rückzug annulliert sei, und daß auch er bleiben würde. Er bat mich jedoch, meinen Aufklärungsdienst zu verstärken, da er mit seinen Landsturmtruppen, die aus Leuten ziemlich vorgerückten Alters bestanden, nicht in der Lage war, ständig rings um die Stadt in breiter Front Patrouillen auszusenden.

Zwei Tage hindurch herrschte Ruhe, aber am späten Abend des zweiten Tages kam der preußische Kommandant mit seinem Adjutanten erneut zu mir und brachte diesmal auch mir eine Depesche aus Krakau vom Kommando der Legionen. Das Telegramm besagte, daß ich am nächsten Tage in der Frühe zusammen mit den Preußen und Österreichern in Richtung Staszów ab-

zurück haben; die Rekruten sollte ich am nächsten Tage mit dem Morgenzug nach Krakau schicken. Der preußische Oberstleutnant fügte hinzu, daß es sich nicht um einen Rückzug handle, sondern daß wir im Gegenteil dem Feinde entgegengehen, der sich bei Staszów gezeigt hat; er rechne also darauf, daß ich ihm meine Unterstützung nicht abschlagen würde. Es fiel mir in diesem Fall tatsächlich schwer, abzulehnen. Vor zwei Tagen war lediglich die Rede vom Rückzug auf Krakau, jetzt aber vom Marsch gegen den Feind... Nach seinem Weggehen verbrachte ich eine sehr unangenehme Stunde bei der Überlegung, was zu tun war.

Jeder Österreicher oder Preuße hatte gut reden, daß er in einigen Stunden aus Kielce abmarschiert. Keiner von ihnen war durch irgend etwas mit der Stadt verbunden, jeder erhielt alles, was er brauchte, aus Berlin oder aus Wien... Für mich war diese Operation ebenso schwierig wie schmerzlich. Schwierig deswegen, weil in Kielce alle Werkstätten errichtet waren: Schneiderwerkstätten, Sattlereien und Schuhmachereien – hier befand sich in bezug auf die Ausrüstung meine bereits bis zu einem gewissen Grade organisierte Basis, und sich von ihr loszulösen, war ohne Vergeudung von angehäuften Material und aufgewandter Mühe nicht leicht. Hier begann auch ziemlich erfolgreich die Aufstellung neuer militärischer Formationen...

Es war jedoch sehr schwer, in Kielce zu bleiben, mehr noch, es war unmöglich. In technischer Hinsicht waren wir im Jahre 1914 eine sehr lächerliche Organisation. Wenn ich mich im ersten Augenblick damit einverstanden erklärte, versuchsweise mit den Werndl-Gewehren auszumarschieren, so spürte ich jetzt deutlich, daß man mir aus sehr wunderlichen Gründen die Ausrüstung mit normalen Repetierwaffen vorenthalten hatte... Aus einer unklaren Absicht heraus war – soviel ich damals davon verstehen konnte – die Neigung entstanden, mir und meinen Schützen möglichst viel von jener Selbständigkeit zu rauben, die mir der erste Vertrag mit Österreich zugesichert hatte. Man wollte uns von außen einen österreichischen Stempel aufdrücken und uns geradezu den Befehlen des ersten besten Offiziers niedrigen Ranges oder sogar eines Spionage-Agenten unterwerfen. Hauptsächlich war es die Bewaffnung, durch deren Versprechen man ständig versuchte, mein Einverständnis zu immer neuen, immer an-

ders lautenden Vorschlägen zu erhalten, die jedoch stets in der Richtung der Verminderung unserer Selbständigkeit gingen . . .

Nach einigem Zögern traf ich meine Entscheidung. Ein Teil meiner Truppe soll unter der Führung Sosnkowskis am Morgen mit den Preußen abrücken. Ich selbst verbleibe mit einem Teil der Kavallerie und mit zwei Bataillonen Infanterie noch einen halben Tag in Kielce. Innerhalb dieser Zeit räume ich Kielce von allem, was nicht dableiben kann, und von allem, was der Rache des Feindes zum Opfer fallen könnte. Dann marschiere ich gleichfalls in der Richtung der Weichsel, sozusagen als Nachhut. Diese Nachhut mußte entgegen allen Grundsätzen bis zur Unmöglichkeit mit einer Menge von Trains aller Art überlastet werden.

Diese Entscheidung kostete mich viel. Es war so schwer, sich von dieser Arbeit loszulösen, die sich so gut angelassen hatte und die einzige Hoffnung für eine selbständige militärische Zukunft darstellte. Galizien war nur ein Sprungbrett; die Feuerprobe konnte nirgends anderswo als im Königreich bestanden werden. Leider ging es nicht anders – die Entscheidung war gefallen, und noch in der gleichen Nacht wurden die entsprechenden Befehle ausgegeben . . .

Gegen Tagesanbruch setzte sich der größere Teil meiner Truppe unter Sosnkowski in Richtung Chmielnik in Marsch. Den ganzen Vormittag über war ich mit der für mich schmerzlichen Räumung von Kielce beschäftigt. Zum Glück kam tatsächlich der Evakuationszug an, es war also möglich, einen großen Teil mit der Eisenbahn abzufertigen; meine Nachhut hätte sonst eher einer Völkerwanderung als einer Truppe ähnlich gesehen. Der Führer des Zuges bat, ich möchte nicht eher aus der Stadt abmarschieren, bis der Zug abgefahren sei. Diese Bitte war völlig natürlich. In Kielce standen außer meinen beiden Bataillonen und der kleinen Schar Belinas bereits keine Truppen mehr, und einmal um das andere kamen immer alarmierendere Gerüchte. Ich selbst erhielt eine sichere Nachricht, daß von Radom und Końsk her russische Kavallerie vorrückt . . . Der Zug fuhr nicht zur beabsichtigten Zeit ab, der Abschied zog sich hin. Erst gegen Abend machten sich der Train und meine Abteilung auf den Weg nach Chmielnik. Vom Feinde war vor Kielce noch keine Spur . . .

In Lisów wurde mir während des Durchmarsches am anderen Tage bei einem Glas Tee ebenfalls von diesen Kosaken erzählt,

die sich angeblich in den umliegenden Wäldern tummelten. Ich maß diesem Bericht keine Bedeutung bei und verstärkte die Sicherungstruppen in keiner Weise. Immerhin steckte in diesen Erzählungen ein Körnchen Wahrheit, denn als ich aus den Wäldern von Lisów auf die offenen Felder bei Chmielnik heraustrat, zeigten sich zur Rechten auf den Anhöhen Reiter, die bereits aus der Richtung Chmielnik kamen. Aber es waren nur einzelne Reiter, die es natürlich nicht gewagt hätten, eine Marschkolonne anzugreifen.

Ich bemerkte nicht einmal bei meinen Leuten eine Spur von Erregung und ließ die ganze Abteilung in Chmielnik zu einer längeren Mittagsrast haltmachen. Ich muß allerdings zugeben, daß ich selbst ein wenig unruhig wurde. Als ich über den Ring kam, der so voller Wagen stand, daß es schwer war, sich durchzudrängen, und dort meine Leute sah, die auf der Suche nach Proviant, nach Zigaretten und ähnlichen Dingen durch das Städtchen streiften, ging es mir durch den Kopf, daß eine einzige Schwadron, die den Mut besaß, sich in die engen Gassen des Städtchens zu werfen, ein wüstes Durcheinander anrichten könnte. Es waren wohl Feldwachen ringsherum aufgestellt, aber die Leute würden mit ihren Werndl-Gewehren kaum eine kühn angreifende Reitertruppe aufhalten.

Während des Krieges hatte ich oft ähnliche Vermutungen über die Absichten des Feindes. Im Kriege ist der Mensch eigentlich niemals völlig sicher, stets gibt es für den Feind Möglichkeiten, Schaden anzurichten und mehr oder weniger Verdruß zuzufügen. In solchen Fällen gehen mir immer verschiedene Vorsichtsmaßnahmen durch den Kopf, und jedesmal bekämpfe ich sie. Denn jede solche Maßnahme muß mit einer größeren oder geringeren Anstrengung und einer zusätzlichen Nervenbeanspruchung des Soldaten erkaufte werden.

Während des Krieges habe ich so häufig in dieser Hinsicht eine mangelhafte Schonung und eine leichtsinnige Vergeudung der Arbeits- und Nervenkraft des Soldaten beobachtet, die nur der Beruhigung des Herrn Kommandeurs galt. Deswegen bin ich tatsächlich froh darüber, daß ich vom Beginn des Krieges an stets siegreich der Versuchung widerstand, allen möglichen Überraschungen vorzubeugen. Ich entschied mich fast immer zugunsten der Nerven des Soldaten und zuungunsten meiner eigenen.

Ich nahm die Unruhe auf mich und wollte eher allein einige unangenehme und zermürbende Augenblicke durchmachen, als die Last dieser Ungewißheit auf Kosten der Rast und der Ruhe meiner Soldaten von mir abzuwälzen. Später, als ich meiner selbst, meiner Offiziere und meiner Soldaten bereits sicher war und wußte, daß wir einen Ausweg finden würden, war ich in solchen Augenblicken um vieles ruhiger, und sie kosteten mich nicht mehr soviel wie zu Anfang des Krieges, als ich diese Gewißheit noch nicht hatte und oft mit mir selbst in schwerem und bitterem Kampfe lag. Äußerlich zeigte sich das stets durch einen stärkeren Verbrauch an Zigaretten und durch eine hartnäckige Schweigsamkeit.

In Chmielnik verfuhr ich nach meiner Methode. Ich versicherte mich nur, ob die Posten wirklich aufgestellt waren, und ordnete an, die Zahl der wegen ihrer Einkäufe in dem Städtchen umherstreifenden Soldaten soviel als möglich zu verringern; dann ging ich meinen Tee trinken.

Von Chmielnik aus rückten wir in Richtung Staszów weiter... In Grabie Wielkie sah ich zu meiner großen Verwunderung einen preußischen Train, der wieder nach Chmielnik zurückfuhr... Diese Kehrtwendung des deutschen Trains war mir völlig unverständlich. Ich schickte einen Offizier aus, um zu erfahren, was das bedeutet. Es zeigte sich, daß die Wagen auf diesem Wege nicht weiterfahren können und zur Straße nach Chmielnik zurückkehren, um von dort auf der Straße über Busk nach Nowy Korczyn zu fahren. Wie stand es also mit diesem Marsch gegen den Feind? Kurze Zeit darauf erhielt ich die Erklärung.

Sosnkowski schickte eine Meldung... Unsere Kavallerie war bis Staszów gekommen und hatte ein kleines Scharmützel mit russischen Patrouillen gehabt, die von Osten kamen. Die gesamte Abteilung sollte morgen früh südwärts an die Weichsel marschieren, um bei Szczucin den Fluß zu überschreiten und in Galizien einzurücken...

Ich war wütend. Nach Galizien also! Irgendwo hatten sich ein paar Kosaken gezeigt, und schon sollten wir alle eiligst vor ihnen fliehen. Wozu war ich dann so überstürzt aus Kielce abmarschiert? Von dort aus hätte ich ebenso bequem, und sogar noch viel bequemer Galizien erreichen können, – aber dann wäre ich unter dem wirklichen Druck des Feindes zurückgewichen, hätte

mich Schritt für Schritt zurückgezogen und ihn dabei gezwungen, seine Kräfte zu entfalten. Wir hätten weder beim Feinde noch bei meinen eigenen Untergebenen einen Schatten des Zweifels daran gelassen, daß wir uns als Soldaten zurückziehen und nicht wie Hasen flüchten, nur wegen so eines dummen Gerüchts über Tausende von Kosaken, während es in Wirklichkeit nur einige zehn Patrouillereiter waren! Die Wut erstickte mich fast! Denn was sollte ich jetzt tun? Grabie Wielkie ist unbestreitbar ein sehr hübscher Ort auf dieser Welt, und ich habe eine große Hochachtung vor ihm, – aber was sollte ich hier eigentlich tun, während doch in Kielce und seiner Umgebung jede Stunde ihren Wert besaß? In Grabie zu bleiben, so wie ich in Kielce ausharren wollte, hatte nicht den geringsten Sinn oder Zweck. Ich bin geradezu gezwungen, den Marsch nach Galizien fortzusetzen...

Ich erreichte Szczucin einige dreißig Stunden nach dem Übergang der Österreicher und Deutschen über die Weichsel und hatte außer einem sehr geringfügigen Scharmützel mit einer Kosakapatrouille östlich von Pacanów mit dem Feind keinen Kontakt... Am gleichen Tage erhielt ich den Befehl bezüglich der weiteren Maßnahmen. Man vertraute mir die Sorge um den Weichselabschnitt von Bolesław stromaufwärts bis zur Mündung des Dunajec an. Es handelte sich um die Deckung der auf dem Rückzug befindlichen I. Armee des Generals Dankl, die vorher bis Lublin gekommen war und sich jetzt hinter unserem Rücken irgendwo auf Tarnów zurückzog...

Bereits am nächsten Morgen befand ich mich auf dem Marsch nach Kozłów, welchen Ort der Befehl mir als Kommandostandort meines Abschnittes zuwies. In Bolesław machte die Infanterie eine Marschrast, während ich selbst nach einem Mittagssmahl im gastlichen Gutshaus in Bolesław der vorangeschickten Kavallerie nacheilte, um meinen Abschnitt zu besichtigen. Die Weichsel fließt von der Mündung des Dunajec ab in nordöstlicher Richtung, aber bei Winiary biegt sie direkt nach Osten ab und behält diese Richtung bis zum Austritt aus meinem Abschnitt bei. Die Schwierigkeit der Verteidigung lag bei dieser Krümmung des Flusses. Noch schlimmer war der Umstand, daß das gegenüberliegende Ufer von der Mündung des Dunajec bis Winiary das bedeutend niedrigere rechte Ufer stark überragt, das ich verteidigen sollte. Von Opatowiec bis Winiary vermochte man von den Höhen

des linken Ufers aus die geringsten Einzelheiten auf dem rechten Ufer zu beobachten, und nur der dichte Baumbestand einiger Dörfer konnte eine Art von Deckung gewähren. Im Falle einer stärkeren Besetzung des linken Ufers konnten die Truppenbewegungen am eigenen Ufer nur bei Nacht durchgeführt werden, und jede erste beste Patrouille aus Winiary hätte mit Leichtigkeit die ganze Verteidigungsstellung meines Abschnittes überprüfen können.

Der Fluß bildete gleichfalls kein ernstes Hindernis. Die Weichsel ist an dieser Stelle nicht breit, und der Wasserstand war in der Zeit unseres dortigen Aufenthalts infolge der August-Trockenheit sehr niedrig. Zur Überschreitung des Flusses standen bei Opatowiec und bei Nowy Korczyn zwei übrigens sehr primitive Fähren zur Verfügung sowie eine verhältnismäßig geringe Anzahl kleiner Kähne. Später fand man noch näher bei Bolesław zwei alte Fähren. Alle Übergangsmittel wurden an unser Ufer gezogen. Mein Abschnitt war eigentlich eine tiefe Öffnung, deren Herr jeder war, der in Winiary und Opatowiec stand.

Nach einer sehr flüchtigen Rekognoszierung der Umgebung kam ich hinter den Ulanen nach Borusowa, das gegenüber Nowy Korczyn und der Mündung der Nida liegt. Dort wurde mir gemeldet, daß unsere Ulanen gerade in dem Augenblick eintrafen, als die Zollwache über die Weichsel hinweg eine Schießerei mit Kosaken hatte. Einer der „Finanzer“ war verwundet worden, und eine Patrouille unserer Ulanen hatte, unter der Führung von Orlicz, die Weichsel schwimmend durchquert und das andere Ufer erreicht, von wo sie Meldung erstatten sollte.

Die Russen stehen also schon in Nowy Korczyn! Ich beschloß, sofort das andere Ufer zu besetzen. Nicht nur deswegen, weil es mich in das Königreich zog, sondern vor allem, weil ich solange als möglich das erhöhte, gegenüberliegende Ufer in meiner Hand halten wollte, um nicht ständig feindliche Beobachter über mir zu haben. Ich bekenne aber, daß einer meiner Beweggründe die Neigung war, allen zu beweisen, daß es für uns Schützen kein Hindernis gibt. Ich muß hinzufügen, daß die Stimmung unserer ganzen zivilen und militärischen Umgebung gerade in dieser Zeit, nach den Niederlagen bei Lemberg, sehr gedrückt war und daß sie bei der Abschätzung der gegnerischen Kräfte zur Übertreibung neigte. Ich hatte das bereits in Szczucin empfunden und

sah das gleiche auch jetzt bei der Bevölkerung meines Abschnittes. Ich lachte bei dem Gedanken, welchen Eindruck es machen würde, wenn wir auf dem jenseitigen Ufer stehen werden. Übrigens war ja die Aktion auf dem linken Weichselufer eine Folge des erhaltenen Befehls. Ich beschloß zunächst, die Meldung von Orlicz abzuwarten. Das Verteidigungssystem selbst durfte vorläufig nicht kompliziert sein. Ich befahl, Wachen und Patrouillen am Ufer aufzustellen und die ganze Truppe in den Dörfern einzuquartieren.

Schließlich kam Meldung von Orlicz. Dieser tüchtige Soldat hatte mit einigen Ulanen schwimmend das andere Ufer gewonnen und die Russen an der Nida überraschend angegriffen. Er war leicht verwundet und schickte mir die Nachricht, daß Nowy Korczyn nur schwach besetzt sei. Spaßig dabei war, daß er völlig nackt – nur mit Gewehren und Munition – hinübergeschwommen war und bis zum Abend im Adamskostüm auf dem anderen Ufer verblieb. Man brachte ihn zur Erstattung der Meldung zu mir; er zitterte vor Kälte und war des Verbandes wegen in einen Mantel gehüllt. Er sah ergötzlich aus.

Noch in der gleichen Nacht befahl ich dem II. Bataillon mit Norwid an der Spitze, die Weichsel zu überschreiten, um Korczyn zu besetzen. Zwei Kompanien des Bataillons Wyrwa warf ich nach Opatowiec, als Stützpunkt für die Kavallerie, der ich – es war eine schwache Schwadron – befahl, die Weichsel bei Opatowiec zu überschreiten und die Umgebung zu erkunden: Wiśniary, Czarków und weiter bis Wiślica. Diese Bewegungen vollzogen sich ohne die geringsten Störungen von feindlicher Seite. Einige Kosakenpatrouillen hatten, wie sich zeigte, Korczyn sofort nach dem Zusammenstoß mit Orlicz verlassen, so daß Norwid weder bei der Überschreitung des Flusses noch bei der Besetzung des Städtchens auf den Feind stieß. Belina meldete, daß in der allernächsten Umgebung vom Feinde keine Spur sei und daß er anscheinend in Wiślica stehe, wohin Patrouillen gehen werden. Zunächst also hatte sich meine Kühnheit gelohnt, – ich war wieder im Königreich und hatte bei meinen Soldaten das Gefühl der Selbstsicherheit gestärkt. Heiter war es auch, wie daraufhin unser Ansehen bei der Bevölkerung außerordentlich wuchs. Man hielt den Übergang über die Weichsel für eine Kampfhandlung, die von ungewöhnlichem Mut und von der Kühnheit der Schützen zeugte...

Während der Pionierarbeiten starb allzufrüh einer der Offiziere, der infolge seiner gründlichen Vorbereitung für den Militärdienst eine schöne Zukunft vor sich haben konnte, Stanisław Krynicki, dessen Deckname Tymkowicz war. Der Arme ertrank bei Nowy Korczyn in der Weichsel. Sein Tod war für mich die erste schwere moralische Prüfung. Zum erstenmal raubte mir der Krieg einen der Männer, die mir nahestanden, einen von denen, die ich in meiner Umgebung, in unserer Schützenfamilie ständig zu sehen gewöhnt war. Dieses plötzliche, unnatürliche Verschwinden eines jungen Lebens stellte mir die Grausamkeit des Krieges deutlich vor Augen und ließ mich die schwere Bürde der Verantwortung für ein Leben spüren, das sich in jugendlichem Glauben ganz in meine Hand gegeben hatte. Die Schicksalsschläge, die später einzelnen Vertrauten zustießen, machten auf mich, obwohl ich ihnen häufig herzlicher verbunden war, nicht diesen erschütternden Eindruck wie jener erste Verlust in meiner aller-nächsten Umgebung. Vielleicht, daß mich noch der Tod Wyrwas im Jahre 1916 stärker erschütterte als dieser unerwartete Tod von Tymkowicz.

Besondere Sorge in meiner Lage verursachte mir die Aufrechterhaltung der Verbindung mit der zerstreuten Abteilung. Die Sappeure hatten nur eine geringe Menge Telephonmaterial mitgebracht, das kaum für die Verbindung mit Korczyn genügte. Schon mit Opatowiec und den Ulanen mußte ich mich mittels primitivster Mittel verständigen, die um so beschwerlicher waren, als zwischen uns die Weichsel und die lange Überfahrt auf der Fähre lag. Das war eine sehr unangenehme Seite meiner ganzen Lage. Dieser Mangel in der technischen Ausrüstung machte aus uns locker auseinandergeworfene Abteilungen, aber nicht einen einheitlichen Körper, und erschwerte gerade in den hitzigsten Augenblicken die Leitung ganz ungemein. O ja, das Telephon ist eine große Wohltat im Kriege; vorausgesetzt, daß man es nicht mißbraucht, denn dann wird es buchstäblich zum Fluch . . . Wenn man es nämlich mit einem „nervösen“ Kommandeur zu tun hat, dann würde es für die Truppen bestimmt besser sein, wenn das Telephon nicht erfunden worden wäre, denn es ist unter diesen Verhältnissen keine Hilfe mehr, sondern ein Hindernis für erfolgreiche Arbeit im Kriege.

Da ich jedoch nicht zu den nervösen Führern gehöre, sondern

um Ruhe und Nerven meiner Untergebenen besorgt bin, mißbrauche ich das Telephon niemals. Ich empfand also jetzt in der Tat das Fehlen dieses Verbindungsmittels als ein Unrecht, da ich zwischen mir und meinen Abteilungen den Strom hatte, der die Verständigung stets für längere Zeit unterbrach. Nicht zum erstenmal seit Beginn des Krieges empfand ich in dem Mangel unserer technischen Ausrüstung eine Art Erniedrigung und Bosheit. Ständig sah ich ringsum Truppen wahrhaftig zweiter Güte in voller Ausstattung mit allen Mitteln neuzeitlicher Technik, sehr häufig ohne großen Nutzen für den geführten Krieg. Wir jedoch — zweifellos Kriegsmaterial erster Güte, denn was immer über uns gesagt wurde, dieses eine mußte man doch stets zugeben! — litten an allen, aber auch restlos an allen Dingen Mangel. Allerdings hatten sie ihre Regierungen hinter sich, wir aber waren die Waisenknaben des Krieges, die von dieser oder jener Stiefmutter sehr oft nur gegen den Strich gestreichelt wurden...

Lange prüfte ich die Karte. Ich lese Kriegskarten vielleicht anders als die Militärs. Ich lese sie als Soldat sehr rasch und überblicke fast in einem Augenblick die wichtigsten Einzelheiten, auf die ich mein Urteil über die militärischen Maßnahmen stütze. Ich bin jedoch immer gezwungen, mit meinen Überlegungen bezüglich des Geländes andere Tatsachen zu verbinden, die dem Krieg an sich völlig fremd sind. So war es also auch hier. Mir war ein interessanter Abschnitt zugefallen; man erzählte mir nämlich, daß Kościuszko auch in Winiary gewesen war und gern dort oben saß, den Blick auf das gegenüberliegende Ufer der Weichsel gerichtet...

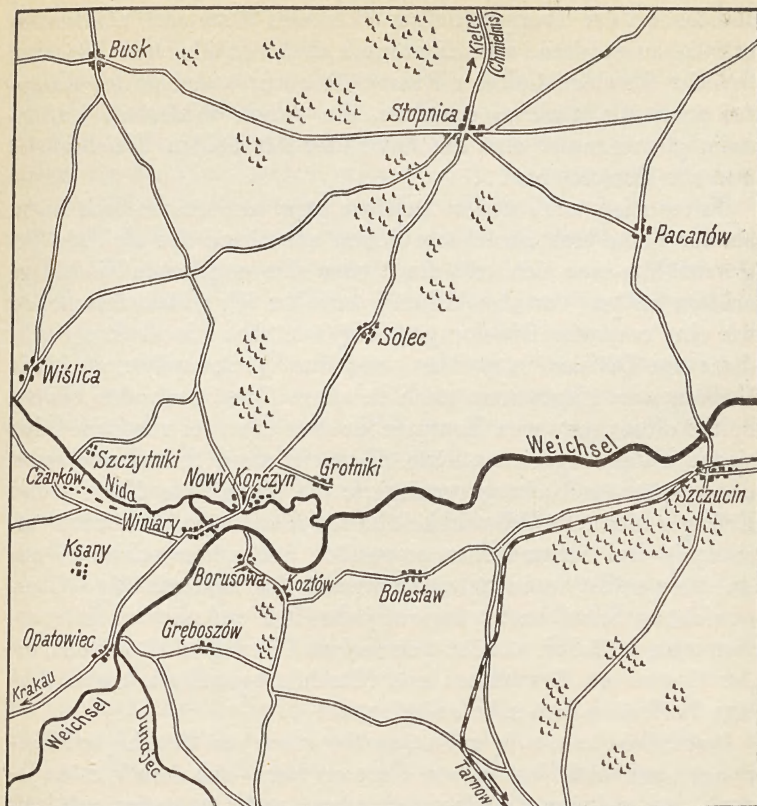
Ich beschäftigte mich gerade sehr stark mit einem ausgesprochenen Angriffsplan. Man hatte mir mitgeteilt, daß in Busk der Stab einer russischen Kavalleriedivision steht. Ich weiß nicht, ob diese Meldungen zutrafen, aber ich beschloß, in der Nacht auf Busk vorzustößen. Das war ein sehr kühner Plan, ein gewagter Handstreich, aber er war meiner Meinung nach völlig ausführbar, wenn — ja, wenn nicht gerade diese technischen Hindernisse gewesen wären, die sich bei jedem Schritt auftürmten. Zur Vorbereitung dieses Planes ließ ich nach Nowy Korczyn noch ein Bataillon werfen, das vierte, und zwar mit dem Auftrag, die nächsten Dörfer nördlich von Korczyn zu besetzen und gegen Busk aufzuklären. Belina befahl ich, bis auf Wiślica vorzurücken und

die dortige Brücke zu zerstören. Bei dieser letzten Aufgabe ging es mir darum, die Aufmerksamkeit in Busk in dieser Richtung abzulenken und dem Feind auf jede Weise Hindernisse entgegenzustellen. Ich rechnete mit dem Fall, daß er die Nida überschreiten und meinen Flügel, beziehungsweise in der Zeit des Vormarsches auf Busk sogar meine Nachhut umgehen könnte. Diese Operation führte zu einem kurzen Kampf nördlich von Korczyn.

Der Feind tauchte auf dem rechten Flügel auf. Er kam von Solec her, aus dem Osten. Der Kampf entschied sich am Abend zu unseren Gunsten.

Das III. Bataillon, das anfangs die rechte Deckung bildete, hielt einige Zeit im Feuer der Maschinengewehre aus, dann – als die Reserven in den Kampf geführt waren – warf es den Feind aus dem Wald und zwang ihn, sich in Richtung Solec zurückzuziehen. Gegen Abend begann die feindliche Artillerie zu schießen, und zwar gleichfalls aus Osten. Sie feuerte nicht in unserer Richtung, sondern sandte ihre Geschosse in Richtung Bolesław. Dort standen ein paar Geschütze der 7. österreichischen Kavalleriedivision. Das Zwiegespräch fand also zwischen diesen beiden Artillerieabteilungen statt. Gegen Ende des Kampfes hallte von weitem der Schall zweier dumpfer Explosionen herüber, – das war Belina, der die Kosaken aus Wiślica verjagte und die Brücke über die Nida sprengte. Fast unmittelbar darauf schwiegen die Maschinengewehre im Walde nördlich von Korczyn, der Feind zog sich zurück. Wer weiß, ob nicht der Eindruck der Explosion – sie klang ähnlich dem dumpfen Donner schwerer Artillerie – den Abbruch des Kampfes verursachte.

Als die ersten Schüsse von der anderen Seite der Weichsel überhallten, war mein erster Gedanke, meinen Fuchs satteln zu lassen und nach Korczyn zu reiten. Aber ich wartete ab und blieb in Kozłów, wo ich telephonisch über Korczyn ständig auf dem laufenden sein konnte, was jenseits der Weichsel geschah. Ich muß gestehen, daß mich dieser Entschluß viel kostete. Ich überzeugte mich jedoch davon, daß ich hier, wo ich alle Reserven und Hilfsmittel zur Seite habe, der Truppe wesentlich nützlicher sein konnte. Es fiel mir jedoch schwer, weit entfernt von der Schlacht zu sitzen und mich nach dem Gehör zu orientieren und nicht mittels meiner Augen. Die Heerführer der Vergangenheit waren doch



- | | |
|-------------|-----------|
| — Straße | Wald |
| — Eisenbahn | Brücke |
| — Flußlauf | Ortschaft |

5 4 3 2 1 0 5 km

bedeutend glücklicher daran, denn sie konnten mit dem eigenen Auge das ganze Kampffeld überschauen und unmittelbar den Verlauf des Kampfes beobachten.

Ich erinnere mich an den unangenehmen Augenblick, als das Ticken der Maschinengewehre einsetzte. Ich wußte ja, daß wir diese Waffe nicht besaßen, und bittere Gedanken über das technische Übergewicht des Feindes begannen mir durch den Kopf zu kreisen. Ich bin überzeugt, daß die gleichen Gedanken auch meinen Soldaten drüben auf dem Schlachtfeld aufstiegen. Es war ausgeschlossen, daß sie ohne Einfluß auf die moralische Wider-

standskraft der Truppe blieben. Was aber dann erst, als die Geschütze aufspielten! Es scheint mir, daß den gleichen Eindruck von der Überlegenheit der Russen über uns während des Kampfes auch alle anderen erhielten, die seinen Widerhall vernahmen, gleicherweise also die Anwohner der beiden Weichselufer und die Österreicher...

Daher stieg auch unser Ansehen ganz außerordentlich hoch, als der Feind sich zurückzog. Schon am Abend des gleichen Tages erzählte man sich, daß die Russen eine ungeheure Niederlage erlitten hätten. Von den Militärs vernahm ich Glückwünsche, da wir eine russische Division geschlagen hätten. Bis Krakau wuchs diese eine Division zu zweien – und eine Woche später, als ich in Krakau war, fragte man mich in allem Ernst nach den Einzelheiten dieses schweren Kampfes, in dem ich zwei russische Divisionen völlig aufgerieben hätte. So wuchs unser Ruhm, und selbst unser späterer Rückzug verringerte die Bedeutung dieses ersten Erfolges nicht. In Wirklichkeit hatten die Russen nicht mehr als zwei bis drei Schwadronen eingesetzt, wenigstens schien es mir so. Aber selbst wenn es mehr waren, das zahlenmäßige Übergewicht an Schußwaffen lag auf jeden Fall auf unserer Seite, sofern man natürlich von der technischen Überlegenheit absieht, die der Gegner an Geschützen und Maschinengewehren besaß. Unsere Verluste waren sehr unbedeutend...

Inzwischen kamen in mein Quartier rasch und beruhigend Meldungen aus dem Norden, von Korczyn her – aus dem Westen jedoch, wo es keine Telephonverbindung mit Opatowiec gab, mit zermürbender Langsamkeit. Und dabei waren damals gerade sie für meine Entschlüsse bezüglich Busk entscheidend... Die Aufklärungspatrouillen von Korczyn aus gegen Busk waren durch Kampf aufgehalten, und die Ergebnisse der Aufklärung Belinas erreichten mich nicht infolge durchaus mangelhafter Verbindung. Ich wurde sehr ungeduldig, aber was konnte das helfen? Ich konnte ungeduldig sein, soviel ich nur wünschte, – damit baute ich weder einen Kilometer Telephonleitung noch eine Weichselbrücke bei Opatowiec...

Der Abend brach heran, als ich endlich beschloß, meine Unternehmung gegen Busk auf bessere Zeiten zu verschieben. Dafür entschloß ich mich zu dem Versuch, den Feind noch weiter östlich meines rechten Flügels zurückzudrängen. Ich stützte mich

auf die Beobachtungen der Artilleristen und faßte den Plan eines Überfalls auf Grotniki, dem vermuteten Nächtigungsort der Artillerie und der Maschinengewehre. Um den Angriff überraschend auszuführen, beschloß ich, noch in der Nacht unweit Bolesław ein Bataillon über die Weichsel zu werfen, damit der Angriff von Süden, von der Weichsel her, erfolgt, woher man den Gegner nicht erwartete. Zur Unterstützung des Angriffs befahl ich dem V. Bataillon, in der Nacht nach Nowy Korczyn überzusetzen und von dort aus in der Morgendämmerung nach Osten zu marschieren, so daß das I. Bataillon im Falle eines Mißlingens oder übermächtiger feindlicher Kräfte Unterstützung finden konnte.

Zur Wahrung des Geheimnisses unternahm ich überdies die im Verlauf meiner militärischen Laufbahn einzige Strafexpedition, nämlich nach Nowy Korczyn. Mit der Annäherung der Russen hatte sich das Verhältnis der Bevölkerung, vor allem der jüdischen, uns gegenüber erheblich verschlechtert. Man begann die Läden zu schließen, lehnte es ab, den Soldaten verschiedene Gegenstände zu verkaufen und so weiter. Um eine Verständigung der Bevölkerung mit dem Feind zu verhindern, beschloß ich, die Herren Kaufleute ein wenig zu terrorisieren und sie darüber zu belehren, daß wir auch strafen können, obwohl wir eine polnische Truppe sind. Ich legte der Stadt eine Kontribution von 10 000 Rubel mit dem Befehl der sofortigen Bezahlung auf. Den Rabbiner des Ortes ließ ich als Geisel verhaften. Von diesem Augenblick an hatte ich keinen Anlaß mehr, mich über die Bevölkerung zu beklagen...

Ausgerechnet in dieser Nacht, während mein I. Bataillon mühsam auf den wurmstichigen Fährn die Weichsel überschritt, hatte ich das Vergnügen, ringsum die Wirkung unserer offensiven Verteidigung zu sehen. Vor allem hörten wir gegen 10 Uhr abends ein paar Kanonenschüsse im Osten, und kurz darauf erstrahlte am Himmel in Richtung Szczucin ein großer Feuerchein. Die Brücke von Szczucin brannte. Natürlich hatte der Feind von diesem Augenblicke an völlige Handlungsfreiheit und stürzte sich mit der Mehrheit seiner Streitkräfte, die bis dahin allein schon durch die Tatsache der Existenz der Weichselbrücke bei Szczucin in Schach gehalten worden waren, auf mich, der ich als einziger Posten auf seinem Ufer stand...

Ich blieb also mit meiner Offensive geradezu allein, ohne jede

Hoffnung auf Hilfe, während der Feind im Gegensatz dazu von allen Seiten Unterstützung und eine Verstärkung seiner Kräfte erwarten konnte. Wenn ich dessenungeachtet meinen Plan hartnäckig aufrechthielt, so war der hauptsächlichste Beweggrund dafür die Sorge um die Moral meiner Schützen, deren Stolz und Selbstsicherheit sich gerade auf dieser Grundlage entfalten konnte. Daher änderte ich auch, obwohl ich die schwere Last zu werten wußte, die nach der Sprengung der Brücke von Szczucin auf mich fiel, und obwohl nach diesem Ereignis der ganze Plan einer offensiven Verteidigung zu meiner Rechten gescheitert war, den Befehl nicht, und die Bataillone überschritten in dieser Nacht der Anordnung entsprechend die Weichsel...

Am anderen Morgen horchte ich angestrengt auf den Widerhall des Kampfes jenseits der Weichsel. Alles blieb still und ruhig. Meine Bataillone waren also nicht auf den Feind gestoßen. Tatsächlich kamen dann Meldungen, daß Grotniki von den Russen nicht besetzt gewesen war, und daß unsere Patrouillen weiter nach Osten vorstießen... Noch am Vormittag fuhr ich nach Korczyn hinüber, wo ich Norwid, der dort das Kommando führte, befahl, im Falle eines Angriffs überstarker Kräfte die Mehrheit unserer Truppe nicht nach Borusowa auf das rechte Weichselufer zurückzuführen, sondern in Richtung Winiary und Opatowiec zurückzugehen, die Zerstörung der Nidabrücke jedoch für den Fall, daß die Räumung von Korczyn notwendig würde, vorzubereiten...

Als ich auf dem Wege nach meinem Quartier in Kozłów war, hörte ich einen immer stärker anwachsenden Kampflärm aus dem Osten. Mit den Gewehrschüssen begann sich bald einmal ums andere der baßtiefe Widerhall der Kanonenschüsse zu vermischen. Ich will nicht behaupten, daß dies auf mich keinen Eindruck machte. Im Gegenteil, in meiner Seele erwachte aufs neue ein Gefühl der Ohnmacht gegenüber der technischen Überlegenheit des Feindes. Ich bürgte dafür, daß das gleiche Gefühl auch bei meinen Soldaten entstehen mußte. Die Geschütze garierten in eine wütende Raserei, im Schnellfeuer verschwendeten sie Schuß um Schuß, dann schwiegen sie wieder, um nur irgendeinen einzelnen Schuß hören zu lassen. Offensichtlich tauchten die Ziele, die sich den Beobachtern zeigten, im Gelände auf und verschwanden wieder. Die Gewehrschüsse näherten sich Korczyn,

bald darauf tickten auch die Maschinengewehre; ein neues Zeichen der Überlegenheit des Feindes. Die Unsrigen zogen sich zurück, — so konnte man aus der Verschiebung der Schlacht nach Westen schließen...

Als ich in Koźłów anlangte, erfuhr ich, daß ein Teil der Truppe sich bereits auf dem Rückzug nach Winiary befindet, während ein anderer Teil auf der Fähre nach Borusowa übersetzt; der Kampf selbst wickelte sich als ein Gefecht der den Rückzug deckenden Nachhut am Ostrande von Korczyn ab. Gerade dort knatterten die feindlichen Maschinengewehre. Am Abend verließen die Schützen Nowy Korczyn und brachen die Brücke über die Nida hinter sich ab.

Ich kann nicht behaupten, daß ich an diesem Tage mit mir selbst und mit der Truppe zufrieden war. Sie zog sich ohne Notwendigkeit zurück, ohne durch blutige Verluste die Überlegenheit des Gegners festgestellt zu haben, einzig und allein unter dem seelischen Druck der technischen Übermacht der Geschütze und Maschinengewehre, die sie selbst nicht besaß. Das ist für mich eines der treffenden Beispiele für die Bedeutung des seelischen Zustandes des Soldaten im Kriege. Ich wiederum hatte den Einfluß dieses Zustandes nicht richtig eingeschätzt und nicht beizeiten seinen schlechten Folgen vorgebeugt. Ich hatte auf dem anderen Ufer vier Bataillone versammelt; das genügte vollkommen, um die Stellungen östlich und nördlich von Korczyn bis zum Abend zu halten. Am Abend aber hätte sich der Feind selbst zurückgezogen, um nächtliche Überraschungen zu vermeiden...

Alle meine Pläne und Überlegungen wurden dadurch unterbrochen, daß mich ein Befehl in das Quartier des General Korda rief, des Kommandeurs der 7. österreichischen Kavalleriedivision... Im Quartier empfing mich General Korda und begann mir in ruhigem Ton die Lage zu erklären. Die Kavalleriedivision, die er führt, soll als Vorhut stärkerer Kräfte, die die Weichsel überschreiten sollen, vorrücken. Der Zeitpunkt ist bestimmt. Der Vormarsch seiner Reiterei soll in zwei Tagen beginnen. Angesichts der Tatsache, daß ich einen Teil des linken Weichselufers von Opatowiec bis Winiary besetzt halte, erscheint ihm und der höheren Führung der Übergang der Reiterei über die Weichsel am besten und passendsten bei Uście Jezuickie. Er könne sich jedoch dafür nicht entscheiden, bevor er nicht meine Antwort dar-

auf gehört habe, ob ich mich diese beiden Tage auf dem anderen Flußufer halten könne, um den Brückenbau und den Abmarsch der Division zu decken. Es erscheine ihm dafür als unumgänglich notwendig, Winiary zu halten.

Wenn ich mich auch unermesslich darüber freute, daß meine bisherigen Leistungen sich schließlich doch für die allgemeinen Kriegsoperationen als nützlich erwiesen, und daß sich auf diese Weise zeigte, daß ich nicht nur irgendeine leichtsinnige Quadrille an polnischen Flüssen tanze, um den Wagemut der Schützen und ihre Neigung zum Heldenmut zu beweisen, — so empfand ich gleichzeitig auch eine Art Bitterkeit und Unlust. Ich erhob im Geiste schwere Vorwürfe, daß dieser General, der mir so klar die Arbeit des Krieges auseinandersetzt, kein Gefühl dafür besitzt, wie schwer meine Arbeit und die Leistung meiner Schützen ist, da wir gegen die ungeheure technische Übermacht des Feindes kämpfen. Ich überlegte einen Augenblick.

Dann erklärte ich offen, daß diese Aufgabe für mich sehr schwierig sein wird, wenigstens, wenn ich nicht durch Artillerie tatkräftig unterstützt werde, da ich ständig selbst ohne Artillerie kämpfen muß, während der Feind sie besitzt. Ich wies auf die feindlichen Maschinengewehre und auf die Mängel unserer Ausrüstung hin, besonders auf das mir so notwendige Fernsprechmoder. Der General lehnte es ab, mir irgend etwas auf das andere Ufer zu schicken. Da fragte ich, ob der General geneigt wäre, meinen Abschnitt auf dem rechten Weichselufer zu übernehmen oder übernehmen zu lassen, damit ich über meine Kräfte ungehindert verfügen konnte. Ich wartete zornig auf eine Antwort und bereitete mich selbst darauf vor, eine Grobheit zu sagen. Der General erklärte sich jedoch einverstanden und gab sofort telephonisch den entsprechenden Befehl. Er fügte hinzu, daß er der Artillerie befehlen würde, meine Tätigkeit zu unterstützen, allerdings nur vom rechten Ufer aus. Ich beschloß schließlich, einen neuen Teil meiner Streitkräfte auf das linke Ufer hinüberzuwerfen, um auf jeden Fall eine kleine Reserve zur Verfügung zu haben. Ferner erklärte ich, daß ich mein Quartier nach Gręboszów und dann nach Opatowiec jenseits der Weichsel verlegen würde.

Als ich abfuhr, begann ich ein Frösteln zu verspüren. In Kozłów, meinem bisherigen Quartier, gab ich die Befehle aus,

schluckte ein paar Gläser starken Tee, um meine Fieberschauer zu beruhigen, und erhielt die Nachricht, daß die Weichsel mächtig anschwillt. Ich fuhr sofort ans Flußufer gegenüber Opatowiec, dorthin, wo gewöhnlich die Überfahrt mit der Fähre stattfand. Tatsächlich erhob sich jetzt ein neues Hindernis. Die Weichsel und der Dunajec begannen anzuschwellen. In den Bergen waren reichliche Regengüsse gefallen, und die bisher bescheidene Weichsel begann bedrohlich zu wachsen. Schmutzig gelbe Wogen überfluteten immer mehr die Uferniederung, das Wasser wurde reißend, die Überfahrt immer schwieriger. Die Gewalt des Flusses wuchs augenscheinlich, und mit ihr auch die Zeit, die die Fähre brauchte... Schon gegen Mittag, als ich mit der Uhr in der Hand den Verlauf der Überfahrt beobachtete, erforderte der Transport über die Weichsel hin und zurück 45 bis 50 und einige Minuten. Die Lage der Abteilung jenseits der Weichsel wurde angesichts eines so starken Hindernisses in ihrem Rücken immer bedrohlicher und gefährlicher. Ich fing an, auf mich selbst böse zu sein, weil ich einen solchen Vorschlag angenommen hatte, dessen Ausführung offensichtlich an Wahnsinn zu grenzen begann.

Stunde um Stunde verrann, ich stand fortwährend mit durchnässten Füßen am Fluß und beobachtete ungeduldig, wie die Überfahrt immer schwieriger vonstatten ging, wie einmal um das andere die Leute ausgewechselt werden mußten, die an der Fähre arbeiten, und wie es immer mühsamer wurde, die Fähre durch das Wasser zu ziehen. Heiße Schauer überliefen mich immer stärker, und ich spürte, daß ich heftiges Fieber bekam oder schon hatte.

Und gerade jetzt, als ich so am Fluß nachdachte, ertönten jenseits der Weichsel die ersten Kanonenschüsse. Der Feind ging zum Angriff über. Bald darauf leuchteten in hellen Flammen Feuersbrünste auf. Dort brannte Szczytniki und der Gutshof in Czarków; beides hatten die Russen aus Rache für ihre Niederlage bei Szczytniki angezündet. Das Artilleriefeuer war sehr lebhaft, man beschoß Winiary, Czarków, Ksany. Die Batterien schossen in Salven, als sollten sie den Sturm der Infanterie vorbereiten. Kurz darauf hörte ich auch auf der Seite von Winiary sehr lebhaftes, immer stärker anwachsendes Gewehrfeuer...

Niemals werde ich dieses niederträchtige Gefühl der Ohnmacht vergessen, das mich würgte, als ich am Ufer der Weichsel stand

und dem Widerhall des Kampfes lauschte, ohne etwas für seinen günstigen Ausgang tun zu können, und ohne genaues Verständnis dessen, was eigentlich dort vor sich ging.

Gerade während des heftigsten Kampfes begann die Weichsel sehr reißend zu werden, und die Fährleute, die zusammen mit Pionieren arbeiteten, fingen an, untereinander zu flüstern. Es zeigte sich, daß sie Angst haben, hinüberzufahren, da sie glauben, von der Strömung bis Korczyn getrieben zu werden, wo das linke Ufer in der Hand der Russen war. Vielleicht standen sie auch unter dem Eindruck des Kampfes, der auf dem anderen Ufer tobte... Inzwischen hörte in dem Fieberzustand, in dem ich mich schon befand, mein Verstand auf, wie gewöhnlich kühl zu arbeiten. Die Kräfte des Feindes erschienen mir stärker, die Lage unserer Truppe schwerer, als es tatsächlich der Fall war.

Inzwischen hielt der Kampf an, und ich sah die Fähre sich langsam an das gegenüberliegende, höhere Flußufer auf Opatowiec zu schieben. Die Strömung trieb sie weit in der Richtung auf Winiary hinab. Dem Widerhall nach zu urteilen, war der Kampf auf den Höhen bei Winiary schon erloschen und begann jetzt – obwohl es schon gegen Abend ging – mit neuer Wucht aufzulodern. Er entwickelte sich geradeswegs von Westen nach Osten, als ziele er unmittelbar auf Opatowiec.

„Sie haben die linke Flanke Wyrwas umgangen“, überlegte ich, „sie wollen ihn direkt in die Weichsel werfen.“

Einige Batterien begannen mit wütender Leidenschaft auf Opatowiec zu schießen, das in der Abenddämmerung auf dem hohen, gegenüberliegenden Ufer noch deutlich sichtbar war. Irgendwo weiter hinter Opatowiec loderte eine helle Flamme auf, begleitet von dicken Rauchschwaden.

„Es scheint mir, Ksany brennt!“ seufzte, sich bekreuzend, ein unweit von mir stehender, müder und diesmal zur Rast entlassener Fährmann.

Ich warf einen Blick auf die Karte und beschloß etwas in Gedanken, als bei der höchsten Erhebung, wo der Gutshof von Winiary stand, das Knattern des Gewehrfeuers mit ungeheurer Wucht einsetzte. Jeder Schuß ging mir durch das Herz und durch den fieberheißen Kopf.

Jetzt ist es aus! dachte ich. Sie nähern sich dem Fluß!

Einen Augenblick lang knatterte ein Maschinengewehr, dann

wieder Gewehrfeuer. Das Artilleriefeuer schwieg völlig, als wäre es mit sich und der geleisteten Arbeit zufrieden. Ich war nicht mehr in der Lage, zu entscheiden, von welcher Seite die Schüsse fielen und ob das Gewehrfeuer auf unserer oder auf ihrer Seite ruhig und gleichmäßig geführt wurde. Ich hatte den Takt und den Rhythmus des Kampfes verloren. Es schien mir, daß alles in jenem Winkel von Winiary geschah, wo die Reihen der Schützen unter den tränenvollen Augen Kościuszkos in Unordnung zurückgingen und fast ohne Gegenwehr zersprengt wurden. Endlich begann in der tiefen Dämmerung alles zu schweigen. Kraftlos sanken meine Hände herab...

Am Ufer auf und ab gehend, wartete ich ungeduldig auf eine Antwort vom anderen Ufer über den Verlauf des Kampfes. Schließlich, nach langem Warten, schälte sich aus der Dunkelheit die Fähre heraus. Die Fährleute und die Pioniere keuchten schwer, ein Offizier mit der Meldung stürzte auf mich zu.

„Herr Kommandant!“ berichtete er salutierend, „Winiary ist verloren. Wyrwa hat sich längs des Flußufers zurückgezogen. Das erste Bataillon steht bei Ksany, der Rest ist in Opatowiec zusammengezogen. In der Nähe von Opatowiec kein Feind. Wir bemühen uns, mit Hilfe von Patrouillen die Verbindung aufzunehmen. Als ich abfuhr, lagen weder über die Lage unserer Streitkräfte noch über die Verluste genaue Nachrichten vor. Die Nacht ist sehr dunkel. Drüben erwartet man Befehle!“

„Was für Befehle, zum Teufel!“ fuhr ich auf, „wenn es keine enge Verbindung gibt? Man muß Winiary zurückerobern, und zwar so schnell als möglich! Warum hat sich Wyrwa zurückgezogen? Fürchtete er sich vor Kanonen? Wie?!“

Der Offizier blieb unentschlossen stehen, er wußte nicht, was er antworten sollte, und war meines Zornes wegen unsicher. Ich hörte Stimmen, die nach mir suchten.

„Wo ist der Herr Kommandant?“ sagte eine Stimme deutsch. „Wo ist der Herr Kommandant?“ fragte eine zweite Stimme polnisch.

Es zeigte sich, daß man mich suchte, weil für mich eine Depesche angekommen ist, die in Uście Jezuickie auf der Telephonstation liegt. Nach einer Weile war ich dort. Die Depesche war vom General Korda. Er teilte mir ganz einfach mit, daß sein ganzer Vorschlag ins Wasser falle, weil das Unternehmen verscho-

ben und der Ort des Übergangs über die Weichsel geändert worden sei. Eine wilde Wut überwältigte mich. Den ganzen Tag hatte ich wie ein Ochse geschuftet und meine ganze Abteilung völlig nutzlosen Verlusten ausgesetzt. Alle Gespräche stellten sich jetzt als ein – österreichisches Geplauder heraus. Zusammen mit dem Blut, das mir heiß in den Kopf stieg, überflutete mich ein wilder Haß, der einem Gefühl der Demütigung und Wut entsprang.

„Psia krew!“ fluchte ich rasend und warf die Depesche auf den Fußboden.

Das machte Eindruck. Die enge Stube leerte sich. Nur einer meiner Offiziere blieb bei mir und der ältere Telephonist, der mich – ich beobachtete es – mit Mitgefühl ansah. Ich war ratlos und angewidert von mir selbst und von aller Welt...

Alle Nachrichten bewiesen mir, daß es sehr schwierig wäre, sich noch am nächsten Tage in der Umgebung von Opatowiec zu halten... Ich gab Befehl, alle Truppenteile auf das diesseitige Ufer zu überführen... Meine kühnen Kämpfe an der Weichsel und Nida waren beendet.

Angewidert, geschwächt und vom Fieber geschüttelt, fuhr ich nach Gręboszów. In Gręboszów schaffte man mich sofort zu Bett... Nach ein paar Tagen wurde ich im Auto nach Krakau gebracht.

Damit endeten meine ersten Kämpfe, in denen ich, wie mir scheint, vieles leistete, um durch kühne Entschlüsse und Unternehmungen für mich und meine Schützen die soldatische Achtung unserer Umgebung zu gewinnen.

Der Durchbruch bei Ulina-Mała

Die Armee des Generals Dankl zog sich Ende Oktober 1914 aus der Umgebung von Demblin zurück. Sie war nicht geschlagen – wenigstens hatten wir bei Laski keine Kenntnis davon. Dennoch glich ihr Rückzug dem einer geschlagenen Armee, die ihre Sicherheit in raschem Rückmarsch suchte und zwischen sich und dem Feind möglichst viel Zwischenraum zu schaffen bemüht war. Zweimal machten wir halt, ... aber nur, um nach kurzem Schußwechsel unseren Rückzug unter dem Schutze der Nacht fortzusetzen. Wir marschierten häufig in der Nachhut der 46. Landwehrdivision. Da uns eigentlich kein Feind nachdrängte, erklärte ich mir diesen überstürzten Rückzug, der einer Flucht

nach erlittener Niederlage ähnelte, als Folge einer verlorenen Schlacht an anderen Fronten, die unsere Flügel entblößt hatte und uns zwang, so unbarmherzig schnell nach Westen zu rücken. Unklare Gerüchte darüber wanderten unter den Offizieren herum: Przemysl sei von neuem belagert, die Russen besetzen das mittlere Galizien, in den Karpathen greife man verzweifelt an, um Ungarn zu schützen – schließlich sollen die Deutschen in der Nähe von Lodz und Lowicz geschlagen sein und sich an ihre Grenze zurückziehen.

Das Durcheinander der Nachrichten über die Kriegslage verstärkte noch eine besondere österreichische Mode. Sie beruhte darauf, vor anderen mit der Kenntnis von Nachrichten zu protzen, die für das Verständnis eines Befehls oder einer Situation notwendig waren, – aber um Gottes willen diese Neuigkeiten ja niemandem mitzuteilen, um auf diese Weise der eigenen Erhabenheit keinen Abbruch zu tun. Das Ergebnis dieser besonderen, wie ich sagen möchte, „Großmacherei“¹ war, daß die Erzählungen über verlorene Schlachten und Mißgeschicke sich allgemein so sehr im Heer verbreiteten, daß wir uns tatsächlich in großer Überstürzung und in der Atmosphäre einer völligen Niederlage der österreichischen Armee zurückzogen...

In der militärischen Welt machte sich daher eine Nervenanspannung fühlbar, die natürlich die Reibungen der Kriegsmaschinerie noch erheblich vermehrte. Meine Bataillone drückten sich irgendwie durch diesen Strom von Menschen, Pferden und Wagen durch, ohne jede Ordnung, wie es gerade ging. Besonders die Trains waren in eine Menge Teile auseinandergerissen und wälzten sich ohne jeden Zusammenhang in diesem Strom auf Wolbrom... In dem großen Gelände vor dem Städtchen waren bald nicht nur die Straßen, sondern auch die Feld- und Saumwege mit einer ununterbrochenen Reihe von Wagen vollgestopft, die den Toren Wolbroms zustrebten. Hier herrschte eine wahre Orgie: Schreie, Flüche, Zänkereien darüber, wer sich zuerst in das Städtchen hineindrängen sollte, Schlagen der Pferde, die anderen den Weg versperrten, gegenseitige Zurufe, mit einem Wort – eine Hölle, vor der ich meine Truppe bewahren wollte.

Ich gab also den Befehl, alle Legionäre und ihre Wagen beim Eingang Wolbroms anzuhalten und beiseitezuziehen. Angesichts

¹ Im polnischen Original deutsch.

des kalten Herbstwindes ließ ich Lagerfeuer anzünden und warten, bis die ganze Woge vorübergeflutet war. Dann würden wir in müheloser Ordnung und ungehindert einmarschieren können. Das war übrigens auch deswegen notwendig, um alles, was uns gehörte, auf einen Haufen zu sammeln und nicht in Gewühl und Unordnung die einzelnen Wagen zu verlieren, die mitten unter den anderen verstreut waren.

Ich wollte mich durchaus nicht in diese Streitereien um die Reihenfolge des Marsches einmischen. Ich hatte völlig genug von diesem ewigen, unaufhörlichen Hader und von den Zänkereien mit der Umgebung – mit den österreichischen Truppen des I. Korps, dem ich zugeteilt war und mit dem ich den ganzen Vormarsch auf Demblin durchgemacht hatte. Am Eingang des Städtchens Wolbrom rief ich mir unsere ganze bisherige Geschichte in Erinnerung...

Das Verhältnis der Österreicher zu uns war von oben bis unten ausgesprochen feindselig und voll Verachtung, bestenfalls Geringschätzung und herablassendes Wohlwollen. Das gab zu ungewöhnlich zahlreichen Reibungen und Verdrießlichkeiten Anlaß, die sehr häufig erniedrigend waren. Nach einigen Vorfällen mit dem Korpskommando selbst wurde die Mode, uns wie schwarze Schafe zu behandeln, geradezu eine Regel. Diese Behandlung war um so unangenehmer, als sie uns gerade im polnischen Krakauer Armeekorps widerfuhr. Es gab dort allerdings auch eine Menge Tschechen, vor allem in allen Etappenformationen; mit denen war es am schlimmsten! Immer und überall wollten sie ihre Autorität, ihre bevorzugte Stellung als stehendes Heer unterstreichen – im Vergleich zu einer „Bande“. Nach der Schlacht bei Demblin, wo meine Bataillone bei Laski eine vortreffliche Haltung bewiesen hatten, wurden diese Verdrießlichkeiten um so schwerer erträglich, als sie nicht nur unsere nationale Würde, sondern nun auch unseren Soldatenstolz verletzten. Während des Rückzuges, bei der Begegnung mit den Trains, begannen sich diese Plackereien noch zu vermehren. Ich war dieser Mühe müde, ständig die gereizten Nerven meiner Offiziere und Soldaten zu besänftigen. Ich begann geradezu die Folgen einer solchen Entwicklung der Beziehungen zu befürchten – Folgen, die entweder in eine gewöhnliche Schlägerei mit allen ihren Konsequenzen ausarten konnten oder aber bei meiner Truppe zur Verringerung

dessen führten, was ich als die wesentlichste Voraussetzung eines unter diesen Verhältnissen herangebildeten Soldaten betrachte: seinen Stolz und seinen Ehrgeiz . . .

Das war nun schon der zweite verfehlte Versuch einer Offensive gewesen, der mit einer Niederlage und mit einem fast schimpflichen, ohne Ursachen angeordneten Rückzug endete. Wenn das noch ein wenig so weitergeht, werden wir morgen oder übermorgen den Weg nach Breslau oder nach dem goldenen Prag und nach Wien verteidigen. Ich konnte das nicht mitmachen! Ich würde einer solchen Zukunft den Tod vorziehen! Mein Versuch, den Kern eines polnischen Heeres zu schaffen, konnte mißlingen, vielleicht täuschte ich mich in meinen Berechnungen, – aber ich konnte es nicht über mich bringen, Josef Poniatowski nachzuahmen und in irgendeiner Elster zu ertrinken, zumal ich nicht einmal einen Napoleon über mir hatte . . . Wenn es wirklich keine Hoffnung mehr gab auf einen Ausbau des Heeres, wenn Österreich vielleicht für eine mehr oder weniger anständige Beendigung des Krieges kämpfte, dann mußte es wohl auch mit uns zu Ende gehen. Mochte das I. Krakauer Korps Prag und Wien, Breslau und Berlin verteidigen – wir, die freien polnischen Schützen, werden das nicht mitmachen. Wir werden versuchen, in Ehren unterzugehen, aber wir werden auf unserem eigenen Heimatboden sterben! . . .

Aber wo? Hier, vor diesem schmutzigen Wolbrom, wo morgen schon russische Patrouillen erscheinen können? Hier sterben, wie ein verspäteter Marodeur? Ich wurde im Herzen traurig über mich selbst wie über meine Soldaten. Sterben konnte man, aber nicht so lächerlich!

Vor meinen Augen blitzten noch einmal die Mauern Krakaus auf. Von dort waren wir in den Krieg gezogen, dort empfand ich damals tief, daß gleichermaßen in meinem Leben wie in dem Leben der jungen Burschen, die ich mit mir hinausführte, ein Wendepunkt eingetreten war, eine grundsätzliche Veränderung. Nach Krakau? Das ist immerhin eine Festung, sie kann nicht in einem Augenblick, in einem Tage fallen. Wenn wir schon sterben sollten, dann mußte es dort sein – eine dort von uns gebrachte Hekatombe mußte Spuren hinterlassen! . . . Wir mußten versuchen, dorthin zu gelangen, – darin bestand unsere Aufgabe. Ich atmete ein wenig auf, als ich zu diesem Entschluß gelangt

war und mir – ein wenig freier aufatmend – zu sagen begann, daß ich mich vielleicht schon morgen nicht mehr auf den Straßen in Streit und Zank mit dem geliebten I. Krakauer Korps herumzuschlagen brauche, im Kampf „mit dem österreichischen Schikanensystem“¹. Träge begann ich zu überlegen und betrachtete die Karte. Sofort begannen sich Schwierigkeiten aufzutürmen: irgendwo besteht der Befehl, sich bis Krzywopłoty zurückzuziehen, das noch so weit entfernt war, – und schon begann es zu dämmern. Wolbrom mochte ein zu großes Städtchen sein, um hier mit meinen schwachen und so ermüdeten Soldaten zu nächtigen.

Ein Offizier meldete mir, daß die österreichische Nachhut bereits in das Städtchen eingerückt war und daß wir freien Weg haben. Ich blickte noch einmal auf die Karte und gab die Befehle aus:

„Nachtlager in Lgota Wolbromska. Die Quartiermeister können abgehen. Das und das Bataillon in der Nachhut stellt Vorposten gegen Osten aus. Abmarsch eine halbe Stunde nach dem Durchmarsch der letzten österreichischen Truppen.“

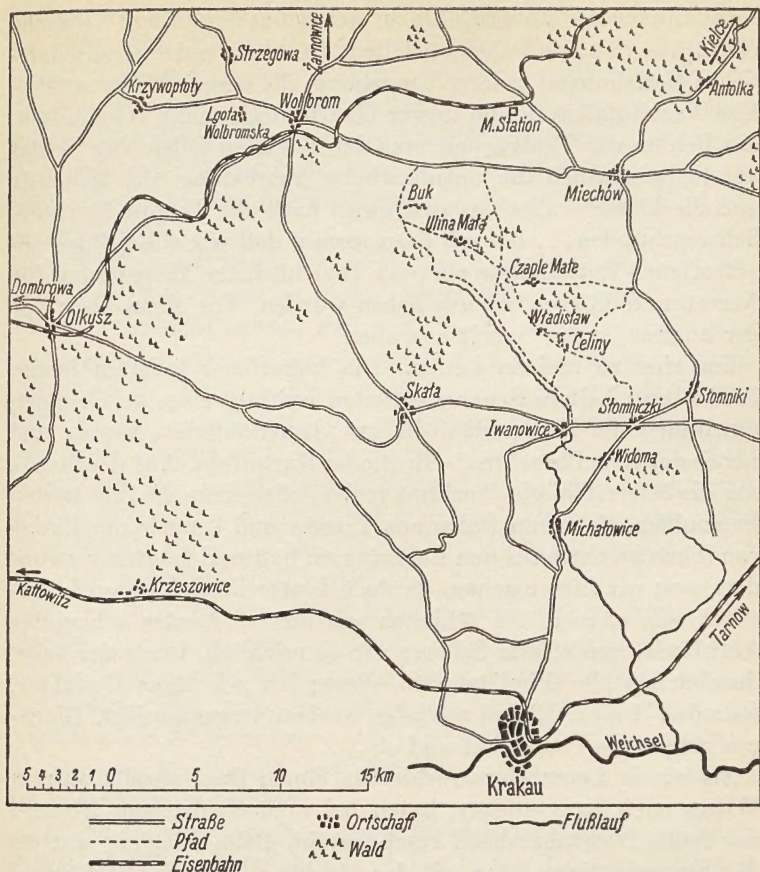
Ich fühlte die fragenden Augen Sosnkowskis, Kasprzyckis und Stachiewicz' auf mich gerichtet. Lgota Wolbromska lag einige Kilometer östlich der für diesen Tag für die Armee bestimmten Vorpostenlinie und natürlich noch weiter entfernt von dem uns zugewiesenen Standort bei Krzywopłoty.

Ich rief Sosnkowski zu mir und begann ihm meinen Plan auseinanderzusetzen:

„Von morgen ab ziehen wir uns selbständig zurück. Wir marschieren nach Südosten in Richtung Olkusz, wo wir die größten Waldkomplexe finden. Dann marschieren wir über Krzeszowice auf Krakau. Auf diese Weise werden wir uns wieder in Polen finden und können entweder Krakau verteidigen – oder wir schlagen uns bis in die Vorberge der Tatra durch. Heute möglichst kurzer Marsch, damit die Leute und die Pferde ein wenig ausruhen können; denn morgen werden wir einen schweren Tag haben. Morgen mittag schon erwarte ich, die russische Kavallerie auf den Fersen zu haben.“

Ich brauchte meinem nächsten Mitarbeiter diesen Plan nicht lange auseinanderzusetzen. Schon während der Märsche hatten

¹ Im polnischen Original deutsch.



wir gesprächsweise untereinander unsere Gedanken über unser tragisches Los in der nächsten Zukunft ausgetauscht...

Zunächst aber hatten wir alle miteinander gewaltig Ruhe nötig. Der Kampf bei Demblin–Laski hatte viel Nerven gekostet und eine körperliche Erschöpfung ausgelöst. Zum erstenmal hatten wir an großen, modernen Kämpfen teilgenommen, zum erstenmal an uns selbst die Wirkung eines starken Feuers leichter und schwerer Artillerie verspürt, zum erstenmal schwerere Verluste erlitten. Schließlich mußte der dreitägige Kampf, ohne Schlaf bei kühlen Herbstnächten, auch auf uns seine Wirkung ausüben.

Dann kam der Rückzug hinzu, wobei uns die bittere Tatsache bedrückte, daß wir Polen verließen. Dann die unkameradschaftlichen Beziehungen unserer Umgebung, die langen Märsche, häufige Nachhutkämpfe, die unsere Kräfte noch mehr erschöpften, das Fehlen von Feldküchen, was den Soldaten jeden Tag Schlaf kürzte, schließlich die unzulängliche Ausrüstung, der Schmutz und die Läuse — alles das zusammen hatte die Truppe fürchterlich geschunden . . . Ich sah dazu voraus, daß wir alle infolge des getroffenen Entschlusses ein paar Tage höchster Anspannung für Nerven und Körper vor uns haben würden. Vor allem also: vor der anstrengenden Arbeit ausruhen!

Ich ging zu meinen Leuten. Die Lagerfeuer loderten lustig, Lieder und heitere Scherze ertönten weithin, einzelne Gruppen umringten die Kameraden, die aus dem Städtchen kamen und Lebensmittel mitbrachten, — Brot oder Kartoffeln. Auf der Straße zog die österreichische Nachhut vorbei, oder vielmehr ihre letzten Patrouillen. Es waren Polen aus Tarnów und Umgebung. Einige von ihnen machten bei den Lagerfeuern halt und fragten verwundert, was wir hier machen, da doch hinter ihnen nur noch Kosaken sein können. Sie erhielten von meinen Leuten schneidige Antworten, gepfefferte Scherze gab es reichlich. Doch der kalte, durchdringende Wind tat sein Werk; ich sah blaue Gesichter, todmüde Augen. Einige schiefen aneinandergeschmiegt. Ringsum gingen die Posten auf und ab . . .

Als wir in Lgota einmarschierten, einem Dorf abseits unseres Weges nach Krzywopłoty, brach bei wolkenbedecktem Himmel der frühe Novemberabend rasch herein. Beim Eingang wartete der Stabsquartiermeister mit der Meldung, daß die Nachtquartiere bereit sind und der Tee gekocht. Ich änderte meinen Befehl nicht: mit fröhlichen Rufen zerstreuten sich die Leute in die Quartiere, jeder freute sich auf eine warme Hütte, auf Speise und auf den Schlaf.

Unter allen Bedenken, die mich so zahlreich überfielen, blieb eines, das ich sofort klären mußte. Ich wußte nicht, ob sich die österreichische Armee am nächsten Tage weiter zurückziehen sollte, oder ob sie stehenbleiben würde — und im Falle des Rückzugs kannte ich die Stunde des Abmarsches nicht. Inzwischen standen wir in Lgota unmittelbar im Bereich der Kanonen der Österreicher, die davon überzeugt waren, daß vor ihrer Front

einzig und allein feindliche Abteilungen stehen könnten. Ich fürchtete also, daß wir bei der ersten Bewegung von ihrer Artillerie beschossen werden könnten, rief einige Offiziere, die gut Deutsch sprachen, und schickte sie in verschiedene Richtungen aus mit dem Befehl, die österreichischen Vorposten davon zu verständigen, daß wir der Ermüdung wegen vor der Front geblieben seien – damit sie uns morgen, wenn sie uns erblickten, nicht für Russen hielten.

Die Nacht brach herein, der Stab machte sich zum Schlafen zu-recht. Plötzlich stürzte einer der ausgesandten Offiziere, Brzoza, mit der Nachricht herein, daß seine Suche nach den Vorposten damit geendet hatte, daß man ihn zu dem Brigadekommandeur führte. Dieser wieder hatte sich telephonisch mit dem Divisionskommandeur verständigt, der den ausdrücklichen Befehl zum sofortigen Marsch auf Krzywopłoty erließ und es uns strikt verbot, vor der Front stehenzubleiben. Brzoza versuchte zwar, telephonisch dem Divisionskommandeur klarzumachen, daß keine Gefahr bestand, – aber es war erfolglos. Der Befehl wurde mit aller Entschiedenheit erneuert.

Ich war also vor eine neue Entscheidung gestellt, und meine Zweifel vermehrten sich um einen neuen: sollte ich einen ausgesprochenen militärischen Ungehorsam begehen? Mein Zögern war diesmal sehr kurz. Ich gab den Befehl zum sofortigen Abmarsch nach Krzywopłoty ... Er fiel mir jedoch sehr schwer. Als ich aufs Pferd stieg, hatte ich das Gefühl, aus der Freiheit ins Gefängnis zu wandern.

Für die ganze Truppe war dieser Marsch von Lgota nach Krzywopłoty sehr beschwerlich. Die Mehrzahl der Soldaten hatte sich kaum erwärmt und zum Schlafen hingelegt, und schon mußten sie wieder aufstehen, die Stiefel wieder auf die ermüdeten Füße ziehen, aus dem Schlaf in den kalten Wind hinausgehen ... Ach, an diesen Marsch in der Nacht des 8. November werde ich denken! Ich war auf mich selbst wütend, saß vor Kälte zitternd auf dem Pferde, verfluchte meine eigenen Entschlüsse sowie die Aussendung Brzozas und warf mir selbst Mangel an Entschiedenheit und Logik vor.

Meine Wut verstärkte sich noch erheblich, als ich ... den Offizieren begegnete, die ich als Quartiermeister vorangeschickt hatte. Quartiere gab es überhaupt nicht. Krzywopłoty, das aus einigen

Hütten bestand, war überfüllt. Man bot mir allerdings aus Höflichkeit irgendeine Hütte an, aber ich lehnte diesen Vorschlag ab. Wenn schon Biwak, dann Biwak für alle! Von einem warmen, bequemen Schlaf für meine ermüdeten Leute konnte keine Rede mehr sein. Ein wenig Schutz gegen den Wind konnte nur ein Wäldchen geben, eigentlich eher ein Kieferngestrüpp.

Bald schleppte man ein wenig Stroh herbei, im Dickicht flackerten Lagerfeuer auf, die ermüdeten Leute drängten sich in dichten Haufen rings um das Feuer, bisweilen lagerten sie direkt auf der feuchten und herbstlich kalten Erde. Mich lud der gastfreundliche und vorsorgliche Śmigły zu sich ein, der den Standort des Bataillonskommandos unter einem größeren Baum errichtet hatte. Ich rollte mich in den Mantel und blickte, unzählige Zigaretten rauchend, gedankenlos in das Feuer, das vor mir brannte. Der Mond hoch oben am wolkigen Himmel goß über alles ein zartes Licht von grausilbernem Ton, in der Ferne schimmerten durch die Zweige die Umrisse einer Schloßruine auf einem steilen Hügel . . . Irgendwo in der Tiefe meiner Seele erwachten – wie gewöhnlich bei mir, wenn ich inmitten Kiefernwäldern bin – Erinnerungen an die Jugendzeit in Litauen, an Sibirien und an Jagdnächte, die ich wie hier im Halbschlaf am flackernden Feuer verbracht hatte. Aber ich würgte in mir diesen träumerischen Zustand ab, den die nahe Berührung mit der Natur ausgelöst hatte. Unaufhörlich glitten mir die gleichen, gar nicht fröhlichen Gedanken durch den Kopf, die ich schon in Wolbrom hatte . . .

Neben mir lagen, in ruhigem Schlaf der Jugend versunken, Sosnkowski und Śmigły. Ich selbst konnte nicht schlafen, obwohl ich mit aller Willenskraft die lästigen Gedanken zu verjagen suchte. Unaufhörlich blickte ich auf die Uhr und warf Holz ins Feuer. Das letztmal – erinnere ich mich – schaute ich etwa gegen halb sechs Uhr nach der Zeit. Später muß ich doch eingeschlafen sein. Stachiewicz, in dieser Zeit Verbindungsoffizier zum Divisionskommando, weckte mich. Es war gegen halb sieben Uhr früh; der graue Herbstmorgen des 9. November brach an.

Es stellte sich heraus, daß ich zum Divisionskommandeur gerufen bin, der für mich einen besonderen Auftrag hat. Ich soll mit drei Bataillonen und der Kavallerie irgendwohin abmarschieren, zwei Bataillone und die Artillerie sollen zurückbleiben; der

Führer der zurückbleibenden Abteilung hat sich auf der gegenüberliegenden Anhöhe zu melden, wo sich alle Kommandeure efinden sollen...

Der Divisionskommandeur stand am Rande des Waldes. Er setzte mir ruhig auseinander, daß wir infolge einer so restlosen Loslösung vom Feind keinerlei Nachricht über ihn besitzen. Man tappt völlig im Dunkeln. Da ich Land und Leute besser kenne als jemand anders, würde ich rascher Gewißheit verschaffen können. Außerdem habe er mich persönlich und die Truppe, die ich führe, schätzen gelernt. Daher stelle er an uns, obwohl wir ermüdet seien, das Verlangen, einen Erkundungsvorstoß vor die Front durchzuführen – von Żarnowiec bis Miechów. Es handelt sich um ein gefährliches Unternehmen, aber er rechne darauf, daß es uns gelingen würde, es durchzuführen...

Ein kalter und klarer Beschluß jagte mir durch den Kopf: „Ich kehre nicht zurück!“ Es fiel mir schwer, diesen Beschluß gerade vor diesem hochanständigen Menschen und ordentlichen, vernünftigen General zu fassen, aber ich fühlte, daß ich meine Entscheidung nicht ändern würde. „Bleibt die Division heute auf diesem Platz stehen?“ fragte ich. Ein Schatten von Mißbehagen glitt über das gutmütige Gesicht des Generals. Die österreichische Schule liebt unnötige Fragen nicht und gefällt sich in einer mir unverständlichen Geheimniskrämerei. „Bisher habe ich keinen Befehl zum Abmarsch“, antwortete er mir kühl.

Ich eilte zu meinen Leuten. Mein Gesicht mußte irgendeinen besonderen Ausdruck gehabt haben, denn während ich den Offizieren die Befehle erteilte, näherte sich mancher von denen, die ich zum Zurückbleiben bestimmt hatte, und bat mich flehentlich, ihn doch mitzunehmen. Die Auswahl war in der Tat schwer...

Zum Führer der zurückbleibenden Abteilungen bestimmte ich Trojanowski und gab ihm Stachiewicz vom Stabe bei, der eine reiche Erfahrung in den Beziehungen mit den Österreichern besaß. Diesen beiden mußte ich für die Zeit, in der sie allein bleiben, besondere Weisungen geben. Sie lauteten:

„Wahrscheinlich kehre ich nicht zurück; ich marschiere auf Krakau oder überhaupt nach Galizien. Niemand darf davon etwas wissen; aber wenn ich bis zum Abend nicht zurück bin, soll man auf die Leute einwirken, damit sie nicht in Verzweiflung geraten. Sobald ich in Galizien bin, werde ich mich darum bemühen, auch

sie heranzuziehen. Sie selbst sollen sich jedoch ebenfalls darum bemühen, wenn sie erst wissen, wo ich bin. Im schlimmsten Fall die Abteilungen in Nachzügler auflösen und alles, was nur irgendwie schwächlich ist, ins Spital schicken.“

Kurze Beratung mit Sosnkowski: „Ich stelle mir die Lage so vor, daß zwischen den feindlichen Armeen noch ein ziemlich breiter Korridor besteht, durch den unsere kleine Abteilung nach Süden marschieren könnte. Höchstens wird sich die Reiterei der russischen Vorhut in ihm herumtummeln. Wahrscheinlich stützt sich die Südfront des österreichischen Heeres mit einem Flügel auf Krakau, so daß also dieser Korridor in südöstlicher Richtung verläuft. Bis Krakau haben wir anderthalb Marschtage. Leider werden wir durch unbewaldetes und sehr offenes Gelände gehen. Man muß also sehr vorsichtig sein und die Seitenhut weit entfalten. Übrigens führen wir keinen Train mit, unser Marsch kann also beschleunigt werden und sich leichter nach verschiedenen Seiten hin bewegen, zumal unsere Marschkolonne nicht länger als einen Kilometer sein wird. Mit der Munitionsbeschaffung wird es allerdings schwer werden. Da wir ohne Train marschieren, werden wir nur über die Munition verfügen können, die der Soldat bei sich trägt. Pech auch, daß wir so entsetzlich müde sind. Aber darin liegt gerade das Risiko!

Am schlimmsten ist, daß ich diesen ganzen Tag vergeuden muß. Ich kann nicht sofort in der erwünschten Richtung abmarschieren. Es wäre eine Schande, wenn wir nicht bis zum Letzten unsere soldatische Pflicht erfüllten und die uns auferlegte Aufgabe, den Erkundungsvorstoß, unerfüllt ließen. Dieser Dienst muß geleistet werden – obwohl sich dadurch das Risiko des weiteren Marsches gefährlich erhöht. Während dieses ganzen Tages, an dem wir zugunsten des Korps arbeiten, kann sich der Korridor unerhört verengen, ja, er kann restlos verschwinden. Aber dagegen ist nichts zu machen, das befiehlt uns die Ehre. Ich kann mich meiner Aufgabe nicht deswegen entziehen, weil sich das Risiko vergrößert. Vor allem aber: das Geheimnis wahren; niemand darf unsere Absicht kennen. Wer weiß, vielleicht muß ich sie doch noch aufgeben, wozu also die Leute unnötig beunruhigen.“

Während Sosnkowski die Befehle ausgab, die der Lage entsprachen, verabschiedete ich mich von den Zurückbleibenden... Ich betrachte mit einiger Rührung die Handvoll Leute, die nicht

mitkommen dürfen, und denke, wer weiß, welcher Teil in der Lotterie des Krieges das bessere Los zog.

Die Stunde ist da! ... Auf der Straße vor dem Wäldchen streckt sich die Kolonne Infanterie, die mit mir marschieren soll. Ich sehe mir die Leute an – unausgeschlafene Gesichter, häufig trockener Husten in den Reihen, aber die Augen blicken fröhlich. Schon ist unter den Leuten das Gerücht durchgesickert, daß wir vor die Front marschieren. Ein Abenteuer lächelt ihnen zu. An der Spitze der Kolonne Śmigły, der noch ein paar letzte Anordnungen trifft. Vorwärts! Wir brechen auf!

Wir bewegen uns zunächst in einer für die getroffene Entscheidung sozusagen unproduktiven Richtung, nach Nordosten, auf Żarnowiec zu. Ich muß so marschieren, wenn ich heute die mir auferlegte Aufgabe erfüllen will. Der Weg führt durch einen Forst. Die kleine Vorhut strebt voraus. Ich mache halt, um noch einmal die Kolonne der dem Tode Geweihten zu betrachten. Ich bin über alle Maßen zufrieden. Wir haben die österreichischen Vorposten hinter uns: ich bin frei wie der Vogel am Himmel, wie einst bei dem wunderschönen Marsch auf Kielce. Frei bin ich und beherrsche ein Stück Heimerde. So weit die Gewehre meiner Soldaten reichen – so weit erstreckt sich ein freies, unabhängiges Polen! Mich durchdringt ein ritterlicher Stolz, da die prächtigen, von mir erzogenen kleinen Soldaten in strammem Schritt an mir vorüberziehen. Das verfluchte Gespenst quält mich nicht mehr – der Gedanke an unser ritterliches Opfer, das einem mutlosen, versklavten Volke Mut einflößen sollte. Alles dies wird ausgelöscht von dem freudigen Gefühl der Freiheit und der Unabhängigkeit...

Die vorgeschickten Patrouillen mußten schon mindestens vier bis fünf Kilometer nach Osten vorgerückt sein; bisher waren keine Schüsse zu hören, auch keine Meldungen. Heute also ist der Korridor auf mindestens fünfzehn Kilometer weit völlig frei. Heute also hätte ich in ihm zum mindesten dreißig Kilometer weit durchschlüpfen können – erinnerten mich meine Gewissensbisse – und wäre fast im Bereich der Kanonen von Krakau. Morgen wird, wenn in diesen Korridor die Kavallerie einrückt, ein so großer Marsch unmöglich sein...

Bei Bojarski, dem Führer des I. Bataillons, finde ich Meldungen beider auf Żarnowiec angesetzten Patrouillen vor. Beide stie-

ßen noch vor Żarnowiec auf feindliche Patrouillen und hatten ein Scharmützel mit ihnen. Die südliche Patrouille schickte die Papiere und einen Teil der Uniform eines bei dem Scharmützel getöteten Kosakenunteroffiziers. Żarnowiec also ist von einer stärkeren Kavallerieabteilung besetzt, und aus den Erzählungen der Bevölkerung ergibt sich, daß dort am Abend Infanterie einmarschieren soll. Die Papiere des Unteroffiziers des 1. sibirischen Kosakenregiments sind ein wahrer Schatz.

Ein intelligenterer Bursche. Ausführlich, wenn auch mit vielen Schreibfehlern, hatte er in seinem Notizbuch Tag für Tag die Reihenfolge der Ereignisse aufgezeichnet. Leicht stellte ich daraus fest, daß ich eines der sibirischen Korps – an die Nummer erinnere ich mich im Augenblick nicht – vor mir habe; die ganze Marschroute von der Weichsel ab war in dieser Chronik beschrieben. Der arme Kerl! Er sieht sein schneebedecktes Heimatland nicht wieder!

Ich besitze also jetzt vortreffliches Material für meinen Bericht an die Division. In diesem Geländeabschnitt ist die Angelegenheit völlig geklärt:

„Das und das sibirische Korps erreichte auf seinem Vormarsch nach Südwesten am Abend des 9. November mit seiner Vorhut Żarnowiec. Patrouillen des 1. sibirischen Kosakenregiments haben Żarnowiec überschritten, sie wurden nach einigen erfolgreichen Scharmützeln von unseren Ulanenpatrouillen zurückgeworfen. In Żarnowiec erwartet man nach den Aussagen der Einwohner am Abend Infanterie. Die Papiere des gefallen Kosakenunteroffiziers füge ich bei.“

So ungefähr lautete mein Bericht. Ich fügte noch hinzu, daß ich meine Aufgabe nicht für beendet halte und zur Klärung der Lage bei Miechów südwärts der großen Landstraße Miechów-Wolbrom vorstoßen werde...

Endlich senkt sich die Dämmerung herab... Abmarsch. Die Marschkolonne formiert sich, ich nehme einige Führer – und wir marschieren auf Wolbrom! Der Weg ist ermüdend, schmutzig, voller Löcher, die um so unangenehmer sind, da es dunkel ist. Die Kolonne zieht sich schrecklich auseinander, alle Augenblicke müssen wir halten, um aufzuschließen. Ich marschiere sozusagen im Bereich des Feindes, ich muß also in der Nacht die ganze Abteilung geschlossen in der Hand haben...

Endlich begannen in der Dunkelheit die ersten Hütten von Wolbrom aufzutauchen... Wir marschieren ins Städtchen hinein, durchqueren es, und ich lasse die Kolonne beim Ostausgang des Ortes haltmachen. Ich verkünde eine Stunde Rast.

Da stehe ich also wieder fast an dem gleichen Ort, an dem ich tags zuvor meine wahnwitzige Entscheidung traf. Ich begegne Ulanen, einer Patrouille, die von Miechów zurückkehrt. Ihr Führer erstattet mir Bericht: er traf nirgends auf den Feind, war bis auf einige Werst an Miechów heran, von der Bevölkerung erfuhr er, daß Miechów bereits von einer starken Abteilung aller Waffengattungen besetzt ist... Also auch hier besteht mein erträumter Korridor. Ein wenig behagt mir die Tatsache nicht, daß in Miechów bereits Artillerie steht, ihre Deckung muß also irgendwo in unserer Nähe sein, aber ich tröste mich damit, daß es der Kavallerie zugeteilte Geschütze sein können. Übrigens werde ich den Hauptweg, die Landstraße Miechów-Wolbrom, noch in dieser Nacht verlassen...

Die zur Rast bestimmte Stunde ist vorüber... endlich ist alles bereit. Wir marschieren ab. Ich begeben mich mit dem Stabe an die Spitze, denn außer uns wenigen im Stabe weiß eigentlich niemand, wohin und warum wir marschieren... Wir ziehen durch einen Wald. Ich brenne vor Neugier, zu wissen, in welchem Zustand wir die Meierei antreffen werden, die Stelle, wo wir von der großen Straße nach Süden abbiegen. Endlich tauchen Gebäude vor uns auf. Ich lasse die Kolonne haltmachen und will nach vorn. Aber Śmigły fiel mir in die Zügel.

„Herr Kommandant! Das geht nicht! Ich führe die Vorhut, es ist meine Pflicht. Bitte warten Sie!“

Lieber Śmigły! Ich nicke zustimmend und bleibe bei der Kolonne. In meiner Erinnerung taucht plötzlich Krakau auf und der kleine Vortragssaal im „Schützenverein“. Mir fällt ein, daß ich – begeistert den Japanischen Krieg studierend – meinen Schülern den berühmten Nachtangriff der 10. Division auf den „Hügel mit den zwei Hörnern“ vorgetragen habe, eine der japanischen Heldentaten, die mich mit Bewunderung erfüllte. Bei diesem Vortrag stellte ich als Beispiel vernünftiger Organisation und innerer Disziplin der Japaner stets den Zwischenfall mit dem Marschall Nodzu heraus, dem Kommandanten der Armee, der die angreifende 10. Division angehörte.

Marschall Nodzu war, unruhig über das Gewehrfeuer, in das Dorf geeilt, durch das die Japaner marschierten und das die russischen Kugeln bestrichen: er wollte den Ereignissen näher sein. Der Divisionskommandeur erstattete seine Meldung und ersuchte dann den Marschall, sich zu entfernen, denn: „Seit wann ist der Platz des Armeeführers in der Feuerlinie?“ Nodzu gehorchte. Ich habe diesen Zwischenfall stets als Beispiel eines gesunden Verhältnisses zwischen Führer und Untergebenen dargestellt, wobei der Führer pflichtgemäßes Verständnis dafür besitzen muß, nicht nur die Pflichten, sondern auch die Rechte seiner Unterführer zu achten. Jetzt rief mich mein eigener Schüler Śmigły zur Ordnung.

Nach einem Augenblick kam die Meldung: „Der Weg ist frei, niemand zu sehen.“ Ich möchte springen vor Freude. Auch hier besteht also mein Korridor. Und zwar an dieser Stelle vielleicht sogar ein wenig breiter als in der Richtung auf Żarnowiec. Die österreichische Front verläuft also wahrscheinlich wirklich in südöstlicher Richtung. Wir biegen in den Wald ein und streben auf einem ziemlich steilen Seitenweg langsam dem Hügel zu. Man muß Rast machen lassen, die Kolonne muß aufschließen. Ich benutze die Gelegenheit, betrachte vor dem Austritt aus dem Wald noch einmal die Karte und mache meine Berechnungen.

Es ist drei Uhr vierzig, in zwei Stunden wird es bereits dämmern, dann müssen die Leute eine anständigere Rast bekommen. Denn wenn ich meinen Korridor auch noch so optimistisch berechne, so muß ich doch auf Scharmützel mit der Kavallerie gefaßt sein. Meine Leute müssen sich wenigstens etwas ausruhen. Bei dem Maß ihrer Ermüdung kann ich in diesen zwei Stunden nicht mehr als sechs, vielleicht sieben Kilometer vorrücken. Ich messe auf der Karte ab; nein, bis Czaple reicht das nicht. Und dabei wäre das so gut! Dort ist ein Gutshof, und ein großer dazu; man könnte ihn besetzen, so daß alles unter Dach und beisammen wäre. Und wir würden schon ein gutes Stück Weges hinter uns haben! Vielleicht schleppen wir uns mit Pausen dorthin? Noch ein Blick auf die Karte! Ein grüner Fleck in der Nähe zieht mein Auge an, der einzige Wald in dieser Gegend. Ulina-Mała! Ich liebe Wälder! Sie sind ein Versteck für den Schwachen! Wer weiß? Ich entschieße mich. Als Ziel – Czaple, wenn es nicht gelingt – Ulina-Mała.

Wir ziehen weiter. Der Kot auf dem Wege ist sehr hinderlich. Pferde und Leute sind schrecklich erschöpft, wir schleppen uns schläfrig vorwärts. Ich betrachte beim Morgengrauen die Umgebung . . . Der gewundene, enge Pfad, auf dem wir marschieren, führt nach Buk. Die ersten Hütten dieses Dorfes sind schon zu sehen. Es wäre gut, die Leute im Dorf ein wenig ausruhen zu lassen; gewiß gibt es dort Milch, mindestens Wasser. Aber es ist bereits Tag, und jede Seitendeckung der feindlichen, auf der Landstraße marschierenden Abteilungen mußte auf Buk stoßen. Also lieber nicht – wir müssen uns weiterschleppen. Das Gelände fällt nach Süden ab, in der Ferne ist ein Dorf zu sehen, das sich von Osten nach Westen zieht, hinter ihm eine dunkle Wand von Wald und Gestrüpp. Der Ostrand des Dorfes liegt noch erhöht, durch das Glas sehe ich, daß sich dort eine Art Vorwerk befindet. Das ist Uliua-Mała!

Ich reite in die Einzäunung des Dorfes Buk. Die Leute sind schon aufgestanden und betrachten mit Verwunderung die „Österreicher“, die sich eigentlich nach ihren – übrigens richtigen – Berechnungen jetzt nicht an dieser Stelle befinden dürften. Die Kinder blicken mit Neugier hinter den Pfeilern der Hütten hervor, die Hunde bellen laut. Inmitten des Dorfes sehe ich, wie eine Frau, von Kindern umgeben, im Augenblick, in dem sie uns erblickt, die Hände vors Gesicht schlägt . . . und bitterlich zu weinen beginnt. Neben ihr steht ein Greis und raucht seine Tabakspfeife. Ich nähere mich dieser Gruppe und steige vom Pferde. Diese plötzliche Verzweiflung der Frau interessiert mich, und übrigens muß ich ein wenig Erkundigungen einziehen.

„Warum weinen Sie, Frau?“ sage ich zu ihr. „Beruhigen Sie sich. Es wird Ihnen nichts geschehen!“

Keine Antwort, nur noch stärkeres Weinen. Die Kinder klammern sich an der Mutter Rock und senden von dort zu mir halb erschrockene, halb neugierige Blicke herüber . . . Ich wende mich mit der gleichen Frage an den Greis. Der Alte schweigt und spuckt gemessen. Ich bitte um Wasser. Mit tränenden Augen heißt die Frau den älteren Jungen Wasser holen, sie bietet sogar Milch an, aber ihre Verzweiflung verringert sich nicht. Ich frage nach der Örtlichkeit:

„Ist das dort unten im Tal Uliua-Mała?“

„Uliua, Herr, Uliua! . . .“, antwortet sie unter Tränen . . .

„Waren die Russen schon bei euch?“ fragte ich den Alten.

„Aber ja doch, Herr, sie waren schon da!“ antwortet er. „Gestern nachmittag kamen Kosaken. Sie waren bei uns, sie waren in Ulina-Duza. Sie waren da!“

Langsam erfahre ich, daß eine größere Patrouille hier war, die sich in der ganzen Gegend herumtummelte und ... weiter nach Westen abzog!

Ich vermag es nicht zu glauben, ich frage noch einmal... Meine schöne Voraussetzung von dem Korridor, auf der ich meinen Plan logisch aufgebaut hatte, erhielt plötzlich eine schwere Erschütterung. Gestern schon tummelten sich in diesem Korridor Kosaken, während ich sie erst heute mittag hier erwarte... Voller Unruhe im Herzen eilte ich zur Truppe. Sie muß auf der Stelle eine längere Rast erhalten, mindestens fünf bis sechs Stunden. Ulina ist dafür geeignet, ich habe ein wenig Wald zum Schutz für die weiteren Bewegungen. Aber man muß vorsichtig und wachsam sein.

Ich befahl dem I. Bataillon, das Vorwerk auf der Höhe zu besetzen. Ich legte dem Bataillonsführer Bojarski die Lage klar, befahl ihm Vorsicht und unaufhörliche Beobachtung des Geländes ringsum. Ich erwarte den Feind von Osten, also ruht eigentlich auf ihm, auf Bojarski, die Verantwortlichkeit für die Ungestörtheit der Rast, die wir so dringend benötigen. Keine unnötige Schießerei! ... Die Leute so versteckt unterbringen, daß sie von weitem nicht beobachtet werden können, keine Patrouillen aussenden, niemanden von der Bevölkerung herauslassen, alle Ankömmlinge zu mir schicken, damit ich sie ausfragen kann, Meldung über die kleinsten Beobachtungen! ... Im Dorf liegen das III. und V. Bataillon im Quartier; sie erhalten die gleichen Befehle. Am Westrande des Dorfes lagert die Kavallerie...

Es dauerte nicht lange, da schickte Bojarski eine schriftliche Meldung, daß am Horizont von Osten und Norden Reiter zu sehen seien, teils in Gruppen, teils einzeln. Ihr Marsch zielt deutlich nach Westen, uns nähern sie sich bisher nicht. Anscheinend marschiert bereits irgendeine Abteilung von Miechów auf Wolbrom! Bojarski sieht ihre Seitendeckung. Außerdem schickte Bojarski zwei Bauern, die aus dem Süden kamen.

Ich begann sie auszufragen, aber ihre Erklärungen verwirrten mir den Kopf. Czaple-Małe war schon gestern von den Russen

besetzt worden, sie rückten von dort nach Iwanowice weiter. Heute früh zogen sie – sehr zahlreich – mit Geschützen durch, die ebenfalls nach Iwanowice weiterfuhren. Sie waren sehr zahlreich. Es war Reiterei und Artillerie; auf Befragen erklären die Bauern, daß auch Infanterie mitmarschierte...

„Ach du großer Gott! Wohin ist mein Korridor verschwunden! Wie sollen wir uns aus der Schlinge ziehen?“ Mir wurde heiß. Das alles bedeutete doch, daß ich beim Marsch nach Süden die Wege kreuzen mußte, auf denen schon gestern die Russen marschierten. Mehr noch: Im Norden marschierte der Feind bereits ebenfalls vor. Ich stehe in der Mitte zwischen zwei feindlichen Vormarschlinien nach Westen: Miechów–Wolbrom und Czaple-Małe–Iwanowice. Ich mußte jeden Augenblick darauf rechnen, diese oder jene Seitendeckung oder schließlich irgendeine Requisitionspatrouille in Ulina zu begrüßen. Und dann? Dann war es so leicht, uns in ein paar Stunden geradezu zu Brei zu zerdrücken. Wir waren eine Handvoll Leute ohne Geschütze und ohne Maschinengewehre, sie konnten in wenigen Stunden eine Menge von allen diesen Waffen zur Verfügung haben.

Zur Bekräftigung einer solchen Einschätzung der Lage führte man mir einmal um das andere Bauern zum Ausfragen zu. Es gab keine Widersprüche. Immer klarer und genauer offenbart sich die nackte Wahrheit in ihrer ganzen Gräßlichkeit... Ich reiße mich zusammen, so gut es geht, entfalte die Karte und versuche zu denken.

Zunächst spüre ich nur ein Summen und Sausen in den Ohren, vor den Augen dreht sich alles, der Puls hämmert in den Schläfen, ein völliges Durcheinander erfüllt den Kopf. Irgendwo aus den Tiefen meines Gedächtnisses steigt der Vers Molières auf: „Tu l’as voulu, Georges Dandin!“ Ich schüttle den Kopf und wiederhole ein paarmal gedankenlos: „Tu l’as voulu, Georges Dandin!“...

Im ersten Augenblick konnte ich mir außer Selbstvorwürfen und abgerissenen Gedanken darüber, daß mein Korridor verschwunden ist, nichts anderes abzwängen. Der erste gesündere Gedanke war das Aufglänzen einer Hoffnung, daß es vielleicht doch noch nicht so schlimm ist und daß die von den Zivilisten gegebenen Berichte vielleicht nicht ganz glaubwürdig sind. Soll ich sofort Patrouillen ausschicken?

Schon wollte ich eine Kavallerieordonnanz rufen, um die Befehle zu erteilen, aber ich hielt mich zurück. Wenn meine optimistischen Hoffnungen auf einer realen Grundlage beruhen, dann kann ein späteres Ausschicken der Patrouillen nicht schaden. Sie erfüllen ihre Aufgabe ebensogut um ein Uhr oder später. Wenn ich mich jedoch, was am wahrscheinlichsten ist, mit einer pessimistischen Beurteilung der Lage abfinden muß, dann sind Patrouillen sogar gefährlich. Sie laden mir den Feind, der bisher zum Glück an mir vorbeimarschiert, erst auf den Hals. Nein – ich muß meine Zweifel für mich behalten und darf die Lage nicht vorzeitig zu klären versuchen.

Ich begann mich ein wenig zu beruhigen, der Kopf fing an zu arbeiten. Vor allem Ruhe! Weg mit allen tragischen Möglichkeiten – für sie wird Zeit sein, wenn sie in ihrer ganzen Größe vor unseren Augen stehen. Ich werde es verstehen, in Ehren zu sterben, wenn auch unter anderen Umständen, als ich sie begehrt hätte – und meine Jungens mit mir. Es ist bitter, ein solches Los des Krieges! Prüfen wir also die Lage, als wäre sie einfach eine taktische Aufgabe, die fern von den Kugeln und fern vom Feinde gelöst werden soll . . .

Ich muß auf das bauen, was ich bei den Russen beobachtet habe. Ihre schwache Seite besteht darin, daß sie sich schlecht sichern, sich schlecht verschleiern und vom Patrouillendienst wenig verstehen. Das muß ich ausnützen. Wenn ich nach Westen marschiere, bewege ich mich hinter oder mitten in ihrer Vorhut, die überaus vorsichtig und wachsam sein muß. Marschiere ich ein wenig nach Osten, auf Krakau zu, dann gehe ich ihrem Gros entgegen. Diese Truppen sind davon überzeugt, daß ihre Vorhut das ganze Gelände geprüft hat, sie haben also keine Veranlassung, besonders vorsichtig zu sein. Es wird leichter sein, ihnen nicht ins Auge zu fallen, leichter, an ihnen vorüberzuschlüpfen. Vor Krakau werde ich eine neue Sorge haben. Krakau flankiert als Festung den Vormarsch der Russen nach Westen, sie mußten sich also gegen die Festung sichern . . . Ich werde mir den Weg nach Krakau mit dem Bajonett bahnen müssen. Ich entscheide mich also endgültig dafür, die Richtung auf Krakau beizubehalten.

Ich möchte nicht behaupten, daß mir diese Entscheidung so leicht fiel wie eine Problemlösung in aller Ruhe, wenn man weder an Gefahr noch an den Feind zu denken braucht. Gewiß nicht!

Ich war mir des ganzen Ernstes unserer Lage vollauf bewußt, ich war körperlich und moralisch erschöpft infolge des völligen Zusammenbruchs der bisherigen Grundlage meines Planes: eines freien oder fast freien Korridors in Richtung Krakau. Ich fühlte mich am ganzen Körper von Frösten geschüttelt, von Zeit zu Zeit verweigerte der Kopf jede Arbeit, quälte mich mit Selbstvorwürfen und drehte sich wie ein Eichhörnchen im Kreise ständiger Widersprüche, aus denen es anscheinend keinen Ausweg gab... Mir war schwer ums Herz, so schwer, wie vielleicht nie zuvor im Krieg und nie später. Aber schließlich gelangte ich zu einem Entschluß, zu einer Entscheidung, die natürlich zahllose Widersprüche in sich barg. Ich tröstete mich damit, daß ich diese oder jene Einzelheit nach dem Abmarsch der Patrouillen nachträglich verbessern kann, wenn die Lage bereits etwas geklärt ist und ich nicht mehr in völliger Dunkelheit herumirre. Die Patrouillen sollen um drei Uhr abgehen; sie können etwa um vier bis halb fünf Uhr zurückkehren, also gerade zu Beginn der Abenddämmerung dieses Herbsttages, wenn wir zum Abmarsch aus Ulina bereit sein werden...

Um drei Uhr gebe ich Belina, nachdem ich ihm die Lage erklärt habe, den Befehl. Die erste Patrouille auf Czaple, die zweite auf Władysław. Das sind die Richtungen, in denen ich marschieren will... Die dritte Patrouille soll nach Westen vorstoßen... Abmarsch der Patrouillen sofort. Meldungen direkt an mich.

Die Patrouillen sind abgegangen. Mit aufs äußerste gespannten Nerven lausche ich, ob ich irgendwo Schüsse höre. Fast jede Minute, die schweigend vergeht, bedeutet für mich freien Raum zum Manöver, zur Bewegung. Viele Minuten verfließen, ich beginne aufzuatmen. Es ist also noch etwas freier Raum vorhanden. Und obwohl ich mit Bitterkeit denke: Genug Raum für deine Hekatombe! – lasse ich mir mit Erleichterung vor dem Abmarsch Tee reichen.

Natürlich! Kaum habe ich einen Schluck heißen Tee getrunken, hallt ein Schuß herüber, dann ein zweiter, und zwar ganz aus der Nähe, als ob es im Dorf wäre. Ich sage mir wütend, daß das sicher einer unserer Leute ist, dem aus Unvorsichtigkeit beim Entladen das Gewehr losging. Aber nein! Das war es nicht! Bald tönt von Westen eine lebhaftere Schießerei herüber, von Zeit zu Zeit durch eine unregelmäßige Salve unterbrochen. Der Stabs-

chef springt wie wild aus der Hütte. Die Schüsse hallen aus dem Westen herüber! Nun also, denke ich – und von neuem erinnere ich mich an diesen verfluchten Vers: „Tu l’as voulu, Georges Dandin!“

Einen Augenblick später laufen die Meldungen ein: „Kosaken greifen das Dorf an, mehrere Sotnien!“ „Sie folgten Wieniawa, der mit seiner Patrouille auf Iwanowice vorging.“ Endlich eilt der Stabschef herein, er hatte die Lage bereits überblickt: „Es sind nicht mehr als zwei Sotnien, Kosaken aus dem Kuban in Tscherkessenmützen. Ich gab den Befehl, eine Kompanie des III. Bataillons als Sicherung ausschwärmen zu lassen; sie greifen schwach von Westen her an...“

Die Bauern hatten also doch die Wahrheit gesagt! Ich trete auf den hinteren Gang hinaus, von dem aus ich den westlichen Teil des Dorfes vortrefflich überblicke, der sich ein wenig talabwärts dehnt... Die Schießerei nimmt ab, um sich wieder ein wenig zu beleben, verliert aber mit jedem Augenblick an Heftigkeit. Keine große Sache, scheint mir. Wenn diese scheußlichen Kerle nur nicht Verstärkungen gegen uns heranzuführen! Wir müssen uns mit dem Abmarsch beeilen. Schon sind wir entdeckt! Und bisher noch keine Spur von einer Meldung, weder aus Czaple noch aus Władysław.

Ich brenne vor Fieber und Ungeduld; meine Kehle ist unaufhörlich trocken, obwohl ich bereits das dritte Glas Tee trinke. Die Schießerei im Westen hat aufgehört. Die alten Zweifel gehen mir durch den Kopf, die schwärzesten Vermutungen und Annahmen.

Aha! Einige Schüsse im Süden. Ich lausche; – von neuem völlige Stille. Nach einem Augenblick die Meldung: „Im Süden, auf der Straße, die von Czaple nach Westen führt, zog irgendeine Kolonne mit schweren Fahrzeugen, vielleicht Artillerie; in der Dämmerung im Walde war nichts zu erkennen, nur hörte man russische Gespräche. Die Unsrigen beschossen die Abteilung, es entstand große Verwirrung in der Kolonne, alles begann sich nach Osten zurückzuziehen. Der Weg ist jetzt frei!“...

Wir marschieren ab. Der letzte Akt unserer Tragödie – oder Komödie, ich weiß es noch nicht! – beginnt. Durch den Kopf rauscht mir wie Wein noch einmal die ganze Reihe meiner Zweifel, die ganze Bürde der Verantwortung...

Wir marschieren auf der kotigen Straße. Vor uns, einige zehn

Schritte entfernt, die Spitze mit fünf Leuten der 1. Kaderkompanie, mit dem Offizier voran. Am Dorfausgang erwartet mich der Stabschef mit zwei Ordonnanzoffizieren. Er bittet, zu warten, bis sich die ganze Kolonne zum Marsch formiert hat. Wir sollen tausend Schritt vorrücken und haltmachen. Das würde genügen, um die ganze Kolonne aus dem Dorf herauszuziehen.

Wir machen diese tausend Schritt und bleiben in Erwartung der Meldung des Stabschefs stehen. Mich erfaßt von neuem dieses wundervolle Gefühl, das ich schon beim Ausmarsch aus Wolbrom empfand. Ich bin völlig Herr meiner selbst, der Verstand arbeitet lebhaft und klar. So muß, sage ich mir, allen großen und kleinen Abenteurern zumute gewesen sein, wenn sie an die Durchführung ihrer Absichten herangehen, wenn sie nach der Überschreitung des Rubikons ihrer Zweifel sich sagen: „Alea jacta est!“ Ich blicke zurück. Zur Rechten, also gegen Westen, lodern am wolkigen Himmel die Flammen einer nahen Feuersbrunst. Ich höre die Soldaten untereinander flüstern: „Dort sind die Kosaken!“

„Ach du lieber Gott!“ fühlte ich mich zu sagen versucht. „Wo in der Nähe gibt es jetzt keine?“ ... Wir rauchen inzwischen die letzten Zigaretten zu Ende; später, während des Marsches, darf befehlsgemäß nicht geraucht werden. Endlich kommt Kasprzycki mit der Meldung, daß alles bereit ist. Wir brechen mit mindestens einer Stunde Verspätung auf. Der Marsch führt durch Wald. Vor uns sehe ich die Spitze in lebhafter Bewegung ... Wir ziehen an einer Wegekreuzung vorüber, passieren den letzten Vorposten, der aus einigen Reitern bestand, und rücken auf ungesicherten Wegen vor ... Ich betrachte die Kolonne, die hinter mir marschiert, und verstehe ihren seelischen Zustand. Die Soldaten wissen, in welcher Lage sie sich befinden. Übrigens mußten ja die strengen Marschvorschriften, das Verbot, sich hinzulegen, Kotpfützen zu umgehen, mit einem Wort: alle diese ungewöhnlichen Anordnungen selbst im beschränktesten Gehirn den Gedanken wachrufen, daß es sich um etwas Außergewöhnliches handelt. In den Reihen, in denen sonst lebhaft geplaudert wird, herrscht Schweigen ... Wie Geister rücken wir im Gelände vor. Ich fühle, daß die Kolonne entschlossen ist, sich bis zum Äußersten zur Wehr zu setzen.

Nach einiger Zeit wird der Wald spärlicher, vor unseren Augen

öffnet sich eine weite Lichtung. Ich sehe einen hellen Streifen Weges, der unsere Straße kreuzt . . . An der Kreuzung selbst steht auf einer kleinen Anhöhe eine Hütte, westwärts von ihr eine Reihe anderer. Weiter ist unser Weg gegen Osten durch Wald gedeckt, nach Westen zu dehnt sich offenes Gelände. Auch hier herrscht Ruhe. Die Augen schweifen nach allen Richtungen, ohne etwas zu bemerken, die Ohren hören nichts Verdächtiges. Hinter mir der gleichmäßige Schritt der Infanteriekolonne. Wenn der Feind hier stände, müßte er bereits alarmiert sein. Und doch sind die Wagen und Geschütze gerade diesen Weg entlang gezogen, nicht weit von hier waren die Schüsse gefallen.

Die Spitze schiebt sich rasch zur Hütte vor, zwei, drei Schritt hinter ihr ich und Śmigły, die Kolonne zwanzig, dreißig Schritte hinter mir. Ein gebahnter, breiter Fußpfad, fast ein Weg, führt auf die Anhöhe, dicht an der Hütte vorüber. Wir folgen ihm. Plötzlich, als die Spitze sich der Ecke der Hütte nähert, höre ich eine grobe, tiefe Stimme die wohlbekannten Worte einer russischen Schildwache rufen: „Halt, wer da?“

Ich sehe die Spitze eine Sekunde lang zögern und sich ein paar Schritte zurückziehen, so daß auch ich einige Schritte bergab zurückweichen muß. In der Hütte höre ich laute Bewegung, Schreie. Schon befahl Śmigły: „Zweite Kompanie, vorwärts, die Häuser durchsuchen!“ Einen Augenblick später hören wir galoppierende Pferde, die sich in südwestlicher Richtung entfernen – dann eine Reihe von Schüssen, die Kugeln pfeifen ganz nahe vorbei. Die Spitze war bereits in der Hütte. Ein wenig zu spät, es war niemand mehr da . . .

„Weitermarschieren!“ sage ich zu Śmigły . . . Diese paar Minuten bleiben für immer in meinem Gedächtnis . . . Daß dieses Mal mein Beschluß uns nicht zum Unglück ausschlug, ist noch keineswegs ein Beweis dafür, daß mein Befehl vernünftig war. Zweifellos war er der riskanteste Ausweg von allen möglichen Kombinationen, die sich boten. Hätten wir einen willensstärkeren Feind vor uns gehabt, so würde uns mein Entschluß teuer zu stehen gekommen sein. Er hatte nur das eine für sich, daß er sehr einfach war und daß seine Ausführung am wenigsten Zeit erforderte. Das war, wie mir scheint, sein größter und nicht unbedeutender Vorteil. Denn wir hatten tatsächlich nicht viel Zeit zu verlieren . . .

Ich hatte noch einige scheußliche dreißig Kilometer vor mir, die ich nur in der Nacht bewältigen konnte. Dazu noch am Morgen einen Kampf mit den Russen in Aussicht, die, wie ich annahm, irgendwo gegen die Krakauer Forts sichern müssen. Ich mußte mich also beeilen...

Wir biegen von der Straße nach rechts ab, auf ein frisch gepflügtes Feld, und beginnen langsam eine Anhöhe anzusteigen. Was für ein krasser Unterschied zwischen dem Marsch auf der Straße und dieser Mühsal querfeldein über wegelose, gepflügte Felder. Die Füße versinken in den Furchen, die weiche Erde klebt an den Stiefeln. Tatsächlich, wenn es nicht unbedingt notwendig gewesen wäre, sich zu beeilen, wenn unsere Nerven nicht bis aufs äußerste angespannt gewesen wären, – weder meine Soldaten noch ich hätten uns bei diesem wilden Marsch auf wegelosem Gelände Rat gewußt. Wir hätten mit Sicherheit alle zehn Minuten ausgeruht. So aber ging es fast ohne Rast vorwärts. Als mir vor lauter Erschöpfung das Herz ein wenig zuzusetzen begann, blieb ich, ohne die Kolonne anzuhalten, einen Augenblick stehen, um tiefer und ruhiger zu atmen. Das bot mir ein paarmal die Möglichkeit, die Kolonne, die sich die Anhöhe hinaufwand, zu betrachten. Ein eigenartiger Anblick! Eine kaum wahrnehmbare graue Schlange kroch auf gleichfalls grauer Erde hinauf. Es herrschte völlige Ruhe. Ein wenig abwärts, links von uns, versank im silbergrauen Nebel, gleichfalls in Schweigen eingehüllt, das Dorf Władysław. Ich sah, daß die Soldaten, wie ich selbst, nach links schielten, auf das Dorf, in dem sie die Russen vermuteten. Jeder bemühte sich, so leise wie möglich zu gehen, fast marschierte man auf Zehenspitzen. Ich bemerkte niemanden, der die Reihen verließ – wie sonst bei jedem Marsch. Die Kolonne glich nicht mehr einer Masse von Einzelwesen, sondern verschmolz zu einem einheitlichen Körper, der sich in schönen Windungen vorwärtsschlängelte.

Von der Höhe begannen wir auf einem sehr steilen Pfad in eine tiefe Schlucht hinabzusteigen... Lange Zeit marschierten wir durch diese Schlucht; ich schätze, daß sie nicht weniger als zweieinhalb Kilometer lang war. Ich orientierte mich, daß wir trotz der Windungen in der erforderlichen Richtung gehen: parallel zum Dorfe Władysław, nach Südosten. Das war der romantischste Teil unseres romantischen Marsches. Eingezwängt in eine

enge Schlucht mit steil herabfallenden Hängen, konnten wir uns einbilden, eher in den Bergen als in der polnischen Ebene zu marschieren. Es war hier ein wenig dunkler, geheimnisvoller und sozusagen sicherer. Ich mußte bei diesem sonderbaren Gefühl der Sicherheit in einer engen Schlucht über mich selbst lachen; denn mein Verstand sagte mir etwas völlig anderes. Gerade in dieser dummen Schlucht konnte uns die kleinste feindliche Abteilung die größten Verluste zufügen. Ich beeilte mich also, so schnell wie möglich auf offenes Gelände herauszukommen . . .

An unserem Wege fanden wir an einer breiteren Stelle der Schlucht zwei Hütten . . . Ich trat selbst in eine der Hütten ein. Während ich auf den Wirt wartete, der sich ankleidete, rauchte ich mit Wonne noch eine Zigarette. Hier schließlich entschied ich die endgültige Richtung unseres Marsches. Einige Fragen überzeugten mich, daß die Hauswirte berufsmäßige Schmuggler sind. Dieses Abenteuer, uns mitten durch die russischen Linien zu führen, gefiel ihnen außerordentlich. Sie erzählten mir, daß auf der Straße Słomniki-Skała viele Truppen nach Westen gezogen seien . . .

Ich suchte mir auf der Karte ein Wäldchen bei Widoma aus, unweit der Straße Krakau-Miechów, und beschloß, dorthin zu marschieren. Vorher mußte man die Straße Słomniki-Skała überqueren. Ich befahl dem Führer, uns so über die Felder zu führen, daß wir die Straße gerade in der Mitte zwischen den beiden Dörfern kreuzen, die, wie ich annahm, von den nach Westen marschierenden russischen Truppen besetzt sein mußten.

Auf Grund meiner bisherigen Erfahrung mit den Russen nahm ich an, daß mir das gelingen würde, sofern wir noch bei Nacht dorthin gelangen. Mit dem Gehölz, das ich erreichen wollte, um meinen Leuten eine Ruhepause zu gewähren, war natürlich alles eine Frage des Glückes. Entweder stieß ich dort auf die vor Krakau vermuteten russischen Sicherungslinien und greife den überraschten Feind, der in seinem Rücken keine Gefahr vermutet, sofort mit dem Bajonett an, um mir den Weg nach Krakau zu bahnen – oder aber, wenn ich Glück habe, mache ich im Wald nach diesem höllisch ermüdenden Marsch eine Rast von einer oder anderthalb Stunden . . .

Unsere Schlucht beginnt breiter zu werden . . . Der Führer weist nach rechts und sagt, daß wir in dieser Richtung nach Iwanowice kommen würden; statt dessen müssen wir aber jetzt die

Schlucht verlassen, um den Weg zu gewinnen, der von Władysław nach Celiny führt, wo – wie man mir versichert – russische Kavallerie nächtigt. Von diesem Weg aus ziehen wir querfeldein, direkt auf die Straße zu, die von Słomniki nach Skąta führt.

Der Ausgang aus der Schlucht ist noch steiler als der Abstieg... Endlich stehe ich erschöpft auf der Höhe und werfe prüfende Blicke nach allen Seiten. Zur Linken sehe ich im Nebel die letzten Hütten von Władysław, hundert Schritte vor mir eine Reihe Bäume, die wahrscheinlich an einem Grenzrain stehen, – rechts die Gabelung der Schlucht – und hinter ihr weite, graue, gepflegte Felder. Wir rücken vor. Hinter mir kriecht mühsam Kompanie um Kompanie aus der Schlucht heraus. Plötzlich knallen zu unserer Linken Gewehrschüsse, einer, zwei, dann mehrere zugleich. Die Kugeln pfeifen nicht über uns hinweg, es wird also nicht in unsere Richtung geschossen. Alles erstarrt. Unwillkürlich hebe ich die Hand, um die Kolonne anzuhalten. Ich höre Śmigłys geflüsterten Befehl: „Nieder!“ Soldaten und Führer sind verschwunden, sie liegen platt am Boden.

Ich krieche mit Śmigły vor die Spitze bis zu den Bäumen vor, dort lege ich mich hin und begann sorgfältig die silbergraue Ebene zu prüfen... Zur Linken, auf Władysław zu, nichts zu sehen; vor uns ebenfalls nichts. Ich wende die Augen nach rechts... und sehe deutlich einige hundert Schritt von mir entfernt einige Reiter. Sie reiten im Schritt, einer an der Spitze, mehrere Schritte hinter ihm folgen noch drei. Ich stelle fest, daß es niemand von uns ist; über ihnen sehe ich im Nebel einen langen, dünnen Strich, der sich gen Himmel hebt – Lanzen, mit denen die gesamte russische Kavallerie bewaffnet ist, während unsere Ulanen und die österreichische Kavallerie keine besitzen. Von neuem schießen mir tausend Gedanken durch den Kopf, um die schwere Frage zu beantworten: „Was nun?“

Unter dem Ansturm der Gedanken schließe ich die Augen, um den Befehl, den ich in diesem Augenblick erteilen muß, besser zu überdenken und – Bestürzung und Erleichterung zugleich! Die geschlossenen Augen sehen das gleiche Bild: die silbergraue Ebene und auf ihr wie geräuschlose Geister die berittenen Gestalten, die sich uns nähern.

„Zum Teufel! Das fehlte gerade noch! Ich sehe Gespenster!“

Ich reiße alle Willenskraft zusammen, kneife mich und öffne

die Augen. Nein, es ist nichts da, ich sehe nichts. Ich überlege einen Augenblick und schlage mich vor die Stirn.

„Esel!“ sage ich mir, „du würdest doch bei diesem Dämmerlicht, wenn du schon die Lanzen siehst, bestimmt auch die Tritte der Pferde gehört haben! Es ist doch aber still. Keine Zeit verschwenden!“

„Es ist nichts!“ flüstert im gleichen Augenblick Śmigły. „Sollen wir wieder aufbrechen? Was meinen Sie, Kommandant?“

„Natürlich, aufbrechen!“ sage ich ganz laut, um diese unheimliche Atmosphäre zu durchbrechen.

Wir marschieren weiter und kommen auf einen Weg, dem wir aber leider nur ein sehr kurzes Stückchen folgen können. Da zu unserer Linken die Lichter von Celiny aufglänzen, biegen wir nach rechts ab, auf ein weites, gepflügtes Feld... Um mich abzulenken, denke ich an die Russen, die wir hinter uns gelassen haben. Von allen Seiten alarmiert, werden sie sich sammeln und uns bei Ulina suchen. Sie werden dumme Gesichter machen, wenn sich zeigt, daß der Vogel ausgeflogen ist. Und diese Gewehrschüsse hinter uns! Bestimmt erkennt vor Erregung jetzt in der Nacht einer den anderen nicht und sie beschießen sich gegenseitig. Diese Gedanken bereiten mir eine Erleichterung. Dem Feinde einen solchen Schabernack anzutun!

Ich blicke auf die Uhr — bald fünf! Oho! In Kürze dämmt der Tag. Wie steht es mit unserem Weg? „Führer! Haben wir noch weit?“

„Wir sind fast an der Straße Słomniki—Skala“, antworten sie mir flüsternd. „Wir werden gleich die Häuser sehen.“

Tatsächlich. Das silberne Licht des Mondes ist schon verblaßt und weicht dem eintönigen Grau der Dämmerung. In diesem grauen Halbtage unterscheide ich zur Rechten und zur Linken die Häuser beider Dörfer, zwischen denen wir die große Straße zu überschreiten haben.

Vergessen alle Ermüdung!... Wir verlangsamten unseren Schritt, um uns besser zu orientieren. Auf der Straße, an der Stelle, wo wir sie kreuzen sollen, ist niemand zu sehen — sie ist leer. In den ersten Häusern im Dorf zur Rechten herrscht Bewegung. Die Lichter der Laternen wandern hin und her... Ihre Zahl ist sehr groß; es muß entweder Train oder Artillerie sein...

Wir setzen den Fuß auf die geschotterte Straße, überschreiten

sie und versinken aufs neue in gepflügtem Acker. Wir wenden uns nach Osten. Ein paarmal blicken wir uns um, ob das Dorf alarmiert ist. Nein, alles still und ruhig. Die ganze Kolonne, einen Kilometer tief, schlüpft über die Straße. Uff! Von weitem sehe ich einen grünen Strich Wald – das nächste Ziel meines Marsches. Es ist Zeit, höchste Zeit! Es ist fast völlig hell, zumal die Wolken sich zerstreut haben; der Himmel ist klar.

Längs der Krakauer Straße, wie man sie im Königreich nennt, oder der Warschauer Straße, wie man sie in Krakau nennt, ziehen sich Telegraphenstangen. Keinerlei Bewegung auf ihr festzustellen. Ich springe über den Graben, klettere auf die Straße hinauf, werfe einen neugierigen Blick auf das Dickicht des nahen Waldes und erwarte einen Anruf oder Schuß. Aber nein, nichts! Bald verbirgt sich die ganze Kolonne in raschem, lebhaftem Schritt im Wald.

Ach, welche Erleichterung! Komme, was mag! Das Abenteuer ist noch nicht beendet. Bis Krakau sind noch sechzehn Kilometer, und ich weiß nicht, was mir auf dem Wege zustößt. Aber – wir können jetzt sicher ausruhen. Es ist nicht so übel auf der Welt!

Ich erteile Befehle, den Wald von allen Seiten zu sichern, ordne Rast an, die Waffen bei der Hand, lasse die Gewehre laden – und endlich ausruhen. Ausruhen und eine Zigarette rauchen! Auf allen Gesichtern sehe ich freudiges Lächeln. Bei jemandem findet sich kalter Tee in der Feldflasche, die Offiziere breiten für mich Mäntel auf die Erde hin. Ich strecke mich aus, trinke Tee, rauche und lache fröhlich, wie die andern, die Sonne an, die eben am klaren Himmel emporsteigt. Vergessen sind alle drückenden Sorgen, vergessen die Qual der Entschlüsse und Zweifel. Es ist so herrlich, auf dieser göttlichen Welt zu leben . . .

Vom Lärm eines Schusses wache ich auf – ich erwache und bin nicht sicher, ob ich es geträumt habe oder ob wirklich jemand schoß . . . Schon eilen die Offiziere, um festzustellen, was geschehen ist. Ich lausche, der Wald hallt wider von jugendlichem Lärm und fröhlichem Stimmengewirr. Ich hatte den Eindruck, mit einer Schule auf einem Maiausflug zu sein . . . Alle waren davon begeistert, daß wir uns so nahe bei Krakau befinden; keiner wollte verstehen, daß wir vielleicht auch jetzt noch mitten unter feindlichen Truppen stehen. Ich sprang auf, um diese Maiausflugsstimmung zu verscheuchen.

Ich befahl, die Bataillone zu sammeln und gab allen den Be-

fehl, marschbereit zu sein, keinen Lärm zu machen, kein Feuer anzuzünden. Die Offiziere haben sich zu ihren Abteilungen zu begeben... Vor allem muß eine Ulanenpatrouille auf Krakau vorstoßen, direkt auf der Straße nach Michałowice. Wenn sie nicht auf die Russen stößt, dann soll sie die nächsten Vorposten verständigen, daß sie nicht auf uns schießen, wenn sie eine Infanteriekolonnie sich der Festung nähern sehen. Zehn Minuten später soll die Vorhut folgen, eine Kompanie Infanterie, und wenn auch auf sie niemand schießt, der Rest in Marschkolonnie auf der Straße nach Krakau. So wird es am besten sein...

Endlich war es so weit!... Ein Zug Kavallerie setzte auf die Straße und jagte sofort in scharfem Trab auf Krakau. Keine Schüsse. Ich lasse die Kompanie der Vorhut abmarschieren und formiere im Walde die Kolonne. Es ist Zeit! Aufs Pferd und aus dem Wald heraus! Die Stute setzt leicht über den Graben am Straßenrand, ich bin auf der Straße – und in diesem Augenblick pfeift mir eine Kugel über den Kopf, ein Schuß von hinten. Ich blicke nach rechts und links und – tatsächlich – ein Lachen packt mich.

Auf der Straße dort oben jagen meine Ulanen schon an den ersten Häusern von Michałowice vorüber. Ich sehe inmitten der dörflichen Häuser ihre Czapkas aufblitzen, – beiderseits der Straße flüchten eilig einzelne Gruppen von Reitern auf die nahen Anhöhen. Das sind Russen. Meine Vorhutkompanie hat sich bereits ziemlich weit vorgeschoben, aber ihr Gros machte bei den ersten Häusern halt und führte dort eine mir unverständliche Bewegung aus. Hinter mir ist bereits die Marschkolonnie meiner Bataillone aus dem Wald herausgetreten. Von Zeit zu Zeit schoß aus dem Hintergrunde, von Słomniki her, irgendein hartnäckiger unsichtbarer Russe auf uns. Die Kugel pfiff über uns hinweg und verlor sich im Raum. Hoch über allem überschwemmt die Sonne mit heiterem Glanz die ganze Welt.

„Vorwärts! Auf alle Fälle bei den ersten Häusern zwei Kompanien gegen beide Flanken ausschwärmen, hinter den flüchtenden Reitern hinterher, damit sie nicht haltmachen und die Kolonne beschießen können. Eine Kompanie bleibt unmittelbar bei diesen Häusern einige gute hundert Schritte als Nachhut zurück.“

Ich selbst eile vorwärts, um die Ursache des Stehenbleibens der Vorhut festzustellen. Ich brauche nicht zu fragen: meine Leute

schleppen Gefangene aus den Häusern. Wie sich herausstellte, verbargen sich beim ersten Vorstoß des Zugs Ulanen einige Russen in den Häusern, während die übrigen aus den Hütten rechts und links der Straße flüchteten.

Kurzes Verhör. Es sind ihrer acht, drei von ihnen gehören zur 21. Division des III. kaukasischen Korps; sie hatten sich auf der Suche nach ihrer Division verirrt und bei den Kameraden von der Garde genächtigt. Die anderen gehörten zum finnischen Garderegiment, und zwar zur sogenannten Jäger- oder Kundschafterkompanie, die zum Patrouillendienst und zur Deckung des Regiments gegen Krakau vorgeschickt war, das bei Słomniki stand...

„Weiter! Nehmt sie mit! Vorwärts!“ Denn dort vor uns waren von neuem Schüsse zu hören. Mein Zug Kavallerie muß sich im Kampf befinden.

In schnellem, lebhaftem Schritt rücken wir vor, die Kompanien schwärmen seitwärts aus; ich sehe, wie ihre Schützenlinien sich der Höhe nähern. Wir müssen uns dort oben an der früheren Grenze sammeln. Inmitten des Dorfes Michałowice halten ein paar Kavalleristen, die ebenfalls Gefangene aus der Garde gemacht haben, aus dem gleichen finnischen Regiment. Sie haben zwölf gefangengenommen, darunter einen Verwundeten; außerdem sind zwei gefallen. Es waren noch mehr Russen hier, aber sie hatten sich, überraschend im Rücken angegriffen, zerstreut. Bei uns keine Verluste. Der Leutnant eilte mit dem Rest des Zuges weiter, der Festung zu, um seine Aufgabe zu erledigen. Ich habe also zwanzig Gefangene und einige Pferde noch unmittelbar vor Krakau erwischt.

Das war also die russische Sicherung gegen Krakau, vor der ich mich vorher bei meinen Überlegungen so sehr gefürchtet hatte! Am ergötzlichsten aber war die Tatsache, daß ich unbemerkt zwischen der Vorhut des Regiments und dem Regiment selbst in den Wald geschlüpft war. Mehr noch: ich hatte in diesem Wald anderthalb Stunden einige hundert Schritt von dem Nachtlager der finnischen Gardisten entfernt gerastet, unweit der Stelle, von der sie gegen die Festung Patrouillen ausgeschickt hatten. Man mußte tatsächlich, damit ein solches Stückchen gelingen konnte, einerseits Glück haben, andererseits aber solche Feinde, die ihre Pflicht so schlecht erfüllen!

Auf der Höhe, bei dem früheren russischen Zollamt, brauchte

ich eine gute halbe Stunde, um das Sammeln der ganzen Abteilung abzuwarten. Die Gefahr war vorüber, ich stand hier bereits unter dem Schutz der Krakauer Geschütze... Unser ganzer toller Streich mit dem Marsch quer durch ein feindliches Korps und durch die Vorhut eines zweiten Korps hatte uns nicht die geringsten Verluste gekostet.

Heute, nachdem ein paar Jahre verflossen sind, kann ich mich beim nüchternen Nachdenken über diesen Durchbruch bei Ulina von dem Gefühl nicht befreien, daß ich eine Fabel aus Tausendundeiner Nacht erlebte. Unwillkürlich frage ich mich ständig, wie das möglich war, obwohl es doch durchaus unmöglich erschien. Vor allem stützte sich mein, wie ich früher schon betonte, aus politischen Beweggründen gefaßter Entschluß auf eine falsche Voraussetzung der Kriegslage, nämlich auf das Bestehen eines Korridors zwischen den feindlichen Armeen. Ich möchte hinzufügen, daß viele, sehr viele berühmte Kriegstaten ihr Entstehen lediglich falschen, den Tatsachen nicht entsprechenden Vermutungen über den Feind verdanken, Vermutungen, die die Durchführung eines Entschlusses erleichtern. Nun, und dann, wenn „le vin est tiré“, folgt der Zwang des Müssens – „il faut le boire“...

Ich kann mich der Verwunderung nicht erwehren, daß eine Abteilung von zweitausend Leuten ungestört inmitten des Feindes einen ganzen Tag verbringen konnte und dann eine ganze Nacht mitten durch ein Armeekorps hindurchzumarschieren vermochte, das sich in der Nähe des Feindes im Vormarsch befand. Was für ein geradezu ungewöhnlicher Leichtsinnszug im Kriege, dieser schlecht funktionierende Patrouillen- und Wachdienst! Das war es eigentlich, was zu unserer Rettung ausschlug...

Eine zweite Ursache für das Gelingen unseres Handstreiches war zweifellos die Haltung der ansässigen Bevölkerung... Jeden Augenblick konnte ein Einwohner dieser Dörfer die umherstreifenden feindlichen Patrouillen von unserem Versteck in Ulinamała benachrichtigen. Nichts dergleichen geschah. Wir blieben unentdeckt und unauffindbar bis zum Zusammenstoß der Patrouille Wieniawas mit den Kosaken.

Die dritte Ursache des glücklichen Entschlüpfens aus der Falle bildeten wir selbst, ich und meine tapferen Schützen. Mit einer schlechten Truppe wäre es mir nicht gelungen, meine Absicht

durchzuführen. Ich denke dabei vor allem an die Moral der Truppe. Ich habe die Nerven meiner Leute auf eine ungewöhnliche Probe gestellt. Ich selbst kannte das Ziel dieses Versuches, aber sie besaßen davon sozusagen keinen blassen Schimmer. Und dennoch gab es die ganze Zeit hindurch nicht einen einzigen Augenblick des Zögerns, der Disziplinlosigkeit oder der Entmutigung. In aller Ruhe — entsprechend unserem Volkscharakter und dem Wesen unseres Soldaten ein wenig leichtsinnig — erfüllte man die aufgetragene Pflicht, ohne Murren und Beschwerden...

Ich selbst blicke auf den Handstreich bei Ulina stets mit einem Gefühl der Freude und des Stolzes zurück. Mit Freude, weil ich selten während des Krieges so viele Eindrücke erlebt habe, und weil ich niemals zur Erreichung eines Zieles so viel aufs Spiel gesetzt habe, wie ich es am 9. November wagte. Ich möchte nicht falsch verstanden sein. Es geht hier nicht um ein Risiko nur um des Risikos willen, um die Freude am großen Wagnis. Sondern es geht darum, daß der Krieg und alle seine Erlebnisse nicht nur mit dem körperlichen Risiko des Todes verbunden sind — das ist das Risiko des Soldaten! —, sondern auch mit dem Risiko der Niederlage, der Nichtverwirklichung der erstrebten Absicht. Das ist das Risiko jedes Führers...

Mit Stolz blicke ich deswegen auf Ulina, weil ich — nachdem ich meinen Entschluß völlig selbständig, ohne die geringste Verantwortung gegen irgend jemanden gefaßt hatte — ihn bis zum Ende durchgeführt habe, trotzdem sich die Schwierigkeiten bei jedem Schritte häuften und das Risiko sich mit jedem Augenblick ins Unerträgliche steigerte. Ich bekenne offen, daß ich erst seit Ulina mir selbst zu vertrauen und an meine Kräfte zu glauben begann. Vielleicht gerade deswegen hörte ich später häufig meine Soldaten sagen: „Jetzt folgen wir dem Kommandanten bis ans Ende der Welt! Wenn er uns aus Ulina herausgeführt hat, können wir jetzt ganz ohne Sorge sein!“

Es war also eine Art ernster Prüfung, die ich sowohl vor mir selbst als auch vor meinen Soldaten bestand.

Der Feldherr

„Viele Fremde fragten mich häufig im Gespräch, ob ich nicht den Ausbruch einer Revolution ähnlich der russischen befürchte. Ich habe ihnen stets geantwortet, daß wir Polen — wenn schon die Vorsehung es wünschen sollte, daß die Welt die russischen Erfahrungen macht — es zu allerletzt tun würden. Wir sind zu nahe Nachbarn Rußlands, als daß wir ihm nachzueifern wünschten.“

Das Jahr 1920

Der Weltkrieg endete mit der staatlichen Wiedererrichtung der polnischen Selbständigkeit aus preußischen, österreichischen und russischen Teilgebieten Polens, nachdem Deutschland und Österreich bereits während des Weltkrieges im Jahre 1916 einen neuen polnischen Staat anerkannt hatten. Aber noch zwei Jahre lang nach dem Ende des Weltkrieges kämpfte Polen unter der Führung Pilsudskis, dem sofort nach seiner Rückkehr aus Magdeburg im November 1918 die gesamte militärische und politische Macht zufiel, um die Sicherung seiner Ostgrenzen. Der Krieg mit dem bolschewistischen Rußland erreichte seinen Höhepunkt im Sommer 1920. Nachdem die große Offensive Pilsudskis in der Ukraine keinen Enderfolg gebracht hatte, stießen die Russen auf der Nordfront von Smolensk aus unter der Führung des russischen Heerführers Tuchaczewski vor. Die Rote Armee gelangte in wenigen Wochen bis vor Warschau. Mitte August 1920 unternahm Pilsudski vom Wieprz aus den großen Gegenstoß, der mit der endgültigen Niederlage der Russen endete.

Die Ereignisse des Sommers 1920 hat Pilsudski in einem strategischen Werk beschrieben, das in die Form einer militärwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der strategischen Skizze Tuchaczewskis „Der Marsch über die Weichsel“ gekleidet ist. Pilsudskis Antwort „Das Jahr 1920“ berücksichtigt auch andere russische Darstellungen, vor allem neben Tuchaczewski das Werk des russischen Generals Sergiejew, der die aktivste Heeresgruppe der russischen Nordarmeen führte.

Die wiedergegebenen Kapitel schildern die grundsätzliche taktisch-strategische Auffassung des polnischen Marschalls, die eigentliche Schlacht an der Weichsel sowie die das Gesamtwerk abschließende politische Beurteilung der russisch-polnischen Kriegsoperationen, alles nicht ohne wesentliche Einblicke in die damalige innerpolitische Situation Polens.

Die Ehrfurcht vor dem Schützengraben

Wenn man von einer Position spricht, um die gekämpft wird, denkt jeder, der die Kriegsgeschichte kennt, an den sogenannten Positionskrieg. Als eine Position bezeichnen wir diesen oder jenen Geländestreifen, der infolge seiner natürlichen Beschaffenheit dem Verteidiger eine möglichst große Überlegenheit über den Angreifer gewährt. Lange Zeit hindurch in der Kriegsgeschichte hat sich die Kriegskunst darum bemüht, im Gelände

solche Positionen zu finden, in denen ein Heer einen Kampf gefahrloser annehmen könnte.

Aber die Kriegserfahrungen haben solche Überlegungen widerlegt. Der Feind umging gewöhnlich solche Stellungen, ohne den Versuch zu machen, sich ihrer zu bemächtigen. Und als man schließlich fast jeden Fußbreit des Geländes zu befestigen begann, verloren die Positionen im allgemeinen viel an Wert. Also nicht um des leeren Wortes „Position“ willen stellten unsere Führer den Truppen die Wiedereroberung der verlorenen – übrigens auch ihrer Meinung nach schlechten – Positionen als Ziel hin. Es ging um etwas anderes; wenn der Befehl anstatt der abstrakten Formel „Wiederherstellung der früheren Situation“ den konkreteren Ausdruck angewandt hätte: „die verlorengegangenen Stellungen sind zurückzuerobern“ – dann wären wir auf dem rechten Wege; denn einzig und allein darum ging der Kampf.

Also nicht die Position an sich, die ja als elend anerkannt war und leicht anderswo gefunden werden konnte, spielte hier eine Rolle, sondern eine lange Linie so oder so ausgebauter Befestigungen und Schützengräben. Nur dann, wenn wir das Ziel der Schlacht so auffassen, erlangt sie eine strategische Bedeutung, anstatt eine Reihe zusammenhangloser Kämpfe ohne größeres Ziel zu bilden.

Ich unterstreiche absichtlich den Unterschied, der meiner Meinung nach zwischen einer Position und dem Schützengraben, zwischen einem Positionskrieg und einem Schützengrabenkrieg bestehen muß. Während der Positionskrieg, wie ich ihn oben umschrieb, schon ziemlich lange der Vergangenheit angehört, ist der Schützengrabenkrieg, der sich lange Jahre hindurch im Verlauf des europäischen Krieges über ungeheure Räume ausdehnte, nicht nur allgemein bekannt, da einige zehn Millionen Menschen an ihm teilnahmen, sondern es gelang ihm darüber hinaus, durch das Ausmaß seiner Anforderungen Gehirn und Seele des Menschen umzuformen und sogar eine neue militärische Fachsprache zu schaffen.

In den Anfängen des europäischen Krieges im Jahre 1914 gehörte der Schützengraben ausschließlich zur Taktik, zur Methode der Kampfführung. Neben seinem Gewehr trug jeder Soldat im Kampf noch einen Spaten, der einen unentbehrlichen Teil seiner Ausrüstung bildete. Ob er sich gegen den Feind zu verteidigen

oder ihn anzugreifen hatte, stets mußte er diesen Spaten als Kampfmittel benutzen.

Bei den gewaltigen Heeresbewegungen, mit denen dieser ungeheure, vierjährige Krieg begann, wurde also der Schützengraben überall in Anwendung gebracht, sowohl beim Angriff wie bei der Verteidigung, aber niemals wurde er als Ziel großer Kämpfe betrachtet, niemals drang er in die Sphäre der Strategie, die diese Ziele bestimmt. Bisweilen allerdings gewann der Schützengraben dank seiner Verteidigungskraft die Bedeutung einer Position, mit welchem Begriff man einstmals besondere Geländeabschnitte taufte, die einen natürlichen Verteidigungswert besaßen; aber auch dann war er nur eine Episode in dem gigantischen Ringen der Millionenheere, die bis zum Ende des Jahres 1914 auf den wesentlichsten Faktor des Sieges noch nicht verzichten wollten: auf die Bewegung.

Erst im folgenden Jahr erstarrten auf den Feldern Frankreichs und Belgiens beide Gegner bewegungslos einander gegenüber, durch eine lange, ununterbrochene Linie von Schützengräben festgehalten. Damals geschah es, daß der Schützengraben als unüberwindbares Hindernis den bisherigen wichtigsten Faktor des Sieges vernichtete: Manöver und Bewegung. Siegreich drang der Schützengraben aus dem Bereich der Taktik in die Sphäre der Strategie.

Wie ein stolzer Sieger begann er sich aufzublähen, in Üppigkeit zu schwelgen und verlangte wie ein Moloch von den Kriegführenden immer neue Opfer. Eine Schützengrabenlinie nach der anderen wuchs empor, es bildeten sich ganze Labyrinthe. Wo ein Neuling auf das Grabensystem stieß, fand er sich infolgedessen wie in einer unbekannten Gegend, in der man ohne Plan, ohne Wegweiser, ohne Straßennamen und ohne ständiges Fragen unfehlbar in die Irre gehen mußte. Der Schützengraben forderte tagtäglich neue Anstrengungen. Die Soldaten richteten sich wohnlich ein und versuchten unter riesigen Anstrengungen, aus diesem ungewöhnlichen Ort eine einigermaßen erträgliche Unterkunft zu machen, die zur Arbeit ebenso geeignet war wie zur Ruhe.

Um den Anforderungen dieses neuen Fetischs des Krieges zu entsprechen, spannte man alle Hilfsquellen des kriegführenden Landes vor seinen Siegeswagen. Der Ingenieur, und nicht nur der

armselige Infanterist, brachte dort sein ganzes technisches Wissen zur Anwendung, und zahlreiche Fabriken lieferten ungeheure Mengen von Baumaterial, die der Schützengraben verschlang. Wie in einer großen Stadt liefen die Drähte in allen Richtungen, um die Stäbe und die Kommandos, die Depots und die Magazine, die Hospitäler und die Stallungen miteinander zu verbinden. Der Schützengraben dehnte sich aus, er wuchs an Macht und Umfang von Monat zu Monat. Immer vollständiger und immer gründlicher zerstörte und vernichtete er die bisherigen siegreichen Kräfte des Krieges, die Möglichkeiten des Marschierens und die freie Bewegungsfähigkeit.

In diesem mehrjährigen Krieg um den Schützengraben entwickelte sich bei den Soldaten und bei den Führern eine besondere seelische Haltung, eine Einstellung, die mit einem Militärbauwesen besonderer Art in Verbindung stand, bei dem eine große Menge Baumaterial verbraucht wurde, und die dann zur Mechanisierung eines beträchtlichen Teils der Kampfkationen führte, wie es immer der Fall ist, wenn man riesige Menschenmassen auf engem Raum zum gemeinsamen Leben und zur gemeinsamen Tätigkeit für ein einheitliches Ziel ansammelt. Man schlug sich dann mit größter Anstrengung um kleine Teile des Schützengrabenlabyrinths und nannte bereits die Eroberung von 500 Metern dieses neuen, bis dahin unbekannten Hindernisses einen Sieg. Man erkaufte diese Siege mit großen Menschenopfern und mit einem noch größeren Verlust an kostbarem Kriegsmaterial. Erst damals, in diesem Schützengrabenkrieg, der die Bewegung und das Manöver einschränkte, begann die Strategie, sich bescheidenere Kampfziele zu setzen. Damals begann die „Wiederherstellung der früheren Situation“ die Rückeroberung der vom Feind genommenen Gräben zu bedeuten, als handelte es sich um einen verlorenen Schatz.

Der Krieg in der einstigen Bedeutung dieses Wortes schien zu verschwinden, und lange Zeit hindurch blieben alle Versuche und Anstrengungen der hellsten Geister, der Strategie die ehemaligen Faktoren des Sieges im Triumph zurückzuholen, unfruchtbar. Der große Führer der Welt des Krieges, der mit seinem ungeheuren Genie einstmals die Strategie der Linie und der uneinnehmbaren Position sprengte, der große Napoleon, mag sich so manches Mal in seinem Grabe umgedreht haben im Gedanken

daran, daß seine Lehren nutzlos waren und seine glanzvollen Taten in Vergessenheit gerieten. Wenn er stolz sagte, daß er viele Kriege mit den Beinen seiner Soldaten, dank Märschen und blitzartigen Manövern gewonnen habe, – so entartete jetzt der Krieg ganz offensichtlich und sank zu einem unfruchtbaren Bemühen der Industrie und des Handwerks herab, die sich anstrebten, das für diese Art von Kämpfen notwendige ungeheure Material zu beschaffen. Man erwartete tatsächlich, die feindliche Widerstandskraft dadurch zu brechen, daß man durch unablässigen Mord die Menschen zur Erschöpfung und ihre gewerblich-industriellen Kräfte zum Weißbluten brachte.

Der wesentliche Grundsatz des Schützengrabenkrieges besteht darin, der Bewegungsfreiheit des Feindes ein so starkes Hindernis entgegenzusetzen, daß jede Bewegung nur um den Preis ungeheurer menschlicher Kräfte- und Lebensvernichtung sowie großer Materialverluste gestattet ist. Jeder Versuch zur Wiedergewinnung der Bewegungsfreiheit muß also mit Verlusten dieser Art bestraft werden, und der Kampf erhält den Sinn, den Gegner, der einen Angriff wagt, davon zu überzeugen, daß alle seine Versuche nutzlos sind. Erst auf diese Weise bildete der Schützengraben mit seiner ganzen verwickelten Technik und mit den durch sie in der Seele des Soldaten und der Führer hervorgerufenen Veränderungen einen Teil der Kriegsstrategie, nachdem er die Niederungen der Taktik verlassen hat.

Wenn ich mich bei dieser Einschätzung des Schützengrabenkrieges bemühe, unseren Krieg mit den Sowjets zu untersuchen, dann finde ich stets ebenso in meinen Erinnerungen wie in den Dokumenten gerade in dieser Beziehung in unserem Heer innere Gegensätzlichkeiten. Während ich als oberster Heerführer sofort auf jeden Versuch der Führung eines Schützengrabenkrieges verzichtete, weil ich keine Möglichkeit sah, seine Grundsätze bei uns anzuwenden, – traf ich immer sowohl bei meinen Untergebenen wie auch bei der Bevölkerung eine große Ehrfurcht vor dem Grundsatz: „Errichtet eine starke Linie!“ Die Leute standen noch unter dem tiefen Eindruck des eben beendeten Weltkrieges und wollten leider allzu häufig in meinen Bemühungen, die Methoden der Bewegung und des Manövers in unserer Kriegsführung wieder einzuführen, einen ungesunden strategischen Gedanken sehen, der sich von der ganzen Schönheit und Macht des kürzlichen

Herrn des Krieges, von dem aufgeblähten und gemästeten Schützengraben, abwandte.

Nun, der Schützengraben konnte eigentlich bei uns nur sehr armselig und kümmerlich ausfallen. Er konnte – was notwendig war, um die geeignete strategische Wirkung zu erzielen – weder durch die Industrie, die ja gar nicht vorhanden war, noch durch menschliche Anstrengungen genügend genährt werden, um ihn hinlänglich zu bevölkern und in einem Zustande hinreichender Bedeutung zu erhalten. Bis zum Jahre 1920 überwog mein Einfluß derart, daß der Schützengraben in das für ihn zuständige Verwendungsgebiet zurückkehrte, in das Gebiet der Taktik und der Kampftart. Unsere ständigen Siege schienen die Richtigkeit meines Standpunktes zu bestätigen.

Aber der Schützengraben stieg ungern von seinem Thron herab. Er rächte sich, suchte eine Gelegenheit zur Vergeltung und ließ an seinem Platz seine untrennbar mit ihm verbundene Schwester zurück: die starre Linie, die sich in dauerndem Widerspruch mit den von mir wieder eingeführten Grundsätzen der Bewegung und des Manövers herumstritt. Der Schützengraben rächte sich: rings um mich herum und vor allem hinter meinem Rücken erhob sich ein Achselzucken, unzufriedenes Geflüster und leise, schmerzliche Klagen über die veralteten, kindisch-romantischen strategischen Anschauungen des obersten Führers. „Errichtet eine starke Linie!“ – das sei der moderne Krieg, darin liege für Polen die Rettung!...

Die rote Flut

Zwei Schlachten entschieden das Schicksal des von Tuchaczewski geleiteten Feldzuges bis Warschau. Die erste wurde am 4. und 5. Juli 1920 südlich der Dzisna gegen unsere I. Armee geliefert, während die Mehrheit unserer Truppen, die IV. Armee und die Armeegruppe Polesien, tatenlos beiseitestanden und den Feind nicht daran hinderten, mit überlegenen Kräften einen halben Sieg über uns davonzutragen. Die zweite Schlacht wurde vom 11. bis 14. Juli vor Wilna gegen einen sehr geringen Teil unserer Streitkräfte geführt, während die übrige Front keinerlei Anteil am Kampfe nahm.

Diese beiden Schlachten öffneten den Weg, zwar nicht für das Gros der Streitkräfte Tuchaczewskis, aber immerhin für den

nördlichsten Teil seines Heeres, für die IV. Armee und ihre Kavallerie. Von diesem Zeitpunkt ab wurden alle Versuche, den Feind aufzuhalten, seinerseits auf die gleiche Weise entschieden wie die Schlacht bei Wilna.

Der russische General Sergiejew stieß mit seiner Armee und der Kavallerie von Wilna ab durch einen ziemlich engen Korridor vor, umging mit einer Art seitlicher Vorhut den nördlichen Flügel unseres Heeres und zog dann den Rest der Sowjetstreitkräfte nach. Jedes derartige Manöver entschied wie bei Wilna über die Versuche des Widerstandes zuerst der I. Armee, die sich zurückzog; dann beeilte sich auch die südlichere IV. Armee, gleichfalls zurückzuweichen.

Angesichts des Vorhandenseins der Kavallerie auf dem äußersten Flügel der Sowjettruppen nahmen diese Entscheidungen bisweilen das Maß richtiger Niederlagen an, zumal die Schnelligkeit der Eroberung des Geländes in der Einbildungskraft einen starken Eindruck hinterließ. Die Widerstandsversuche von unserer Seite waren eigentlich nur Episoden, die in strategischer Hinsicht einander ungemein ähnelten.

Denn alle diese Versuche trugen in der Tat einen völlig einheitlichen Charakter und änderten grundsätzlich nichts an unserer strategischen Lage. Sie waren ständig nur die fast verzweifelten Folgen unserer ersten Mißgeschicke. Angesichts der Tatsache, daß der erste Kampf nur ein halber Sieg war und daß die zweite Niederlage bei Wilna halb durch Zufall entstand, wird der Kriegshistoriker ewig vor einem sonderbaren Rätsel stehen, das sich hinter der Bedeutung dieser Kämpfe verbirgt.

Der Vormarsch der Truppen Tuchaczewskis blieb, nachdem einmal für die IV. Armee Sergiejews und ihre Kavallerie der Weg geöffnet war, ununterbrochen. Die bis Warschau und Umgebung täglich überwundenen Entfernungen erreichten rund zwanzig Kilometer. Diese langen, durch Kämpfe unterbrochenen Märsche können sowohl den Truppen als auch ihren Führern alle Ehre machen.

Der Einfluß dieses Marsches war außerordentlich stark. Tuchaczewski möchte ihn in einer seiner strategischen Erläuterungen mit dem Marsch des deutschen Heeres auf Paris vergleichen. In der Tat machte dieses unaufhörliche, wurmartige Vorrücken massenhafter feindlicher Streitkräfte, das von Zeit zu Zeit durch

Sprünge unterbrochen wurde, dieser wochenlang anhaltende Vormarsch den Eindruck einer unwiderstehlichen Gewalt, die wie eine schwere, ungeheure Wolke vorwärts drängt und für die es kein Hindernis gibt. In dieser Erscheinung lag etwas Hoffnungsloses, unter dessen Druck die inneren Spannkkräfte des Einzelnen und der Masse zerbrachen. Ich erinnere mich eines der damaligen Gespräche. Einer meiner Generäle, mit dem ich mich damals häufig unterhalten mußte, begann fast Tag für Tag sein Gespräch und seine Meinung mit den Worten: „Was für ein Marsch! Was für ein Marsch!“

Bewunderung und ohnmächtige Bitterkeit zugleich lagen in diesen Worten. Auf die Militärs machte dieser Vormarsch den Eindruck eines ungeheuren Kaleidoskops, in dem sich täglich eine neue Situation abzeichnet, mit neuen Namen geographischer Punkte, vermischt mit Regiments- und Divisionsnummern, mit einer neuen Zeit- und Distanzberechnung. Und obwohl dieses schreckliche Kaleidoskop seine Bilder nur langsam abrollte, verursachte seine unwiderstehliche und einförmige Veränderung nach einiger Zeit ein fürchterliches Durcheinander unvollendeter Kombinationen und Gegenkombinationen, unausgeführter Befehle und Meldungen, die mit der inzwischen eingetretenen neuen Lage nicht mehr im Zusammenhang standen.

Unter dem Eindruck dieser vorwärtsdrängenden, hagelschweren Wolke sank der Staat zusammen, schwankten die Charaktere, wurde das Herz des Soldaten weich. Überall rings um mich sah ich den Einfluß dieses Marsches. Auf polnischer Seite entstand unter dem Eindruck der Ereignisse immer klarer und deutlicher neben der äußeren eine innere Front, deren Anwachsen in der Geschichte aller Kriege den Vorboten des Zusammenbruchs und einen entscheidenden Faktor für den Verlust zwar nicht von Schlachten, aber von Kriegen darstellte.

Tuchaczewski möchte also seinen Marsch auf Warschau mit dem Marsch der Deutschen auf Paris vergleichen. Auch dort mußte sich unfehlbar eine innere Front erheben, eine Front unwiderstehlicher Kraftlosigkeit und der Klügeleien schwächerer Feiglinge. Aber Paris, das im Laufe seiner Geschichte so viele Schwierigkeiten siegreich überwand, war nicht Warschau, das sich kaum aus dem Schmutz einer hundertjährigen Sklaverei erhoben hatte – einer Sklaverei, in der ein ganzes Jahrhundert lang

der Geist der Schwäche und die Klügeleien der Feiglinge Triumphe gefeiert hatten. Die innere Front war also stärker als 1914 in Paris, und der Widerstand gegenüber den Einflüsterungen der Furcht und gegenüber der Tendenz zur ohnmächtigen Passivität war geringer und schwächer. Das Staatsgebäude begann zu schwanken, die Anstrengungen der Truppen erschöpften sich in Teilaktionen, und die Aufgabe der obersten Führung wurde von Tag zu Tag in moralischer Hinsicht immer mühsamer und schwerer. Immerhin wurden inmitten dieser Überschwemmung von Furcht, Kraftlosigkeit und Ohnmacht Versuche gemacht, Ansatzpunkte kräftigen Widerstandes zu organisieren, – aber vom geschichtlichen Standpunkt aus darf man diese Bemühungen nicht überschätzen. Sie besaßen keine elementare Wucht und Gewalt und wurden durch allzuviel Geschrei und übermäßige Organisationsmängel geschwächt. Um des leeren Geredes willen prägte man die unsinnige Forderung einer neuen Freiwilligenarmee, einer Armee, in der als organisatorischer Unfug vor allem zahlreiche Stäbe aus dem Boden wuchsen, die von neuen Postenjägern überfüllt waren. Es gelang mir, diesem Unsinn Einhalt zu gebieten, indem ich anordnete, daß die Grundlage der Organisation das Bataillon bilden muß; ich gab meine Zustimmung lediglich dazu, aus den tüchtigsten und am wenigsten lärmenden Elementen eine einzige Freiwilligendivision zu bilden, die dann übrigens bis zum Ende des Krieges als solche das Schicksal der anderen Divisionen teilte . . .

Bezüglich unserer, vom General Szeptycki kommandierten Nordfront blieb ich bei einem durchaus feststehenden Beschluß und suchte lediglich in der Gegenoffensive den geeigneten Weg, den Vormarsch des Feindes an die Weichsel oder auf Warschau aufzuhalten. Um mein Verhältnis zu diesen Fragen zu kennzeichnen, führe ich wörtlich meine Notiz an, die ich einem historischen Dokument mit dem Titel: „Die Angelegenheit des Generals Szeptycki“ beifügte. Die Notiz selbst habe ich im Jahre 1921 aufgezeichnet, also zu einer Zeit, als meine Erinnerungen noch frischer waren, als es heute der Fall ist:

„Was die Gesamtheit der Operationen an der Nordfront betrifft, muß ich erklären, daß ich eine allgemeine Erörterung dieser oder jener Entscheidungen für verhältnismäßig zwecklos hielt. Grundsätzlich war ich auf den Plan der deutschen Schützengrä-

ben und eines starken linken Flügels hinter den Gräben bei Wilna zurückgekommen. Aber nach den ersten Angriffen auf die IV. Armee glaubte ich nicht mehr an die Verwirklichung dieses Planes, und zwar aus folgenden Gründen. Die Durchführung des Planes mit allen seinen notwendigen Folgerungen erforderte:

- a) einen sehr raschen Rückzug unter Aufopferung vieler Dinge, – um Zeit zu gewinnen;
- b) die unumgänglich notwendige Neuordnung der Truppen;
- c) die Ernennung neuer Führer, was für die Hebung der Moral der Truppen und zur Kennzeichnung eines völlig neuen Kampfabschnittes das Wichtigste war.

An all das hatte ich mehrere Tage gedacht, schließlich aber begrub ich diesen Plan, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Die Panik im Hinterlande, selbst in weit von der Front entfernten Bezirken, begann sehr plötzlich, stimmte das Heer recht scheu und ließ für die Arbeit im Hinterlande und an den Eisenbahnwegen keinen großen Erfolg erwarten.

2. Die persönlichen Beziehungen in der Armee, und besonders unter den höheren Offizieren, gehörten zu den schlechtesten, die ich jemals bei meinen geschichtlichen Studien angetroffen habe. Veränderungen großen Stiles konnten also angesichts der schlechten Moral, die damals bereits im ganzen Lande herrschte, zu einer organisatorischen Katastrophe führen, die mir übrigens auch so fortwährend über dem Kopfe hing.

3. Ein Gefühl moralischer Gegenwehr, das ich empfand und über das ich sehr lange nachgedacht habe, trieb mich, selbst an die Front zu gehen und dort die unmittelbare Führung zu übernehmen. Mit ungemein großer Bitterkeit habe ich diesen Plan wieder verworfen. Der Hauptgrund dafür war das Gefühl, der moralische Zustand des ganzen Landes werde so verhängnisvoll für die Ziele des Krieges, die Neigung zur Panik und die Anspannung der Nerven seien so groß, daß ich seit dieser Zeit außer der äußeren Front auch noch die innere Front als bedeutendes Minus in meinen Berechnungen zu berücksichtigen begann. Ich wollte mich nicht der Verantwortlichkeit entziehen, was sehr leicht gewesen wäre. Ich erkannte also, daß zunächst mein Platz in Warschau war, um die innere Haltung des Landes zu ändern und die innere Front aufrechtzuerhalten – und wenn auch nur durch eine gute Miene und durch sicheres persönliches Auftreten.

Ich erachtete also meine Abreise an die Front für längere Zeit nicht für möglich. Angesichts aller dieser Tatsachen war von dieser Zeit ab bis zu den Augusttagen vor Warschau mein allgemeiner strategischer Plan folgender:

1. Die Nordfront muß Zeit gewinnen.

2. Im Lande selbst energische Vorbereitung der Reserven. — Ich dirigierte sie an den Bug, ohne sie in die Rückzugskämpfe der Nordfront zu verwickeln.

3. Mit Budjenny Schluß machen und aus dem Süden stärkere Kräfte für den Gegenangriff heranziehen, den ich aus der Umgebung von Breść plante. Hartnäckig hielt ich bis zum Schluß an diesem grundsätzlichen Gedanken fest.“

Abgesehen vom Notizstil der Bemerkungen am Rande der Dokumente, geben sie genau meine Überlegungen als oberster Führer Polens wieder. Wenn ich schon sogleich nach der ersten Schlacht vom 4. und 5. Juli derart dachte, so überzeugte ich mich noch stärker in meiner Meinung, als ich die Fruchtlosigkeit aller Bemühungen sah, die unsinnige strategische Lage unserer Truppen an der Nordfront abzuändern. Schon nach dem Verlust von Wilna kam ich zu der Überzeugung, daß der günstigste Augenblick für den Kommandowechsel an der Nordfront der Übergang unserer Truppen über Bug und Narew sein würde. Ich vermutete, daß es dem größten Teil der Armeegruppe Polesien, die während ihres Rückzuges fast gar nicht in Kämpfe verwickelt wurde, gelingen würde, Breść n. B. (Brest-Litowsk) zu halten und auf diese Weise den Aufmarsch der Truppen aus dem Süden zu einem stärkeren Schlage zu decken.

Die notwendige Bedingung für diesen Aufmarsch war jedoch, den großen Trumpf zu überstechen, den der Gegner in der Reiterarmee Budjennys besaß. Mit der feindlichen Infanterie vor unserer Südfront rechnete ich sehr wenig. Nach der schweren Niederlage, die ich der XII. Sowjetarmee auf den Ebenen der Ukraine zugefügt hatte, bewies die feindliche Infanterie keine große Stärke mehr und diente eigentlich nur noch zur Unterstützung der Tätigkeit der Reiterarmee Budjennys. Ein paar neue Divisionen, die sich an dieser Front zeigten, wetzten, obwohl die eine von ihnen den stolzen Namen „Eiserne Division“ führte, ihr „Eisen“ in den Kämpfen mit unserer III. Armee des Generals Rydz-Śmigły rasch ab und verloren alle Energie und Kampfes-

lust. Die treibende Kraft im Süden bildete Budjennys Reiterei, und ich glaubte nicht, daß es schwer wäre, nach der Beseitigung oder wenigstens Unschädlichmachung dieser Reiterei größere Streitkräfte aus dem Süden abzuführen, um sie etwa zwischen Kowel und Breść zu konzentrieren und zusammen mit der durch Kämpfe wenig geschwächten polesischen Armeegruppe zum Gegenangriff in nördlicher Richtung überzugehen.

Bei diesen meinen Erwägungen zog ich gleichermaßen den moralischen Zustand des Heeres in Betracht. Während ich im Norden die ständig fortschreitende Zersetzung der moralischen Kräfte beobachtete, bemerkte ich im Süden im Gegensatz dazu eine Art moralischer Versteifung und ein wachsendes Vertrauen auf die Überwindung der Krise. Dort zog sich die lange Front zurück und bröckelte aus häufig geringen Ursachen ab, die Truppen wichen bisweilen ohne Kampf und oft in Unordnung. Im Süden bewies die Truppe eine anhaltende Manövrierfähigkeit und nahm den Kampf immer wieder auf.

Diese Kämpfe verminderten zudem, wenn sie auch noch keine Siege für uns waren, die Kräfte unseres Hauptgegners Budjenny Tag für Tag, und es fiel ihm sehr schwer, seine Verluste aufzufüllen. Der große und täglich wachsende Unterschied zwischen dem militärischen Wert der Südfront und dem der Nordfront ergab sich mit ausdrucksvoller Deutlichkeit aus dem Umfang des Geländes, das beim Rückzug dem Feinde überlassen wurde. Wenn wir den 4. Juli, an dem der Kampf im Norden begann, für unseren Vergleich als Ausgangsdatum nehmen und beim 20. Juli halten, an dem die Nordarmee etwa den Njemen und die Szczara erreichte, dann illustrieren die Ziffern mit Leichtigkeit die Richtigkeit meiner Ansicht. In der I. Armee z. B. brachte in dieser Zeit die 10. Division beim Rückzug 395 Kilometer hinter sich; in der IV. Armee führte beispielsweise die 2. Legionsdivision einen Rückzugsmarsch von 295 Kilometer durch. In derselben Zeit betragen die entsprechenden Ziffern für die drei Südarmeen, die VI., die II. und die III.: 100, 80 und 130 Kilometer.

Diese Zahlen sprechen für sich selbst und wurden mit jedem Tag, mit jedem Kilometer immer deutlicher. Ich füge hinzu, daß inzwischen die Aufstellung eines größeren Kavalleriekorps auf unserer Seite bei Zamość und Umgebung zwar nur langsam vorwärtsschritt, sich aber schließlich doch dem Ende näherte. Ich

fuhr dorthin, um die organisatorische Arbeit anzuspornen und um die Kavallerie im gegebenen Augenblick richtig einzusetzen. Ich hoffte also, daß ich höchstwahrscheinlich gegen Ende Juli zu den entscheidenden Operationen übergehen könnte. In Richtung Bug und Narew wurden einzelne Freiwilligenbataillone und Verstärkungen für die auf dem Rückzug befindliche I. und IV. Armee in Marsch gesetzt; und etwa am 25. Juli ordnete ich den Aufmarsch von Truppen im Süden an, um einen Schlag gegen Budjennys Reiterarmee zu führen. Diesen Schlag sollte vom Norden aus die II. Armee aus der Gegend von Beresteczko ausführen, wohin auch die frisch gebildeten Kavalleriedivisionen dirigiert wurden. Von Westen her sollten Teile der VI. Armee an diesem Angriff teilnehmen.

Leider vollzog sich der Aufmarsch so langsam, und die Anfänge des Kampfes, der sich in der Umgebung von Beresteczko entwickelte, waren so unklar, daß diese Schlacht – obwohl die Kavallerie Budjennys durch den doppelten Angriff tüchtig mitgenommen und zum Rückzug gezwungen wurde – mir nicht geeignet erschien, rasche und entscheidende Erfolge herbeizuführen.

Ich selbst konnte mich nicht, wie ich es beabsichtigte, persönlich zu den Truppen begeben. Auf den durch mehrtägigen Regen aufgeweichten Wegen verweigerte mein Auto den Gehorsam. Und während ich von Chełm aus im Hauptquartier des Generals Rydz-Śmigły, der diesen Frontabschnitt befehligte, mit Ungeduld den Kampf verfolgte, besetzte der Feind im Norden bereits Łomża und näherte sich schnell dem Bug und Breść.

Ich erinnere mich, daß ich am 30. Juli den General Sikorski, der in Breść die Führung hatte, fragen ließ, wie lange ich auf seinen Widerstand in Breść und Umgebung rechnen könne. Das war für mich sehr wichtig, denn ich hatte absichtlich am Stochód Teile der III. Armee zurückgelassen, um das ganze Gelände bei Kowel gegen Osten zu decken, wo ich damals die Streitkräfte für den Gegenangriff zu konzentrieren beabsichtigte, falls es mir gelang, mit Budjenny zum Ende zu kommen. Die Antwort lautete ermutigend. General Sikorski meinte, sich in Breść und Umgebung noch bis zu zehn Tagen halten zu können, und ich glaubte daher, trotz der langsamen Entwicklung der Operationen gegen die feindliche Kavallerie dieses Manöver vollenden zu können.

Leider erwiesen sich die Berechnungen des Generals Sikorski

als trügerisch. Breść fiel bereits am übernächsten Tage, am 1. August. Breść fiel, und mit ihm stürzten alle meine Pläne zusammen. Wenn ich mich häufig bei meiner Analyse boshaft gegen die Auffassungen wende, die die ganze Arbeit der militärischen Führung in übertriebener Weise mit geographischen Namen, geometrischen Figuren und mit hochtrabenden Formeln der strategischen und taktischen Terminologie verbinden, dann ging das bei der Überlegung, ob ich nicht in Verbindung mit Breść in die gleiche Falle gegangen bin, auch mich selbst an. Nach dem Fall dieser angeblichen Festung änderte ich einen ganzen Tag hindurch meine Befehle nicht, obwohl der Kommandant der III. Armee, General Zieliński, in Kowel, dem Platz meines Aufmarsches, mit seiner nördlichen Flanke nunmehr völlig in der Luft hing. Es ging darum, entweder die Deckung gegen Osten, die sich am Stochód und am Oberlauf des Styr entlang zog, zurückzuziehen und damit auf den seit langem geplanten Schlag gegen Norden längs des östlichen Ufers des Bug zu verzichten oder aber auf meiner Absicht weiter zu beharren.

Ohne Zweifel machte der Fall von Breść, des Platzes, mit dem so viele meiner Pläne zusammenhingen, auf mich einen starken und nachhaltigen Eindruck, – so unverhofft und unerwartet kam er. Aber nach einem Tag des Zögerns und der Überlegungen verzichtete ich auf meinen Plan. Ich gab den Befehl, Kowel zu räumen und die III. Armee hinter den Bug zurückzunehmen.

Der gefährliche Plan

Am 2. August kehrte ich von Chełm nach Warschau zurück. Ich fand die Hauptstadt in wesentlich ängstlicherer Stimmung als vor meiner Abreise. In der Tat war inzwischen das letzte Flußhindernis, das Warschau im Norden und Osten deckte, der Narew, fast völlig in der Gewalt des Feindes. Schon am nächsten Tage fiel Łomża, und unsere ganze I. Armee zog sich auf die Hauptstadt zurück. Am Bug standen noch die Truppen unserer IV. Armee und der Armeegruppe Polesien im heftigen Kampf. Der linke Flügel dieser Armee war angesichts des Vorrückens der XV. und erheblicher Teile der III. Sowjetarmee am Bug entlang schon stark nach Westen zurückgebogen. Weiter südlich gegen den Bug, in Richtung Chełm, Hrubieszów und Sokal, zogen sich auf meinen Befehl unsere III. Armee und ein Teil unserer II. Ar-

mee freiwillig zurück. Der Kampf gegen die Kavallerie Budjennys schieg. Wir hatten ihm Brody entrissen, und obwohl in der letzten Phase des Kampfes unsere Reiterei bei Klekotów einige Verluste erlitt, besaß Budjennys Reiterarmee nicht die Kraft, nach diesem Kampf sofort Angriffsoperationen zu beginnen.

Die allgemeine strategische Lage erlitt also grundsätzlich keinerlei Veränderung. Wie vorher, war seit dem 4. Juli unsere Lage im Norden gefährlicher als im Süden. Entsprechend dem damals angewandten Kriegsrezept konnte man erwarten, daß im Augenblick, wenn Sergiejew mit seiner IV. Armee irgendwo einen Sieg davonträgt, unsere I. Armee sich zurückzuziehen beginnt, mit ihr unsere IV. Armee. Unsere Südfront hingegen, die soeben einen halben Sieg über Budjenny davongetragen hatte, würde ihrem Schicksal überlassen bleiben.

Es bestand jedoch für beide Seiten in der strategischen Lage ein wesentlicher Unterschied im Vergleich zu allen früheren Situationen. Erstens näherten sich die Sowjetarmeen jetzt Warschau, der Hauptstadt Polens, was unbestreitbar unsere Lage erschwerte und dem Gegner ein strategisches Übergewicht verlieh. Der Umstand, daß wir zum erstenmal seit sehr langer Zeit die Reiterarmee Budjennys halb geschlagen vor unserer Front hatten und nicht, wie bisher stets, in unserem Rücken, konnte diese Überlegenheit nicht ausgleichen. Einen noch stärkeren Einfluß auf die Veränderung der strategischen Lage beider Seiten übte vielleicht die Tatsache aus, daß die riesige strategische Barriere zwischen Norden und Süden in Gestalt der Pripjetsümpfe wegfiel. Wir Polen hatten bisher alle Vorteile der Umgehung dieser Barriere auf unserer Seite, umgekehrt hatten die Truppen der Sowjets den Bug noch vor sich, der sie daran hinderte, mit vereinten Kräften zu manövrieren...

Als ich am 2. August aus dem Süden, von Chełm, nach Warschau zurückkehrte, fand ich also, wie ich bereits erwähnte, einen Zustand ängstlicher Besorgnis vor. Ich spürte sofort einen Druck der gesamten militärischen Umgebung auf mich, die mich jetzt, da die Hauptstadt bedroht war, veranlassen wollte, neue Entschlüsse zu fassen. Alle Welt war damals tatsächlich der Meinung, daß lediglich Warschau und nichts anderes das Ziel der Operationen Tuchaczewskis sei. Alle verantwortlichen Autoritäten, sowohl die Zivil- wie die Militärbehörden, befanden sich in einem

Zustand großer Erregung. Die seit einem Monat andauernden ständigen Mißgeschicke lasteten, wie das bei solchen Ereignissen gewöhnlich der Fall ist, mit allen moralischen und materiellen Folgen einer Niederlage außerordentlich stark auf allen Militärs. Was mich persönlich betrifft, der ich zu einem Kampf bis aufs äußerste entschlossen war, — so stand ich doch unter dem Eindruck der soeben mißlungenen Kombination, die mit dem Plan einer Gegenoffensive von Breśc aus zusammenhing, und sah im ersten Augenblick keine andere vernünftige Lösung. Daher lehnte ich sofort alle Versuche, auf mich zu drücken, ab und kündigte meine Entscheidungen für den 6. August an.

Im Amt standen mir damals drei hohe Persönlichkeiten am nächsten: General *Rozwadowski* als Chef des Generalstabes, General *Sosnkowski* als Kriegsminister und der eben aus Frankreich eingetroffene General *Weygand* als technischer Berater der englisch-französischen Militärmission, die man in dieser für uns schweren Zeit geschickt hatte. Die Ansichten dieser Herren über die Lage gingen gewöhnlich stark auseinander. Und da die Lage ungewöhnlich gespannt war, waren wahrscheinlich auch ihre Besprechungen während meiner Abwesenheit nicht allzu angenehm. Denn ich fand eine solche Lage vor, daß zwei dieser Herren, der General *Rozwadowski* und der General *Weygand*, sich miteinander — ich mußte damals darüber lachen — nur mittels diplomatischer Noten verständigten, die am Sachsenplatz von einem Zimmer zum anderen geschickt wurden. General *Sosnkowski*, der Kriegsminister, versuchte diese Gegensätze beizulegen und diesem Paar, das ständig miteinander im Streit lag, ein guter Schutzgeist zu sein.

Tuchaczewski hat offensichtlich von diesen Auseinandersetzungen gehört, denn er sagt, daß die französischen und polnischen Schriftsteller sehr gern die Schlacht an der Weichsel mit der Operation an der Marne vergleichen. Tatsächlich wurde in allen diesen Gesprächen die Marne sehr häufig erwähnt, wobei zwei Herren, General *Weygand* wie General *Sosnkowski*, eine besondere Vorliebe dafür besaßen. Wie einst Marschall Joffre die Marne und die Seine zu Deckungszwecken ausnützen wollte, hinter denen er die Umgruppierung seiner Streitkräfte nach dem linken Flügel durchführen konnte, wo sich die Hauptstadt Paris befand, — so suchte man auch hier hinter der Flußdeckung des

San und der Weichsel ein starkes Manöver des linken Flügels bei Warschau und Umgebung bis Modlin. Hier wie dort suchte man also einen Gegenangriff des linken Flügels, der sich auf die Hauptstadt stützen sollte. General Rozwadowski war ein Gegner dieses Marneplanes, denn er war überhaupt gegen alles, was in einem anderen Zimmer des Gebäudes am Sachsenplatz gesprochen wurde . . .

Ich selbst nahm an diesen Zwiegesprächen und Streitigkeiten wenig Anteil; aber gleich wie anderen kam auch mir ein historischer Vergleich, der mir auch heute noch am zutreffendsten erscheint, soweit überhaupt historische Vergleiche passen können. Tuchaczewski vergleicht, in der Absicht, seinem Schmerz über die Südfront einen grelleren Ausdruck zu verleihen, die Schlacht bei Warschau mit der Niederlage Samsonows in Ostpreußen im Jahre 1914. Dort konnte in der Tat der General Rennenkampf, der sich, wie Budjenny und der Kommandeur der russischen XII. Armee, andere Ziele gestellt hatte, Samsonow nicht rechtzeitig zu Hilfe eilen, als Marschall Hindenburg seine Streitkräfte gegen ihn konzentrierte und ihm eine Niederlage zufügte.

Ich selbst verglich Tuchaczewskis „Marsch über die Weichsel“ mit einem anderen Marsch „über die Weichsel“ des Generals Paskiewicz im Jahre 1830. Ich behauptete sogar, daß der Plan und der Aufbau des Marsches wahrscheinlich den Archiven des Russisch-Polnischen Krieges aus dem Jahre 1830 entnommen ist. Tuchaczewski wie Paskiewicz stützten ihren rechten Flügel – das Gros ihrer Streitkräfte – auf Staaten, die sozusagen offiziell neutral waren, aber uns feindlich gegenüberstanden. Von Anfang an zog Tuchaczewski daraus einen großen Vorteil, da ihm Litauen aktive Hilfe zu gewähren begann. Ich folgte der Entwicklung der Ereignisse mit einer gewissen Unruhe, als sich sein rechter Flügel auf dieselbe Weise auf Ostpreußen stützte.

Ich ordnete sogar an, zu prüfen, ob er daraus nicht den gleichen Vorteil zog wie einst Paskiewicz. Dieser nämlich besaß wie Tuchaczewski sehr umständliche und schwierige Verbindungen mit dem Hinterland und suchte preußische Hilfe, die sich auf die Gemeinsamkeit der Interessen der Teilungsmächte stützte, – Hilfe für seine Truppen durch die Lieferung alles zum Lebensunterhalt Notwendigen. Meine Befürchtungen zielten vor allem auf die Lieferung von Munition, woran Tuchaczewski nach seinem langen

Marsch von der Düna und Berezina bis vor Warschau Mangel leiden konnte.

Alle historischen Vergleiche schwanken, aber sie sind trotzdem ein Bedürfnis jedes kultivierten Geistes. Die Militärs müssen sich besonders dadurch auszeichnen, denn ihr Geist und ihr Charakter sind überaus häufig an der Geschichte der Kriege, selbst der längst vergangenen, geschult. Historische Beispiele sind also häufig, wie ich es nenne, geistige Anknüpfungspunkte in den Überlegungen der Führer. Sie geben jedoch niemals solche starken und mächtigen Anregungen wie etwa andere geistige Anknüpfungspunkte, die von verschiedenen Grundsätzen und Theorien stammen. Gerade bei den in Gesprächen angewandten historischen Beispielen hält man gewöhnlich den mächtigen Ruf aus dem Invalidendom in Paris am wenigsten für angebracht: „Aber, meine Herren, es ist die Wirklichkeit der Tatsachen, die befiehlt!“ Denn selten sind historische Beispiele eine treibende Kraft des Menschen und daher auch der Führer. Da ich gerade bei diesem Thema bin, möchte ich, während ich auf literarische Weise mit Tuchaczewski die Schwerter kreuze, die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne ihm zu sagen, daß das Beispiel der Marne für ihn nicht ganz ohne Beweiskraft ist.

Natürlich geht es hierbei nicht um den strategischen Plan und um die Grundlage der Schlacht, denn diese beiden Dinge haben tatsächlich nichts Gemeinsames, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Während General von Kluck seinen rechten Flügel dem Waffenplatz Paris aussetzte und sich dabei der benachbarten Armee des Generals Bülow näherte, entfernte sich Tuchaczewski von seinen Nachbarn im Süden und setzte so seinen linken Flügel Bedrohungen aus, während er in Übereinstimmung mit seiner Absicht seinen rechten Flügel auf das neutrale, aber Polen ungünstig gesinnte Ostpreußen stützte. Die Ähnlichkeit finde ich eher in der geistigen Grundlage der Befehle und der Tätigkeit der Deutschen im Jahre 1914 und Tuchaczewskis im Jahre 1920 – nämlich in der Unterschätzung des Gegners...

Wenn ich nun zum Entschluß übergehe, den ich am 6. August in Warschau faßte, dann muß ich zunächst bekennen, daß man bei den Gesprächen, die ich bisweilen wider Willen anhörte, zwei für mich als obersten Führer außerordentlich wichtige Beweggründe überhaupt nicht in Erwägung zog. Der eine war die Tat-

sache, daß wir Friedensverhandlungen führen sollten. Gerade unter dem Druck dessen, was Tuchaczewski als ein Komplott des internationalen Kapitals oder der internationalen Bourgeoisie bezeichnet, die uns angeblich lenkte, sollten wir ausgerechnet in das Hauptquartier Tuchaczewskis, nach Minsk, eine Delegation schicken, um den Frieden zu erbetteln. Ich konnte diesem Unternehmen keinen anderen Namen geben als den einer Bettelei. Denn es hieß, Friedensverhandlungen zu einem Zeitpunkt einzuleiten, in dem der siegreiche Feind an die Tore unserer Hauptstadt pochte und die Organisation des Staates zu vernichten drohte, ehe er ein Wort vom Frieden ausgesprochen hätte. Ich weiß nicht, wie die ehrenwerten Teilnehmer der kriegsgeschichtlichen Diskussion am Sachsenplatz über diesen Schritt dachten und fühlten. Ich weiß das nicht, und ich habe es auch niemals wissen wollen. Aber ich weiß, daß mich als einen Menschen, dem man – allerdings immer vergeblich – die Eigenschaft der Unterwürfigkeit beizubringen versuchte, dieses Moment schwerer bedrückte als alles andere. Sowohl als oberster Führer wie als Chef des Staates mußte ich die Tatsache in ernste Erwägung ziehen, daß unsere Delegation nur dann Warschau verlassen durfte, wenn es sicher war, daß sich die Hauptstadt hielt. Das erschwerte, wie wir sehen werden, meine Entscheidung außerordentlich.

Der zweite Umstand, den man nicht besprach, der aber stets eine der schwersten Bürden des Führers bildet, war die in die Augen springende Notwendigkeit, die gesamte Führung zu reorganisieren, falls wir die Initiative ergreifen sollten. Entsprechend meinem früheren, bereits erwähnten Entschluß hatte ich bereits die Kommandeure an der Nordfront, und zwar den General Szeptycki ebenso wie den General Żygladowicz, abgelöst. General Szeptycki wurde seines Kommandos, wie ich vorgesehen hatte, nach der Ankunft der Truppen am Bug enthoben. General Żygladowicz, der Führer der I. Armee, wurde schon früher, nach dem Fall von Grodno, durch den General Romer ersetzt. Mit wahrhaftigem Vergnügen kann ich sagen, daß von dem Augenblick an, in dem dieser energische General die Führung in seine Hand nahm, unsere I. Armee, obwohl sie von neuem das schwere Gewicht der konzentrierten drei Nordarmeen des Feindes ertragen mußte, er sehr wohl verstand, die Aufgabe zu verwirklichen, die ich von den Truppen im Norden forderte, nämlich Zeit zu gewinnen.

Aber bei den weiteren Entscheidungen, die meiner harften, handelte es sich nicht mehr um einen Personenwechsel, sondern es war notwendig, große Änderungen in der gesamten Befehlsorganisation und bei der Verteilung der Aufgaben vorzunehmen. Sonst wäre der Gedanke, zu gegebener Zeit die Initiative zu ergreifen, von vornherein verfehlt gewesen.

Diese beiden, in den Gesprächen nicht erwähnten Verpflichtungen lasteten auf mir. Die erste war zudem eine fast erdrückende Bürde, denn in ihrem Hintergrunde lag eine Art von Zwang zu strategischem Unsinn, zu logischem Widerspruch. Diese Bürde machte mir am meisten zu schaffen, als ich mich am Abend des 5. August und in der Nacht zum 6. August – nicht in Gesellschaft von Beratern, sondern allein – in meinem einsamen Zimmer im Belvedere inständig bemühte, zu einem Entschluß zu gelangen.

Es gibt einen bewunderungswürdigen Ausspruch des größten Kenners der menschlichen Seele im Kriege: Napoleons, der von sich selbst sagt, daß er, im Begriffe, einen für den Krieg wichtigeren Entschluß zu fassen, sich fühlt „comme une fille qui accouche“, wie eine junge Frau, die niederkommt. Ich habe seit jener Nacht oft an die tiefe Feinheit dieses Gedankens Napoleons gedacht, der – obwohl ein Riese an Willenskraft und genialer Begabung, und obwohl ein Verächter der Schwäche des schönen Geschlechts – sich mit einer schwachen jungen Frau vergleicht, die sich im Wochenbett quält. Napoleon sagte weiter von sich, daß er in solchen Augenblicken „kleinmütig“ wäre.

In derselben Qual des Kleinmuts konnte ich mich beim besten Willen mit dem widerspruchsvollen Grundplan der Schlacht nicht abfinden, mit diesem Unsinn, daß das Gros meiner vor Warschau stehenden Streitkräfte in Untätigkeit verharren sollte. Der Gegenangriff konnte meiner Meinung nach weder von Warschau noch von Modlin ausgehen. Überall würden wir frontal auf den Gegner und seine Hauptstreitkräfte stoßen, die, wie ich annahm, in ihrer Gesamtheit auf Warschau gerichtet waren, wo weder die Truppen noch die Führung sich gegen den siegreichen Feind zu helfen verstand. Außerdem lag über ganz Warschau der Alpdruck schwächlichen Rasonnierens und des Geschwätzes der Feiglinge. Ein greller Beweis dafür war die ausgesandte Delegation, die um Frieden flehen sollte. Ich verurteilte Warschau also von vornherein zu einer passiven Rolle, nämlich dazu, dem Druck zu wider-

stehen, der auf der Stadt lastete. Indessen wollte ich damals nicht auch noch der Mehrheit unserer Truppen die gleiche passive Rolle zuerkennen. Aber wenn ich von neuem die Möglichkeit ins Auge faßte, die zur Passivität verurteilte Besatzung zu verringern, dann begann ich zu zweifeln, ob Warschau aushalten würde, oder ob nicht allein schon die Tatsache des Abmarsches eines bereits bei ihr zusammengezogenen Teiles der Truppen eine Verminderung der an sich schon ziemlich schwachen moralischen Widerstandskraft der Stadt und erneuten Zweifel an der Möglichkeit ihrer Verteidigung hervorrufen würde. Ich wußte genau – in Lemberg hatte ich dies deutlich beobachten können –, wie es um eine große Stadt steht, wenn vor ihren Toren der Kampf tobt und wenn in ihren Straßen, wie es damals in Warschau der Fall war, Teile der Etappe und Trains der im Kampf befindlichen Truppen herumzogen. Der Soldat muß dann mit der Stadt ein gemeinsames Leben führen, und jeder Druck auf diese oder jene Seite der städtischen Seele zermürbt die Widerstandskräfte des Soldaten oder hält sie aufrecht.

Ich erinnerte mich sehr wohl daran, daß der größte Teil meiner bei Warschau zusammengezogenen Truppen nach einer langen Reihe von Niederlagen, nach langen und unaufhörlichen Schicksalsschlägen in die Hauptstadt gelangte. Die zahlenmäßige Verminderung ihrer Kräfte, die Wegnahme einzelner Kampfeinheiten, die schon hier standen, erschien mir gefährlich. Sollte ich also wirklich ganze zehn Divisionen, fast die Hälfte der gesamten polnischen Streitkräfte, zur Untätigkeit verdammen? Das war die Frage, die mich bewegte. Ich erwog immer wieder die Stärke der für Warschau und Modlin vorgesehenen Besatzung. Dank der ungewöhnlichen Energie, die der General Sosnkowski für Warschau an den Tag gelegt hatte, sprang sofort die riesige, bei uns im Kriege bisher unbekannte Stärke der Besatzungs-Artillerie ins Auge. Sie näherte sich wesentlich dem Ideal dessen, was man als „die Lehren des Weltkrieges“ bezeichnete. Die Artillerie konnte also tatsächlich ein wirkliches Trommelfeuer vollführen, und nicht nur ein solches, wie man es mir in den Meldungen aufstischte.

Es schien mir also von neuem möglich, in Übereinstimmung mit dem Sinn des Krieges und der Taktik wenigstens einen Teil der beweglichen Kräfte der Infanterie, der für Manöver geeigne-

ten Truppe, durch Verstärkung der Wucht des Artilleriefeuers zu ersetzen. Sooft ich den Versuch machte, mich von der Notwendigkeit zu überzeugen, einen meiner Meinung nach so offensichtlichen Unsinn nicht zu befehlen, — wich ich vor dem Entschluß zurück, erdrückt von der Verantwortung gegenüber dem Staat und seiner Hauptstadt. Ich konnte weder der moralischen Widerstandskraft der Truppen und der Einwohner der Hauptstadt Vertrauen schenken, noch war ich der Militärbehörden und der Zivilverwaltung sicher. Dieser unsinnige Plan quälte mich derart, daß ich bisweilen aus allen Ecken meines Zimmers ein spöttisches Lachen zu hören glaubte, wenn ich diesen Unsinn und diese offenbare Dummheit als Ausgangspunkt meiner Berechnung und meines Entschlusses nehmen wollte.

Alle Kombinationen, die ich in dieser Lage versuchte, um ein Element der Bewegung und des Angriffes zu organisieren, mußten notwendigerweise schwach und wesentlich geringer ausgestattet sein als der passive, nur zur Verteidigung bestimmte Teil meiner Streitkräfte. Woher sollte ich sie holen, diese Kräfte, wie sollte ich sie für die Bewegung organisieren? Was zuerst in die Augen sprang, war die IV. Armee, die sich langsam vom Bug zurückzog. Die gerade Richtung, in der der Feind sie trieb, führte sie zwischen Warschau und Demblin an die Weichsel. In dieser Gegend gab es weder Brücken noch andere rasche Übergänge. Bei einem stärkeren Druck des Feindes konnte diese Armee an die Weichsel gedrückt werden und in eine überaus kritische Situation geraten. Man mußte sie also entweder gegen Warschau oder gegen Demblin heranziehen — oder sie in zwei Teile teilen, deren einer nach Norden, der andere nach Süden dirigiert wurde. Von ihr also könnten, wenn sie ganz oder teilweise nach Süden abzog, einige Truppen — von Warschau nicht gebunden — zur freien Verfügung stehen. Dazu wäre aber, so gut es ginge, eine sofortige Besetzung des linken Weichselufers zwischen Warschau und Demblin notwendig. Nochmals also hätte sich die Zahl der untätig bleibenden Truppen auf Kosten der Kräfte vermehrt, die zum Vorstoß geeignet waren. Außerdem verursachte mir der moralische Zustand der IV. Armee ebenfalls einige Befürchtungen. Sie zog sich ebensolange zurück wie die I. Armee, sie hatte zwar vielleicht geringere Kämpfe zu liefern gehabt, aber der plötzliche und unerwartete Verlust von Breść, der mir so frisch in der Er-

innerung war, flößte mir keineswegs viel Vertrauen in dieser Beziehung ein.

Eine zweite Kraftquelle konnte für mich der Süden darstellen, aus dem ich schon die 18. Infanteriedivision herausgezogen hatte. Die Südfront befand sich in einer glücklicheren Lage als der Norden, und die hartnäckigen Kämpfe wie auch die unbezähmbare Aktivität der Führer gaben mir eine größere Garantie für die moralische Widerstandskraft der Truppen, die ich von dort unten nahm. Wenn ich aber einen Überschlag machte, wie viele Kampfeinheiten ich von der Südfront abziehen könnte, dann kam ich immer und ständig zu dem Ergebnis, daß ich nicht in der Lage war, die Streitkräfte im Süden in größerem Maße zu schwächen. Der Sieg über Budjenny war recht unvollständig, und obwohl es schien, daß dieser kaum in der Lage war, sofort eine neue Offensive zu beginnen, so war es jedoch bei einem Versuch einer bedeutenden Schwächung unserer Kräfte meiner Meinung nach nicht ausgeschlossen, daß die Reiterarmee, die uns schon so viel Schaden zugefügt hatte, von neuem ihren Vormarsch begann.

Alle Kombinationen, die ich in dieser Hinsicht in der Nacht vom 5. zum 6. August aneinanderreichte, gaben mir also nur die Möglichkeit, aus dem Süden etwa zwei Infanterieregimenter und vielleicht eine Kavalleriebrigade heranzuholen, wenn ich nicht allzuviel aufs Spiel setzen wollte. Eine so kleine Gruppe konnte natürlich für die Stärke meines Gegenangriffs nicht viel bedeuten und nur einen geringen Einfluß auf die Widerstandskraft der anderen Truppen ausüben. Bei der Zusammenstellung aller Tatsachen konnte ich während meiner Überlegungen zu keinem anderen Ergebnis kommen, als daß es möglich war, für den Gegenangriff drei bis vier Infanteriedivisionen und eine nicht sehr große Menge Kavallerie zu verwenden. Aber was konnte das gegenüber einem Feind bedeuten, der bisher ständig den Widerstand der Mehrheit unserer Streitkräfte gebrochen hatte?

Alle meine Überlegungen endeten also bei diesem Häuflein Soldaten, bei dieser unsinnigen Voraussetzung, bei dieser absurden Ohnmacht, bei diesem Übermaß an Risiko, vor dem die Logik zurückschreckte. Alles erschien mir in düsteren Farben und hoffnungslos. Die einzig völlig klaren und günstigen Erkenntnisse in meinem Gesichtskreis waren lediglich das Fehlen der Reiterarmee Budjennys in unserem Rücken und die Ohnmacht der

XII. russischen Armee, die sich von der in der Ukraine erlittenen Niederlage nicht erholen konnte. Verhältnismäßig klar war auch die Umordnung der Führung. Im Augenblick, in dem der größte Teil der Truppen eng auf Warschau und Umgebung konzentriert werden sollte, mußte dort ein einheitliches Kommando errichtet werden. Die Zahl der bereits angesammelten Truppen ergab die Notwendigkeit der Teilung in zwei Armeen. Die Gegenoffensive mußte, ganz abgesehen von der Menge der teilnehmenden Truppen, von einem einzigen Armeeführer geleitet werden. Die Südfront, die den Norden zu decken hatte, mußte gleichfalls in einer Hand liegen. Das brach völlig mit der bisherigen Gewaltenteilung. Die schwerste Aufgabe fiel dem zu, der – obwohl er schwach war – Kraft zu geben hatte und entgegen aller Logik die entscheidende Rolle spielen mußte.

Von vornherein entschloß ich mich, mit niemandem meiner Untergebenen die Verantwortlichkeit für einen solchen unsinnigen Plan zu teilen. In dem Augenblick, in dem ich als oberster Heerführer einen solchen Unfug hinnahm, mußte ich auch selbst die Ausführung des unsinnigsten Teiles meines Planes übernehmen. So hielt ich also von vornherein an dem Gedanken fest, daß ich die zum Gegenstoß bestimmte Gruppe ohne Rücksicht auf ihre Stärke oder Schwäche persönlich führen würde. Dieser Gedanke schien mir auch deswegen lieb, da ich nun in der Zeit der entscheidenden Operation nicht mehr das ständige Ziel des Drängens der klügelnden Furcht und der geschwätzigen Kraftlosigkeit war.

Nachdem ich wiederholt alle meine möglichen Lösungen verglichen hatte, beschloß ich zweierlei: den größten Teil der IV. Armee nach Süden zu ziehen und außerdem das im Süden gebildete Deckungssystem dadurch zu verletzen, daß ich aus ihm die beiden Divisionen herauszog, die ich für die besten hielt, die 1. und 3. Legionsdivision. Darüber hinaus entschloß ich mich endgültig, das Kommando des Gegenangriffs zu übernehmen. Dabei nahm ich von vornherein, da ich auf vielleicht längere Zeit die unmittelbare Leitung einer ziemlich schwachen Gruppe der Streitkräfte übernahm, deren oberster Führer ich gleichzeitig war, eine gewisse Verwirrung in der Kommandogewalt mit in Kauf.

Als sich am Morgen des 6. August General Rozwadowski bei mir meldete, um meine Befehle in Empfang zu nehmen, erklärte

ich ihm sofort, daß sich die IV. Armee in ihrer Mehrheit nach Süden zurückziehen muß, um sich dort zu konzentrieren und dann zum Gegenangriff überzugehen. Ferner befahl ich als unerläßlich, die 1. und 3. Legionsdivision aus der Südfront herauszuziehen, um die für den Angriff bestimmte Gruppe zu verstärken. In der Erkenntnis jedoch, daß nach dieser Schwächung die Südfront wahrscheinlich den vor ihr stehenden Feind nicht mehr aufhalten könnte, empfahl ich, der VI. Armee zu befehlen, sich bei starkem Druck des Feindes allmählich auf Lemberg zurückzuziehen. Außerdem befahl ich für den Fall, daß Budjenny gegen Norden vorrücken würde, — daß unsere gesamte Kavallerie mit der besten dort befindlichen Infanteriedivision ihm auf dem Fuß folge und ihn um jeden Preis aufhalte. Nach einer kurzen Diskussion wählten wir als Ort des Aufmarsches das durch einen verhältnismäßig breiten Fluß, den Wieprz, gedeckte Gelände, was uns gestattete, den linken Flügel auf Demblin zu stützen und so die Brücken sowohl über die Weichsel wie über den Wieprz zu sichern. Auf dieser Grundlage wurden die Befehle vom 6. August ausgearbeitet, die die strategische Verteilung der Truppen für die Schlacht bei Warschau regelten.

Eine zusätzliche Erschwerung meines grundsätzlichen Befehles vom 6. August bildete der Umstand, daß alle zu passiver Rolle bestimmten Kampfeinheiten entweder schon gesammelt waren oder sich in ihrer natürlichen Rückzugslinie zurückbewegten. Die einzige Ausnahme, die Zweifel erwecken konnte, ob der Plan gelang, war gerade die aktive, zum Gegenstoß bestimmte Gruppe. Denn die Truppen, die zu dieser Gruppe gehören sollten, standen alle noch in unmittelbarer Fühlung und im Kampf mit dem Feind, und die Marschrichtung, die sie in den Aufmarschraum führte, bedingte ein recht verwickeltes Manöver und nicht nur eine einfache, gewöhnliche militärische Leistung. Die drei Divisionen der IV. Armee, die 14., 16. und 21., die noch am 6. und sogar noch am 7. August in heftige Kämpfe am Bug verwickelt waren, sollten sich also nicht nur vom Feinde loslösen, sondern dazu noch einen gewagten Flankenmarsch durchführen, um das Gelände hinter dem Wieprz zu erreichen. Noch schlechter und schwieriger war die Lage für die beiden anderen Divisionen, die ich zum Gegenangriff aus dem Süden heranzog, für die 1. und 3. Legionsdivision. Ich hatte angeordnet, ihnen Kavallerie beizugeben, für die

der Abmarsch natürlich leichter war. Dagegen überschritt wohl meiner jetzigen und meiner damaligen Meinung nach bei den beiden Infanteriedivisionen, die etwa 150 bis 250 Kilometer weit vom Aufmarschraum entfernt in Berührung mit dem Feind standen, die verlangte Aufgabe das durchschnittliche Maß menschlicher Kräfte. Ich rechnete im Geiste – obwohl der Befehl anders lautete – damit, daß es dem General Rydz-Śmigły, dem diese Aufgabe zufiel, höchstens gelingen würde, mit einer Division und einer Kavalleriebrigade die Konzentrationsbasis zu erreichen. Von der anderen Division, der ich gleichfalls den Marsch nach Norden befohlen hatte, wage ich nicht einmal zu träumen.

Es ist also nicht erstaunlich, daß ich vom 6. bis zum 12. August mit fieberhafter Spannung der Entwicklung dieser gewagten und unsicheren Operation folgte. Der Rückzug unserer IV. Armee vollzog sich fast ohne Hindernis von seiten des Feindes, der nämlich seine XVI. Armee direkt nach Norden lenkte, so daß der südliche Flügel dieser Heeresgruppe der Straße Breść–Warschau folgte. Sobald also die Divisionen der IV. Armee diese Straße überschritten hatten, um südwärts gegen den Wieprz zu marschieren, hörte der Druck des Feindes fast völlig auf.

General Rydz-Śmigły führte seine Aufgabe außerordentlich geschickt durch. Seine Operationen und die Manöver seiner beiden Divisionen bilden eine der ruhmreichsten Seiten in der Geschichte der polnischen Armee. Er und seine Divisionen fanden die Lösung der verwickelten Aufgabe in einer aktiven Haltung.

Infolge ihrer moralischen Widerstandskraft suchten diese beiden Divisionen vor allem den Feind, mit dem sie in Fühlung standen, zu besiegen, um auf diese Weise Zeit zu gewinnen und ihren Marsch in den Norden, wohin ich sie gerufen hatte, in aller Ruhe durchzuführen. Die 1. Division schlug am 8. August die 24. Infanteriedivision der Sowjets und nahm ihr unweit von Horochów acht Geschütze ab; in einem Gewaltmarsch erreichte sie Sokal, wo schon die Eisenbahnzüge für sie bereitstanden. Ihr Abtransport vollzog sich ohne Hindernis. Das gleiche tat die 3. Division bei Hrubieszów, da aber für sie leider keine Züge bereitstanden, mußte sie ihren Marsch nach Norden zu Fuß durchführen.

Die Kämpfe der 1. und 3. Division hatten eine interessante und charakteristische Folge. Bei einem unserer gefallenen Offiziere fand irgendwo in der Nähe von Chełm der Feind unseren Befehl

vom 6. August, der die neue Gruppierung unserer Truppen anbefahl. Diese Unvorsichtigkeit, die sich in der Geschichte der Kriege so häufig wiederholt und unaufhörlich in allen Dienstvorschriften aller Heere so streng verboten ist, spielte den Sowjets das Geheimnis unserer Heeresbewegungen in die Hand. Bei Tuchaczewski und bei Sergiejew finde ich, daß man im Hauptquartier der Sowjets diesem Dokument nicht den geringsten Glauben schenkte, da aus derselben XII. Armee Meldungen kamen, daß bei Hrubieszów die für den Angriff im Norden bestimmten Divisionen, die 1. und die 3., siegreich im Süden kämpften, nicht aber irgendwo in der Umgebung von Lubartów, wohin sie der Befehl vom 6. August rief. Tuchaczewski, der ausdrücklich bezeugt, daß er aus diesem Anlaß eine Unterredung mit seinem Vorgesetzten hatte, unternahm trotzdem nichts, um seinen eigenen bedrohten linken Flügel und seinen Rücken zu sichern.

Das Wunder an der Weichsel

Vor meiner Abreise von Warschau hatte ich am 12. August abends am Sachsenplatz eine letzte Unterredung mit den drei Persönlichkeiten, von denen ich oben gesprochen habe. Im Laufe dieses Gespräches legte ich meine Auffassung der Lage in folgenden Punkten fest:

Erstens haben von den zwanzig Divisionen, die an den für das Schicksal unserer Hauptstadt entscheidenden Kämpfen teilnehmen sollten, fast fünfzehn, also drei Viertel, eine passive Rolle zu spielen, und kaum ein Viertel, etwa fünf und eine halbe Division, von denen sich noch eine im Anmarsch verspätete, spielen eine aktive Rolle. Warschau, wo zehn und eine halbe Division versammelt sind, besitzt außerdem eine beträchtliche Artillerie, und ich meine, daß das Artilleriefeuer allein in Zusammenwirkung mit den in Warschau befindlichen Flugzeugen genügen würde, den Feind mit Leichtigkeit aufzuhalten. Ich glaube also nicht, daß die Zeit für Warschau große Bedeutung hat. Es würde im Gegenteil meiner Meinung nach für die Gesamtheit der Operationen sogar besser sein, wenn der Feind im Laufe seines Angriffs erst starke Verluste erleidet und sich im Kampf mit der Besatzung Warschaus stark binden muß, so daß er nicht imstande wäre, den von mir geführten, im Anmarsch befindlichen Truppen mit größeren Kräften entgegenzutreten.

Zweitens wies ich darauf hin, daß die für den Gegenangriff zusammengestellten Truppen, also diese fünf und eine halbe Division, noch eine gewisse Zeit zum Ausruhen und für die notwendige Umgruppierung benötigen sowie für die Einreihung der Verstärkungen, die dorthin dirigiert wurden. Ferner brauchte ich Zeit, um selbst die Truppen besichtigen zu können, denn ich befürchtete, daß ihre moralische Widerstandskraft nicht so stark ist, wie man es für eine so mühsame und gewagte Unternehmung fordern müßte. Daher glaube ich nicht, meine Operation früher als am 15. August beginnen zu können; ich vermute jedoch, zwei Tage nach Beginn der Operation dem angegriffenen Warschau so nahe zu stehen, daß mit dem Gros der bei Warschau versammelten Streitkräfte vereintes Handeln möglich sein würde.

Drittens wies ich auf die Schwere der Gefahr hin, die das von mir durchgeführte Manöver zu einem ungewöhnlich gewagten Unternehmen stempelt. Durch das Herausziehen der 1. und 3. Lejonsdivision aus der Südfront öffnete ich nämlich unter anderem auch für die Reiterarmee Budjennys ein Einfallstor. Ungeachtet der Tatsache, daß sich dort unsere Reiterei mit dem nachdrücklichen Befehl aufhält, die Reiterarmee Budjennys auf ihrem Marsch gegen uns aufzuhalten, gestattet mir die bisherige Erfahrung nicht, mich sicher zu fühlen. Ich muß also damit rechnen, binnen kurzer Zeit die von Sokal und Hrubieszów aus vorwärts marschierende Reiterarmee Budjennys oder Teile von ihr unmittelbar in meinem Rücken zu haben, was meine Anstrengungen in hohem Grade gefährden könnte. Gleichzeitig wies ich darauf hin, daß ich am Bug der 12. Sowjetarmee gegenüber nur sehr schwache Kräfte zurücklasse, — die 7. Division in der Umgebung von Chełm und die sehr schwache 6. ukrainische Division weiter südlich von ihr.

Schließlich lenkte ich bei der Verabschiedung vom General Sosnkowski seine Aufmerksamkeit auf die Unordnung, die sowohl in der Führung wie in der Organisation der Truppen herrscht, und verlangte von ihm, daß er sich ständig und unaufhörlich um die Beseitigung aller Gruppen, Grüppchen, Untergruppen und Obergruppen, Nebengruppen und Hintergruppen bemühte, die trotz meiner Bemühungen noch in so weitem Umfange bestanden, daß es Kommandeure mit Stäben, aber ohne Truppen gab, und daß an manchen Orten bereits hundert Sol-

daten sich in drei verschiedene, von Generälen geführte Gruppen gliederten. Ferner sollte er sich ständig darum bemühen, den unaufhörlich miteinander streitenden und sich zankenden Generälen weiterhin ein Schutzgeist zu sein, und auf jede nur mögliche Weise die Anarchie in der Führung zu verringern, die ich befürchtete. Denn beim Fehlen meiner Autorität konnte die Verteidigung der Hauptstadt selbst dann zusammenbrechen, wenn wir über den Feind ein Übergewicht erhalten konnten.

Nach Erledigung dieser Angelegenheiten reiste ich am 12. August abends von Warschau ab. Ich fuhr hinaus im Vollbewußtsein dieser ganzen Sinnlosigkeit und empfand sogar einen gewissen Ekel vor mir selbst, daß ich wegen der polnischen Feigheit und Ohnmacht gezwungen war, jeder Logik und jedem gesunden Grundsatz des Krieges zuwider zu handeln. Daneben allerdings, das gebe ich zu, fühlte ich eine sehr starke Erleichterung, diese Umgebung zu verlassen, in der die Minute mehr bedeutet als die Stunde, die Stunde mehr als der Tag, und der Tag mehr als die Woche.

Nach meiner Ankunft in Puławy, meinem Quartier, und nach Prüfung der Lage stellte ich sofort einige Tatsachen fest. Vor allem war die Moral aller Divisionen — vier waren dort versammelt — nicht so schlecht, wie ich vorher vermutete. Obwohl gerade vor meiner Ankunft eine der Divisionen, die 21., einer alten, schon seit einem Monat angewandten Sitte gemäß ohne genügende Ursache den Brückenkopf am Wieprz bei Kock, den zu halten ihr befohlen war, infolge des Druckes einer kleinen feindlichen Gruppe aufgegeben hatte, — glaubte ich nicht, daß es unmöglich sei, diesen mühsamen moralischen Umschwung herbeizuführen, den nach einem langen Rückzug der Gegenangriff erfordert...

Im übrigen waren alle Nachrichten, die ich über den Feind sammelte, ein wenig rätselhaft. In Übereinstimmung mit dem strategischen Plan des Feindes mußte ich die Gruppe von Mozysz vor mir haben. Ihre Zusammensetzung und ihre Stärke waren bei uns niemals genügend geklärt worden. Wir wußten, daß die 57. Division zu dieser Gruppe gehört, aber außerdem mußten sich bei ihr auch noch irgendwelche andere Abteilungen befinden, die eine Art von der Gruppe unabhängiger Einheiten bildeten, so daß ich bisher keine genauen Angaben besaß. Ihre bisherige kriegerrische Tätigkeit sprach dafür, daß sie eine sehr

starke Gruppe darstellt. Sie griff vom 4. Juli ab in zwei verschiedenen Richtungen an, und zwar dort, wo wir am stärksten waren – längs der eigentlichen polesischen Front und nördlich längs der Straße Bobrujsk—Breść. Häufig las ich im Verlauf des vergangenen Monats Berichte, nach denen starke feindliche Kräfte uns nicht ohne Erfolg bald in der, bald in jener Richtung angriffen. Indessen beobachtete ich am 13. August eigentlich einen leeren Raum vor mir. Es gab höchstens einige Patrouillen, ein wenig zahlreicher vielleicht bei Kock und bei Maciejowice an der Weichsel, wo sich diese kleinen Abteilungen anscheinend darauf vorbereiteten, den Fluß zu überschreiten. Ich gestehe, daß ich dies alles für Partisanenabteilungen hielt, die, um zu requirieren, Futter zu beschaffen und zu plündern, quer durchs ganze Land geschickt waren. Die stärkste Ansammlung bildete noch die 58. Division der XII. Armee, die von Włodawa aus in der Richtung von Lubartów oder Chełm vorrückte.

Die Berichte aus Warschau lauteten beruhigend. Der Feind bereitete sich offensichtlich auf den Angriff vor und vollzog die entsprechenden Umgruppierungen. Auch aus dem Süden kamen keine alarmierenden Nachrichten. Die Überzeugung, die ich bereits aus Warschau mitgenommen hatte, festigte sich. Ich hatte noch etwas Zeit vor mir und beschloß, meinen Angriff erst am Morgen des 17. August zu beginnen, wenn sich der Ansturm auf Warschau bereits genügend entwickelt haben und das Gros der Sowjettruppen durch unsere vor Warschau versammelten Truppen festgehalten sein würde. Während dieser Zeit konnte ich meine Divisionen stärker in eine einzige, kleine Kampfeinheit zusammenschweißen, die dem Angriff entgegensah, und abwarten, bis die 3. Legionsdivision, die sich in ihrem Marsch nach Norden verspätete, die Front der anderen Divisionen erreichte.

Am anderen Tage jedoch, am 14., verschlechterte sich die Lage für mich. Aus Warschau kamen angstvolle Telegramme. Schon der erste Angriff der Sowjettruppen hatte unseren Widerstand gebrochen, und Radzymin samt Umgebung war uns im Sturm entrissen worden. Die Depeschen klangen ängstlich und gaben die Stimmung wieder, die in der Hauptstadt herrschen mußte. Eine gewisse Verwunderung bei mir riefen die Nachrichten über den sich verstärkenden Druck der Truppen Tuchaczewskis in westlicher Richtung, gegen Płock und sogar gegen Włocławek

und Brodnica, hervor. Die Telegramme, die davon berichteten, sprachen nicht nur von Kavallerie, wie ich bisher vermutet hatte. Dort gab es irgendein Rätsel, das ich nicht lösen konnte; denn diese Tatsache widersprach bis zu einem gewissen Grade meiner bisherigen Auffassung, daß Tuchaczewski alle seine Kräfte auf Warschau konzentriert habe.

Die ängstlichen Telegramme aus Warschau versuchten einen deutlichen Druck auszuüben, mich mit meiner Hilfe zu beeilen und trotz der Nichtbeendigung meiner Vorbereitungen damit einverstanden zu sein, den Angriff sofort zu beginnen. Obwohl dieses ganze Drängen und diese Angst mir vollkommen töricht erschienen, machte ich der in der Hauptstadt herrschenden Panik wegen ein dem gesunden Menschenverstand widersprechendes Zugeständnis, legte den Beginn der Offensive um einen Tag vor und ließ in Warschau wissen, daß ich meinen Angriff am 16. August mit Tagesanbruch beginne.

Mein Angriffsbefehl gefährdete am stärksten die beiden Flügeldivisionen, die 14. auf dem linken und die 1. Legionsdivision auf dem rechten Flügel. Ich hatte mich nämlich zu einem schnellen Schlag entschlossen und die gesamte Front davon verständigt. Ich schrieb vor, bestimmte Entfernungen zu überwinden, an die die Truppen, mit Ausnahme der 1. Legionsdivision, nicht gewöhnt waren. Ich untersagte ausdrücklich, um die Flügel besorgt zu sein, denn jede Division mußte so rasch vorrücken als irgend möglich, ohne sich darum zu sorgen, ob die Nachbarn zur Rechten oder zur Linken mitkommen. Da ich den Hauptkampf lediglich vor Warschau erwartete, ordnete ich an, daß die 1. Legionsdivision am allerraschesten vorrücken sollte. Sie mußte schon vom zweiten Tage ab den rechten einschwenkenden Marschflügel bilden, falls die auf dem linken Flügel stehende 14. Division etwa in der Gegend von Kolbiel bereits auf einen organisierten Widerstand gegen den auf Warschau zustrebenden Entsatz stoßen sollte.

Die sogenannte Gruppe von Mozyrz beunruhigte mich immer noch. Ich kannte ihre Stärke vor meiner Front nicht, und die Fliegeraufklärung stellte lediglich starke Fuhrwerksbewegungen von Osten und Nordosten her auf Łuków und Żelechów fest. Das konnte also irgendeine eilig vorgeschickte Gruppe sein, vielleicht sogar diese Gruppe von Mozyrz, so daß meine 1. Legionsdivi-

sion, deren östliche Flanke ungeschützt war, in eine verhältnismäßig kritische Lage geraten konnte.

Als allgemeine Richtlinie hatte ich allen Truppen, d. h. den vier Divisionen, befohlen, am zweiten Tage die Straße Warschau-Breść zu erreichen. Die 3. Legionsdivision bildete eine Ausnahme; sie geriet in einen heftigen Kampf mit der 58. Sowjetdivision und konnte für die Kampfhandlungen bei Warschau nicht mehr in Rechnung gestellt werden. Eher konnte ich auf die 2. Legionsdivision oder wenigstens auf Teile von ihr rechnen, die am Westufer der Weichsel nördlich von Demblin in einem passiven Abschnitt stand. Das Vorrücken meiner Truppen nach Norden befreite nämlich diese Division von ihrer Aufgabe.

Am 15. August lauteten die Nachrichten aus Warschau etwas beruhigender, aber alle Kämpfe bewiesen, daß sich der Druck des Feindes sowohl in der Umgebung von Radzymin als auch nördlich Warschau bei Modlin immer mehr verstärkte. Andererseits begann an der Südfront die Reiterarmee Budjennys in Aktion zu treten; unter ihrem Druck leitete unsere VI. Armee einen allmählichen Rückzug in Richtung Lemberg ein.

Am 16. August begann ich den Angriff, — sofern man so etwas überhaupt einen Angriff nennen kann. Einen einfachen und leichten Kampf beim Verlassen der Ausgangsstellung führte ausschließlich die 21. Division; sie hatte ein paar Tage zuvor aus unbekannten Gründen Kock geräumt und die dortige Brücke beschädigt. Jetzt mußte sie auf einer Furt den Wieprz durchwaten, um Kock von neuem zu nehmen. Die anderen Divisionen rückten fast ohne Fühlung mit dem Feind vor, da ich die unbedeutenden Scharmützel mit kleinen Abteilungen, die sich sofort beim Zusammentreffen mit ihnen zerstreuten und davonliefen, nicht als Kontakt zu bezeichnen wage.

Ich verbrachte den ganzen Tag im Auto, hauptsächlich bei der 14. Division auf dem linken Flügel, und sammelte teils selbst, teils durch meine Untergebenen ständig Meldungen und Eindrücke. Ich kann nicht leugnen, daß für mich am Abend dieses Tages, nachdem alle Divisionen bereits einige gute dreißig Kilometer nach Norden vorgerückt waren, das Geheimnis der sogenannten Gruppe von Mozyrz noch immer das Haupträtsel darstellte, das ich zu entziffern bemüht war. Diese Gruppe bestand eigentlich mit Ausnahme der 57. russischen Division überhaupt

nicht; aber dieses Ergebnis meiner Gedanken widersprach vollkommen meinen früheren, einen Monat lang Tag für Tag gesammelten Eindrücken. Dieses apokalyptische Tier, vor dem einen Monat hindurch zahlreiche Divisionen zurückgingen, mußte doch vorhanden sein. Ich glaubte zu träumen. Schließlich kam ich zu der Auffassung, daß mich irgendwo ein Hinterhalt erwartet.

Die 14. Division auf dem linken Flügel hatte ungehindert Garwolin passiert und kam von Mittag ab eigentlich bereits in den Aktionsbereich des linken Flügels der XVI. Sowjetarmee, die Warschau angriff. Ich wußte nämlich, daß diese Armee etwa unterhalb von Góra Kalwarja über die Weichsel setzen sollte, und von Karczew und Wiazownia, zwei Orten, die laut den Depeschen angegriffen waren, stand die Vorhut der 14. Division am 16. kaum noch 20 oder 25 Kilometer entfernt! Und immer noch kein Feind! Ich befahl am Abend der ganzen 2. Legionsdivision, die jetzt ihrer Aufgabe ledig war, sich sofort in Demblin zu sammeln und angesichts so vieler im Hinterhalt drohender Geheimnisse eine Reserve zu bilden. Irgendwo mußte ja doch die bisher siegreiche Gruppe von Mozyrz stecken, irgendwo auch die XVI. Armee, die Warschau angriff.

Der 17. August trug zur Klärung dieser Rätsel keineswegs bei. Ich suchte schließlich ihre Lösung auf dem rechten Flügel. Wieder verbrachte ich den ganzen Tag im Auto und suchte die Spuren des Geheimnisses und irgendein Anzeichen von Hinterhalt. Am späten Nachmittag fand ich in Łuków den Kommandeur der 21. Division mit seinem Stabe nach einem so herrlichen Vormarsch fröhlich schmausend. Die Brigadiers und einige Obersten, die mich bei Tisch umringten, erklärten einstimmig, daß eigentlich kein Feind mehr da sei. Begeistert erzählten sie mir, wie ihnen die ganze Bevölkerung zu Hilfe komme. Wo nur immer eine unbedeutende Gruppe des Feindes Widerstand leisten wollte, eilten die Bauern mit ihren Heugabeln und wohl auch die Bäuerinnen mit ihren Dreschflegeln unseren Goralen zu Hilfe, die barfuß in Schützenlinie zum Angriff ausschwärmten. Die Vorhut der Gebirgsdivision stand auf halbem Wege zwischen Łuków und Siedlce. Ich befahl, sofort auf Siedlce vorzustößen, in der Hoffnung, daß mir dieser Knotenpunkt die Lösung des Rätsels der Gruppe von Mozyrz erlauben würde.

Weiter östlich hatte die 1. Legionsdivision, wie ich erfuhr, alle

anderen überflügelt und mit ihrer Vorhut Biała und Międzyrzec erreicht. Weiter östlich hatte die 3. Legionsdivision, in ihrem Vormarsch aufgehalten, die 58. Sowjetdivision geschlagen und rückte, diese vor sich her treibend, auf Włodawa und Breść vor.

Als ich am Abend auf der schönen Straße von Łuków nach Garwolin gegen Westen zurückkehrte und die Gegend von Żelechów passiert hatte, wo ich den Troß der auf Kałuszyn marschierenden 16. Division antraf, da glaubte ich zu träumen und in eine Märchenwelt zu versinken. Ich konnte Traum und Wirklichkeit kaum unterscheiden. Hatte ich geträumt, als mich noch ganz kürzlich das Gespenst eines unaufhaltsamen Vormarsches einer unwiderstehlichen Gewalt bedrückte, die bereits ihre ungeheuren Prätzen zum tödlichen Griff an die Kehle ausstreckte? Oder träumte ich jetzt, daß meine fünf Divisionen ungehindert und ohne Widerstand kühn in das gleiche Gelände vorrückten, das sie eben erst in tödlicher Angst des Rückzuges dem Feinde geräumt hatten? Obwohl dieser Traum voller Freude sein mochte, — er konnte unmöglich mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Ein ganzer Monat voller Einbildung von der feindlichen Überlegenheit weigerte sich, zu verschwinden. Dieser Traum vom Glück konnte nicht der Wirklichkeit entsprechen. Mit diesen Eindrücken kam ich des Abends in Garwolin an.

Ich erinnere mich noch wie heute an den Augenblick, als ich, neben meinem Bett Tee trinkend, plötzlich aufsprang, als ich endlich das Echo des Lebens, das Echo der Wirklichkeit hörte, ein dumpfes Donnern der Kanonen, das von Norden her herüberhallte. Der Feind existiert also doch! Er ist also doch keine trügerische Täuschung! Meine Beschämung, die ich einst über den Schrecken und die Furcht vor diesem ungeheuren Gespenst empfand, der mir bereits wie irgendeine wunderliche Sagengestalt zu erscheinen begann, war also keineswegs unvernünftig und ohne Ursache. Der Feind existierte, und die Schlachtenmusik im Norden bestätigte es. Noch, als ich mich bereits zum Schlafen hingelegt hatte, hob ich einmal um das andere den Kopf aus den Kissen, um meinen Eindruck zu bestätigen. Der dumpfe Widerhall der Kanonen erschütterte regelmäßig die Luft und bezeugte mir einen ruhigen, ohne Nervenregung und im rhythmisch schlagenden Takt geführten Kampf. In der Gegend von Kołbiel, vielleicht noch ein wenig weiter weg, stand meine 14. Division im

nächtlichen Kampf. Ich berechnete rasch, daß dieser Kampf, selbst wenn er nicht zu einen augenblicklichen Erfolg führte und wenn die 14. Division sich zurückziehen mußte, doch immerhin das bedrohte Warschau entlastete; außerdem konnte ich am nächsten Tage die 2. Legionsdivision von Demblin und die benachbarte 16. Division vom Osten auf das Schlachtfeld heranziehen.

Als ich am Morgen des 18. August aufwachte, schwiegen die Kanonen bereits. Es herrschte völlige Ruhe. Ich beschloß sofort, an die Front zu fahren, um die Lage zu klären. Ich werde niemals den sonderbaren Eindruck vergessen, als ich – ohne auf irgendein Hindernis zu stoßen – Kolbiel erreichte und im Gutshaus nächst der Straße den Troß der 14. Division antraf. Ich erfuhr, daß die 14. Division einen Nachtkampf bestanden hatte und jetzt im Eilmarsch bereits auf Mińsk–Mazowiecki vorstieß, um meinen Befehlen gemäß mit der Morgendämmerung des dritten Tages die Straße von Breść zu erreichen. Wo steckt also die XVI. Armee? Als ich nach Mińsk fuhr, zeugten von ihr die ohne Gespann und Bedienung auf den Feldern zurückgelassenen Kanonen, die zahlreichen Leichen und Pferdekadaver, die an der Straße lagen, und schließlich die Bevölkerung selbst, die – sobald sie mich erkannte und das Auto anhielt – mir mit Begeisterung berichtete, daß die „Bolschewisten“ in Unordnung und Panik nach allen Seiten geflüchtet seien.

Viele hielten meine Weiterfahrt für nicht ungefährlich, da es in der Umgebung von zerstreuten und auseinandergejagten „roten Kosaken“ wimmelte. In Mińsk fand ich die 14. Division mit dem 15. Ulanenregiment. Alle Nachrichten, die ich über den beendeten Kampf sammelte, bezeugten, daß die 14. Division auf die beiden südlichsten Divisionen der XVI. Sowjetarmee gestoßen war. Unsere Division, die verhältnismäßig geringe Verluste – nicht über 200 Leute – erlitt, hatte den feindlichen Widerstand gebrochen und war Zeuge einer überstürzten Flucht geworden. Ich erfuhr ferner, daß in Übereinstimmung mit meinem früheren Befehl ein Teil der Warschauer Besatzung, nämlich die 15. Division, längs der Straße Warschau–Mińsk vorgestoßen war und gegenwärtig unweit Deby–Wielkie stand. Ich fand dort die 15. Division zusammengezogen und in einer überaus wunderlichen Kampfordnung. Die Batterien standen beiderseits der Straße, die einen nach Norden, die anderen nach Süden gerichtet. Im Divi-

sionsstabe erklärte man mir, daß diese Anordnung notwendig war, weil der Feind, der sich in aller Eile von Warschau zurückzog, eigentlich überall war, im Süden wie im Norden. Ich befahl der Division, sich an unsere IV. Armee anzuschließen und sich auf den Abmarsch nach Norden vorzubereiten, um über den Bug zu setzen, hinter dem ich Widerstand erwartete.

Es war mir klar, daß der in so raschem Tempo geführte Stoß vor Warschau bereits seine Wirkungen ausgeübt hatte. Aus allen Nachrichten schloß ich, daß – wenn ich nicht auf den Widerstand der sogenannten Gruppe von Mozyrz stieß – der von mir erwartete Widerstand der XVI. Sowjetarmee eigentlich beendet war. Drei ihrer Divisionen, die 8., 10. und 17., waren nach einem kurzen und wenig blutigen Kampf fast zerstreut. Ich glaube nicht, daß die beiden folgenden Divisionen dieser Armee, die 2. und die 27., den vereinten Anstrengungen der von Süden her vorstoßenden 14. und 15. Division und der von Westen aus herangeführten Divisionen der Warschauer Besatzung, die die Lücke bei Radzymin schließen sollten, Widerstand leisten konnten. Angesichts dieser Lage konnte ich erst hinter dem Bug auf einigen Widerstand rechnen, wo der Feind notwendigerweise die Streitkräfte seiner III. Armee sammeln mußte, die vor Zegrze und weiter westlich jenseits des Narew kämpften. Denn im entgegengesetzten Falle wäre die III. Armee in einer ungewöhnlich schweren Lage gewesen, da alle ihre Rückzugswege auf doppelte Weise, vom Feind und vom Narew, abgeschnitten.

Ich schloß daraus, daß der größte Teil der Sowjetarmeen gezwungen ist, sich von Warschau nach Osten zurückzuziehen, und daß es daher unsererseits notwendig ist, so schnell als möglich ein völlig einheitliches Zusammenwirken aller vor Warschau versammelter Truppen zu veranlassen, um nach Vernichtung der einen der Sowjetarmeen durch energische Verfolgung und Nachdrängen von allen Seiten auch den Rest der feindlichen Streitkräfte zu schlagen und zu lähmen.

Ich beschloß deshalb, mich sofort nach Warschau zu begeben, um die Verfolgung sowie den allgemeinen Angriff zu organisieren und anzuordnen. In Warschau fand ich eine etwas andere Stimmung, als ich erwartet hatte. Wenn man auch Freude und ein gewisses Gefühl der Erleichterung infolge der Befreiung Warschaus von dem unmittelbaren Druck des Feindes empfand, so

herrschte doch von neuem eine große Unruhe wegen der zahlreichen Angriffe auf die Städte an der unteren Weichsel, wie Płock und Włocławek, und wegen des immer weiteren Vorrückens feindlicher Abteilungen in den sogenannten Danziger Korridor. Daneben erschien allen, mit denen ich sprach, unsere strategische Lage keineswegs so günstig und so gründlich verändert, wie ich darüber urteilte. Während ich mich bereits von der Suggestion der während eines Monats unaufhörlich erlittenen Mißgeschicks befreit hatte und für den Feind zur Vermeidung der ihn bedrohenden Niederlage nur noch die Möglichkeit sah, sich hinter dem Bug zu verteidigen, dem sich die Divisionen der IV. Armee und die Truppen des Generals Rydz-Śmigły bereits näherten, — empfand ich in Warschau den noch immer anhaltenden moralischen Druck der bisherigen Erfolge Tuchaczewskis.

Unsere Versuche, die östliche Front Warschaus durch einen Angriff der an der Nordfront bei Modlin vom Feinde weniger bedrängten Truppen, unserer V. Armee, zu entlasten, führten zu einem gewissen Erfolge. Doch den Herren in Warschau schien die linke Flanke der nach Norden vorrückenden V. Armee und des Teiles der I. Armee, der am Westufer des Narew zum Angriff überging, nur noch stärker bedroht. Während ich persönlich darin keine Gefahr sah und davon überzeugt war, daß sich der Feind unter allen Umständen zurückziehen muß, bemerkte ich diese Überzeugung und Gewißheit in Warschau keineswegs. Furcht und Angst um die Hauptstadt waren dort noch so groß und die weiteren Fortschritte des Feindes gegen Westen so eindrucksvoll, daß man nur schwer meinem Druck nachgab.

Die Verfolgung

Mein Befehl vom 18. August setzte folgende Operationsziele für unsere Armeen fest:

„III. Armee: Deckung des Lubliner und Chełmer Landes sowie Besetzung des Bug; Aufklärung des gegenüberliegenden Ufers des Bug und Unterstützung des linken Flügels der Südfront durch von Norden aus eingeleitete Aktionen gegen Abteilungen der XII. Sowjetarmee, ohne durch die Südgrenze ihres Abschnittes beschränkt zu sein.

II. Armee: Energische Verfolgung in nördlicher Richtung, um Białystok zu besetzen; Angriff gegen die zurückflutenden feind-

lichen Kolonnen aus östlicher Richtung; gleichzeitig Sicherung gegen Osten durch Besetzung von Breść.

IV. Armee: Nachdrückliche Verfolgung in nördlicher Richtung zwecks rascher Bezwingung des Bug im Abschnitt Brok einschließlich bis Granne ausschließlich, Besetzung von Mazowieckie. Den Feind gegen die deutsche Grenze drängen, gleichzeitig schnelleres Vorrücken des rechten Flügels, um den Feind zu überflügeln.

I. Armee: In Front vorrücken, und zwar in nordöstlicher Richtung. Achse der Verfolgung: Warschau—Wyszków—Ostrów—Łomża. Kavallerie auf den linken Flügel, um die Lücke zwischen der eigenen Infanterie und der Grenze zu schließen.

V. Armee: Restlose Vernichtung des 3. Kavalleriekorps der IV. und derjenigen Teile der XV. bolschewistischen Armee, die infolge des Vorrückens unserer V. Armee nach Norden auf Przasnysz—Mława von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten werden.“

Ich ergänzte diesen Befehl durch einen Brief, den ich am nächsten Tage, am 19. August, spät in der Nacht in Siedlce schrieb, als ich wußte, daß am Bug weder die IV. Armee noch die Truppen des Generals Śmigły größeren Widerstand finden werden. Deshalb hielt ich es bereits für durchaus möglich, die Zahl der Truppen, die für die unmittelbare Verfolgung bestimmt waren, zu vermindern. Ich glaubte, daß es möglich sei, einen großen Teil der bisher vor Warschau versammelten Truppen teils nach Süden, teils geradezu nach Osten abrücken zu lassen, um eine neue, natürliche Front zu bilden, die nicht wie bisher gegen Norden, sondern gegen Osten gerichtet wäre. Ansätze zu dieser Reorganisation finden sich bereits in dem Befehl vom 18. August.

Mein Befehl vom 18. August, der am nächsten Tage ein wenig abgeändert wurde, stimmt mit einem Befehl Tuchaczewskis überein, den dieser fast zur gleichen Zeit ausgegeben hat. Sergiejew teilt mit, daß dieser Befehl am 17. August gegen 18 Uhr gegeben worden sei. Er versichert außerdem, daß man im Stabe der russischen Front in Mińsk am 17. August früh die Nachricht erhielt, daß „polnische Streitkräfte aus der Umgebung von Lublin einen Angriff begonnen hätten, der sich gegen Norden richte, und daß gleichzeitig die Gruppe von Mozyrz auf breiter Front von Demblin bis Włodawa geschlagen worden sei“.

Tuchaczewski hingegen versichert in seiner Studie, daß „das

Oberkommando der Front von der polnischen Offensive leider erst am 18. August während eines Hughes-Gesprächs mit dem Kommandanten der XVI. Armee Kenntnis erhielt. Er selbst wurde von der Offensive erst am 17. benachrichtigt. Die Gruppe von Mozyrz gab überhaupt keinerlei Mitteilung darüber, was geschehen war. Der Führer der XVI. Armee, der in seinem Hughes-Gespräch über die Veränderung der Lage Mitteilung machte, sprach sich für die Notwendigkeit eines Rückzuges aus, um seine Truppen neu zu ordnen, hielt aber die Offensive der polnischen Truppen nicht für gefährlich und sah im voraus eine Möglichkeit, sie zu liquidieren . . .“

In den Erinnerungen Putnas unter dem Titel „Vor Warschau“, in denen er die Kämpfe der 27. Sowjetdivision beschreibt, die zur XVI. Armee gehört und Radzymin angegriffen und erobert hatte, finde ich folgende Erklärung: „Mit Aviso zum Armeebefehl, den die 27. Division am 17. August etwa Stunde 16 erhielt, sollten sich die Divisionen der Armee an den Liewiec zurückziehen.“ Putna erklärt sich dies durch die Tatsache, daß die 8. und 10. Division, die weiter südlich von der 27. standen, von uns Polen geschlagen wurden und daß die Truppen der polnischen Vorhut bereits in Mińsk eingerückt waren. Er bestätigt ferner, daß die 27. Division in Übereinstimmung mit dem Befehl am 17. August um Mitternacht Radzymin aufgab, ohne vom Feinde gestört zu werden; allerdings hatte sie bereits Abteilungen der südlich benachbarten Divisionen vor sich, die in Unordnung zurückgingen.

Ich muß sofort erklären, daß unsere fast zur gleichen Zeit ausgegebenen Befehle nahezu das gleiche Schicksal hatten. Sie wurden bei beiden kämpfenden Armeen nur von einem Teil der Truppen ausgeführt, der Befehl Tuchaczewskis wurde, wie er selbst sagt, zu spät gegeben. Tuchaczewski bestätigt, daß die Ursache seines Befehls zum Rückzug die sich auf seinem linken Flügel entwickelnde kritische Situation war. Der Befehl zum Rückzug von Warschau wurde also von dem Heerführer der Sowjets unter dem Einfluß des für ihn unerwarteten Angriffs der fünf polnischen Divisionen ausgegeben. Wenn er behauptet, daß sein Befehl eigentlich bereits zu spät kam, so deswegen, weil er die auf dem linken Flügel stehende XVI. Armee an den Liwiec dirigierte, um sie auf diese Weise dem Schlag der fünf polnischen Divisionen

zu entziehen, ohne zu wissen, daß sie schon nicht mehr in der Lage war, irgendeinen Widerstand zu leisten.

Die auf dem rechten Flügel dieser Armee, also die am weitesten nördlich stehende Division war die bereits erwähnte 27. Sowjetdivision, die noch einige Tage zuvor bei der Eroberung von Radzymin Warschau mit Furcht erfüllt hatte. Aus der Darstellung der Kampfhandlungen dieser Division gebe ich wörtlich die Lage der XVI. Armee am 18. August nachmittags wieder: „Bereits am 18. August in der Frühe stellte sich heraus, daß die anderen Divisionen der Armee ihre Operationslinien und ihre Rückzugslinien verließen und daß ihre Truppen außer einigen unbedeutenden Ausnahmen sich in nordöstlicher Richtung davonmachten, weil dieser Weg am ungefährlichsten schien. Die Feldstäbe der 2. und 10. Division befanden sich am 18. August gegen Mittag: der erste in Paplin, der zweite in Sudninow, beide also im Abschnitt der 27. Division. Auf der Straße Wegrow—Sokołów—Drohiczyn marschierten die Truppen der 21. Division ab (die bereits zur III. Armee gehörte und an den Kämpfen um Radzymin teilnahm), ferner die Nachhutformationen und Troß der 27., 2., 17., 10. und 8. Division (das sind alle fünf Divisionen der XVI. Armee, nicht eine einzige fehlt!). Dieser Weg war überflutet von einer ununterbrochenen Kolonne, die sich langsam in zwei, in drei Reihen vorwärtsschob. Der Feldstab der 27. Division erreichte Sokołów am 18. August gegen 21½ Uhr. Dort stellte sich heraus, daß der Feind am 18. August bei Tagesanbruch bereits Siedlce genommen hatte und in Richtung Sokołów und Drohiczyn vorrückte. Gegen 21 Uhr besetzten die Polen die Umgebung von Rozbity-Kamien, wo sie die 50. Brigade zurückwarfen. Ein feindlicher Panzerzug stieß bis Sokołów vor und beschloß mit seiner Artillerie die Straße, auf der noch immer der Troß aller Divisionen der XVI. Armee in mehreren Reihen dahinrollte. Einige zerstreute Einheiten der 8., 10., 17. und 57. Division (von der Gruppe von Mozyrz!) zogen sich mit ihren Trains von Sokołów aus in nordöstlicher Richtung zurück. Angesichts einer solchen Lage und infolge der Unterbrechung der Verbindung mit dem Armeekommando beschloß die Division, hinter den Bug zurückzugehen. Von diesem Beschluß wurden die Führer der 2., 10. und 21. Division verständigt.“

Der Liwiec also, an dem die XVI. Armee auf Tuchaczewskis

Befehl haltmachen sollte, war von dieser Armee am Abend des 18. August unter dem Druck der Vorhut unserer 21. Division und des zur Vorhut gehörenden Panzerzuges verlassen worden. Dieses Bild ist nicht unseren Kampfdarstellungen, sondern der Schilderung des Gegners entnommen und bezeugt den Zustand der XVI. Armee, die siegreich den riesigen Raum von der Berezina bis vor Warschau überwand und einen Erfolg nach dem anderen errang. Jetzt verzichtete diese Armee, nachdem sie am 17. lediglich mit zwei unserer Divisionen, mit der 14. und 15., gekämpft hatte, auf alle ihr befohlenen Aufgaben infolge des Druckes der Vorhut einer einzigen Division, der 21.

Häufig nach Beendigung des Krieges habe ich über alle diese Ereignisse nachgedacht und versucht, meine eigenen Maßnahmen und die anderer während der Schlacht bei Warschau zu klären. Denn es kam mir immer vor, als hätte ich die Lage, die sich durch den Angriff unserer fünf Divisionen vom Wieprz aus entwickelte, nicht bis ins Letzte ausgenützt. Ich erreichte, wie der Leser bereits weiß, durch diesen Angriff die Ausgabe des Befehls vom 17. August, der allen Sowjettruppen den Rückzug von Warschau gegen Osten anbefahl. Meine Analyse führte mich jedoch zu der Vermutung, daß auf meiner Seite nicht alles getan worden war, um die den Sowjettruppen vor Warschau zugefügte Niederlage in einen endgültigen Zusammenbruch zu verwandeln, aus dem der mit uns im Kampf befindliche Staat keinen Ausweg mehr gefunden hätte.

Die erste Unterlassung, die ich immer wieder sehe, liegt darin, daß ich den 18. August, den ich in Warschau verbrachte, nicht restlos ausgenutzt habe. Dieser Tag war für die IV. Armee, im besonderen für ihre weitere Verfolgung, fast verloren. — Nun, ich verbrachte den ganzen Tag in Warschau, wo man, wie bereits erwähnt, die Lage nicht so optimistisch zu betrachten geneigt war und dementsprechend versuchte, alles nur halb zu machen.

Die zweite Unterlassung, die ich bei meiner Analyse regelmäßig entdeckte, bestand darin, daß ich nicht am 19. August, als ich diese halben Maßnahmen der in Warschau zurückgelassenen Herren sah, sofort alles in meine Hände nahm, um mit diesem organisatorischen Durcheinander und der Unordnung in der Führung Schluß zu machen, die sich nach meiner Abreise am 12. August entwickelten und noch anwuchsen. Der Widersinn des

strategischen Planes für die Schlacht bei Warschau, der dem Einfluß unserer monatelang erlittenen Schlappen und Niederlagen entsprang, war in Warschau so stark eingewurzelt, daß die Leute sich nur mit Mühe von deren Folgen befreien konnten. Es bestand dort sozusagen die Neigung, an der unmittelbaren Front vor Warschau eine möglichst große Truppenmenge festzuhalten, um die Hauptstadt vor Furcht zu bewahren. Der rasche, blitzartige Wechsel der Lage erschien niemandem dauerhaft, zumal ich ihn mit so geringen Streitkräften erreicht hatte, während doch vorher fast anderthalb Monate lang unser ganzes Heer im Süden und im Norden sich des Feindes nicht erwehren konnte. Und da der Einfluß dieses so lange beunruhigenden Gespenstes noch immer sehr stark war, klammerte man sich an die kleinsten Anzeichen feindlicher Aktivität, um noch immer die Möglichkeit einer Niederlage an die Wand zu malen und des Sieges nicht sicher zu sein. In den Geistern und in den Herzen herrschte also eine Art Finsternis, während ich bereits am 19. und 20. restlos jeder Befürchtung ledig war.

Ich war mir darüber klar, daß so schnell als möglich die unnütze Anhäufung von Truppen vor Warschau beseitigt werden mußte, die eine Folge des Widersinns des strategischen Planes bei Beginn der Schlacht war. Wie ich bereits erwähnte, drehten sich während meines Aufenthalts am 18. August in Warschau sehr heftige und mit Unruhe geführte Debatten um nichts anderes als um die Nachricht von der am gleichen Tage durch die Sowjets vollzogenen Eroberung von Płock sowie um die Angriffe auf Włocławek und um die Sowjetmanöver in der Umgebung von Brodnica und Thorn. Der Einfluß der Schlappen und Niederlagen wuchs gleichsam immer stärker: der Feind rückte unaufhörlich vor, eroberte immer neue Städte und breitete sich gegen Westen aus. Daher gestehe ich, Tuchaczewskis Klagen über seine IV. Armee mit einer gewissen Verwunderung gelesen zu haben. Die Beschwerden Tuchaczewskis sind vollkommen ungerechtfertigt. Er hat am 8. August einen eindeutigen Befehl erlassen, der der IV. und XV. Armee nicht vorschrieb, Warschau zu erobern, sondern „die Weichsel zu überschreiten“.

Beide Armeen zogen also an Warschau und den dort angesammelten polnischen Truppen vorbei und strebten geradeswegs nach Westen. Bis zur Weichsel, und zwar bei Płock und bei Włocławek,

gelangte allerdings nur die IV. Armee Sergiejews, die, wie gewöhnlich bisher, in breiter Front vorrückte. Für den Plan der Bezwingung der Weichsel war das übrigens keine schlechte Methode. Da nun diese Armee am weitesten nach Westen vorgestoßen war, fiel ihr im Vergleich zu den anderen Armeen beim Rückzug die schwerste Bedrängnis zu. Sie kann jedoch das Verdienst beanspruchen, daß es ihr am längsten gelang, bei uns Polen die Suggestion der Mißgeschicke und Niederlagen aufrechtzuerhalten. Wenn sie uns nun unmittelbar zu schaden nicht mehr in der Lage war, erleichterte sie immerhin noch sehr wirksam den Rückzug der III. und XV. Sowjetarmee.

Die IV. Armee erhielt den Befehl zum Rückzug am spätesten; sie hatte ferner ihren bisherigen Führer verloren, der von Sieg zu Sieg geschritten war und sich jetzt in einem eiligen und sogar überstürzten Rückmarsch auf Augustów und Grodno befand. Ihre bisherigen Siege und ihre moralische Widerstandskraft hatten so viel Aufmerksamkeit auf sie gelenkt und so viel Furcht vor ihr ausgelöst, daß alle Truppen, die bisher Warschau gegen die Armeen Tuchaczewskis zu verteidigen hatten, mit Ausnahme zweier Divisionen gegen sie in Marsch gesetzt wurden, um sie einzuschließen und abzuwürgen. Die Armee Sergiejews verteidigte sich auch ohne ihn wie ein umzingelter Löwe. Am 22. August, als Łomża mit seiner überstürzt verlassenen Narewbrücke bereits in meiner Hand war, durchbrach die IV. Sowjetarmee ein erstes Hindernis und öffnete den Weg für seine Infanterie und für den Train. Am nächsten Tage wurde ein anderes, unbedeutendes Hindernis, das unsere V. Armee in aller Eile bei Chorzele aufgeworfen hatte, rasch genommen und der Rest der IV. Sowjetarmee stürzte gegen Osten. Aber es war bereits zu spät. Von Łomża eilten zwei unserer Divisionen, die 14. und 15., von unserer IV. Armee nach Norden, um ihr den Weg zu versperren. Nach einem kurzen Kampf und dem Versuch, auch diese Schranke zu durchbrechen, verzichtete die IV. Sowjetarmee auf weitere Proben, überschritt die Grenze nach Ostpreußen und legte dort die Waffen nieder. So endete die historische Schlacht bei Warschau.

Sergiejew fügt seinem Buch eine Skizze der Schlacht von Warschau bei. Die Gruppe von Mozyrz ist auf dieser Skizze durch eine punktierte Linie dargestellt, die die 58. Division in Włodawa mit einem Pfeil bei Żelechów verbindet, der die Nummer 57 trägt;

hinzugefügt ist ein geheimnisvoller Kreis rings um Luków. Angesichts der Tatsache, daß weder diese Skizze noch die Tätigkeit meiner Truppen mir dieses Geheimnis der Gruppe von Mozyrz aufklärten, die vom 4. Juli ab in zwei Richtungen siegreich vorrückte und in den Tagen des 16. und 17. August nicht den geringsten Widerstand leistete, beschränke ich mich auf diese kurzen Worte. Die 58. Division versuchte zweimal vergeblich unsere 3. Legionsdivision aufzuhalten und zog sich geschlagen hinter den Bug zurück, wobei sie Włodawa und Breść aufgab, das am 19. August genommen wurde. Unsere 3. Legionsdivision blieb dann in Breść stehen, um so die passive Deckung des Bug zu verlängern. Auf diese Weise beschränkte sich die weitere Tätigkeit der Truppen des Generals Rydz-Śmigły gegen Norden auf die 1. Legionsdivision mit einer Kavalleriebrigade, die weiter im Westen durch die 21. Gebirgsdivision unterstützt wurde. Der Rest der Gruppe von Mozyrz mit der 57. Division fiel völlig aus, denn er war in einem solchen Grade verstreut, daß die Gefangenen der 57. Division von allen unseren Truppen, angefangen bei der 14. Division auf dem linken Flügel bis zur 1. Legionsdivision auf dem rechten Flügel, gesammelt wurden, also in dem ganzen Gelände vom Wieprz bis Białystok und Łomża.

In der Geschichte der Schlacht bei Warschau muß eine Tatsache jedem am wunderbarsten erscheinen: der unerwartete und so plötzliche Wechsel der Rollen der beiden kämpfenden Parteien. Der Besiegte wandelt sich zum Sieger, aus dem Sieger wird in wenigen Tagen ein Unterlegener. Wenn man sich die ungewöhnlich tiefen Eindrücke der polnischen Niederlage vor Augen hält, die unaufhaltsam auf Geist und Herz der Bevölkerung nicht nur bei uns in Polen, sondern auch in der ganzen Welt einstürzten, wenn man die unbestreitbare Tatsache des moralischen Zusammenbruchs des jungen polnischen Staates in Erwägung zieht, dessen deutlichster Beweis die Entsendung einer Friedensdelegation zu den Füßen Tuchaczewskis war, und dies alles mit dem plötzlichen Umschwung vergleicht, der sich blitzartig vollzog, — dann sucht man unwillkürlich nach irgendwelchen recht ungewöhnlichen Ursachen dieser plötzlichen Veränderung, dieser blitzartigen Umkehr.

Als ich den mächtigen Einfluß charakterisierte, den der siegreiche Vormarsch Tuchaczewskis ausgelöst hat, sagte ich, daß

wir unsererseits den Eindruck eines Kaleidoskops hatten, das ein wüstes Durcheinander von Berechnungen, Befehlen und Meldungen hervorrief. Das Kaleidoskop drehte sich vielleicht langsam, aber jeder Tag unterschied sich in ihm so sehr vom nächsten, daß wie bei den Figuren des Quadrilletanzes sich alle Bilder, die Bewegungen der Divisionen und Regimenter bunt mit geographischen Bezeichnungen vermischten. Jetzt aber fand ich meine Genugtuung und meinen Triumph!

Das war kein elender Quadrillettanz mehr, sondern die Musik des Krieges brüllte einen wilden Galopp! Nicht mehr die Tage unterschieden sich voneinander, sondern die Stunde von der Stunde! Das Kaleidoskop, einmal in den wütenden Schwung des Galopps versetzt, erlaubte keinem der Sowjetführer mehr, sich bei einer der Figuren dieses Tanzes aufzuhalten, die in einem Augenblick zerflossen, während sich vor den bestürzten Augen völlig neue Gestalten und Situationen jagten, die alle gewollten und eingeleiteten Pläne und Absichten restlos über den Haufen warfen.

Ich weiß nicht, ob sich meine damaligen Untergebenen inmitten dieses Galopps der Ereignisse darüber Rechenschaft ablegten, was eigentlich vor sich ging. Die Truppenteile im Westen sicher nicht! Sie standen noch im Bereich eines allerdings recht ärmlichen Quadrilletanzes. Dagegen erinnere ich mich immer mit Vergnügen daran, daß ich nach dem Andrehen der Kurbel des Kaleidoskops im Takt eines wilden Galopps und bei ständiger Selbstprüfung mit viel Behagen feststellen konnte, daß ich vollkommen den „klaren Kopf des Chefs“ behielt, dem der Sieg nicht den Kopf verdreht und den die Niederlagen nicht entmutigen.

So bereitete ich, während man sich in Warschau nach dem langen seelischen Druck der Niederlage Festen und Feierlichkeiten hingab, in Siedlce die Weiterführung des Krieges vor. Sofort nach der Einnahme von Łomża, also am 23. August, entwarf ich den neuen Plan der weiteren Operationen. Ich änderte sofort die unnatürliche Richtung der Front nach Norden und drehte sie gegen Osten, in ihre gerade und natürliche Richtung. Ich teilte die Truppen in neue Armeegruppen ein und ging als Sieger über das ungeheure und lächerliche Chaos in der Führung aus der Zeit der Niederlagen und der Mißgeschicke – zur Tagesordnung über.

Der große Irrtum der Sowjets

Tuchaczewski wurde von dem Staat, dem er diente, an eine so hervorragende Stelle der kriegführenden Armee gestellt, daß es ihm unmöglich war, sich den Berechnungen und Erwägungen zu entziehen, die während eines Krieges den obersten Graden der militärischen Führung zur Pflicht werden. Denn ein Führer dieser Grade darf sich nicht mehr allein auf die technischen Aufgaben beschränken, die mit den Kampfmaßnahmen der Armee verbunden sind. Er ist gezwungen – wenn auch nur zur eigenen Urteilsbildung über die Verwirklichungsmöglichkeiten der Aufgaben, die er seinen Untergebenen stellt –, ständig die Kräfte und den Kriegswert seines eigenen Staates sowie auch des Staates, mit dem er Krieg führt, in Betracht zu ziehen und zu berechnen. Ohne eine solche Berechnung wäre die oberste Führung notwendigerweise schwach, und es wäre leicht möglich, die kurz-sichtige Rechnung eines solchen Führers zu durchkreuzen, indem man seine streng militärische Berechnung mit Elementen und Tatsachen eines ihm fremden Gebiets vermischt, die doch unvermeidlich auf ihm lasten. Ein solches Gebiet bilden, um einen früher von mir benutzten Begriff anzuwenden, die inneren Fronten der beiden kriegführenden Seiten.

Die Kraft und die Richtung der inneren Front bedeutet häufig gegenüber dem geführten Krieg viel mehr als die Stärke und der Kampfwert des Heeres selbst. Ich wundere mich daher keineswegs darüber, daß Tuchaczewski ein ganzes Kapitel seiner Erörterungen gerade diesem Gebiet widmet, das mit der Kriegskunst in engem Zusammenhang steht. Angesichts der Tatsache, daß ich im Kriege auf einer noch höheren Stufe stand als Tuchaczewski, da ich nicht nur oberster Führer der gesamten polnischen Streitkräfte, sondern gleichzeitig auch Staatsoberhaupt war, mußte ich ständig und systematisch die gleiche Rechnung durchführen.

Tuchaczewski führte seine Armeen an die Weichsel und über die Weichsel im Namen dessen, was er in seinen Erörterungen als die Revolution bezeichnet, mit dem Auftrage, sie mit Gewalt vorwärtszutragen. In Übereinstimmung damit lautet der Titel seines entsprechenden Kapitels „Revolution von außen“. Schon der Name dieses Kriegszieles weist deutlich auf die Tatsache hin, daß eine Revolution im Innern nicht bestand, da es ja notwendig

war, sie auf der Spitze der Bajonette von außen ins Land zu tragen. Auf jeden Fall war es eine unbestreitbare Tatsache, daß Sowjetrußland den Krieg gegen uns unter der Parole führte, uns Polen eine Staatsorganisation gleich der eigenen aufzuzwingen, also eine Sowjetverfassung. Dieses Ziel taufte man mit der Bezeichnung „Revolution von außen“. Die Tatsache, daß dies eigentlich als Ziel des Krieges beschlossen war, wußte ich sehr genau. Deswegen möchte ich sofort feststellen, daß ich persönlich den Krieg zu keinem anderen Zwecke führte, als diese „Revolution von außen“, die uns auf Sowjetbajonetten gebracht werden sollte, von uns fernzuhalten.

Polen erlebte den Anfang des Krieges mit den Sowjets bereits im Jahre 1918; das war das Jahr, in dem Polen eben erst in den beiden letzten Monaten ein selbständiges Leben zu führen begann. Denn bis zu diesem Zeitpunkt war Polen gezwungen gewesen, gleichfalls unter fremden Bajonetten zu leben, Herr Tuchaczewski! Das war kein von uns selbst organisiertes Leben, sondern ein uns fremdes Leben im Rahmen dreier Staaten: Rußland, Deutschland und Österreich. Diese Fremdherrschaft dauerte bis gegen Ende des Jahres 1918, also länger als 120 Jahre. Länger als ein Jahrhundert hindurch war Polen ein Leben unter der Herrschaft von Bajonetten beschert, die einst Polen niedergerungen hatten, ein Leben voll fremder und daher glühend gehaßter „Wohltaten“. Im Jahre 1918 hatte Polen nach einer hundertjährigen Knechtschaft gegen Winteranfang den Frühling eines freien Lebens begonnen. Und obwohl dieser Frühling in unserer Geschichte als kurz bezeichnet werden wird, obwohl die Blüten, die der Frühling den Menschen schenkt, noch keineswegs wie ein bunter Teppich den Schimmel und die üblen Nachwirkungen hundertjähriger Sklaverei überdeckt hatten, — so besaß dieser Frühling doch genügend Kraft, die letzte Anstrengung einer Menge polnischer Bürger zu entfachen, die nicht noch einmal das erleben wollten, was der Sinn der Bajonette Tuchaczewskis war: den Zusammenbruch unseres eigenen Lebens — ob man uns dabei Gutes tun wollte oder Schlechtes, war gleichgültig! — und die aufgezwungene Qual der Knechtschaft.

Als Oberhaupt des polnischen Staates und als oberster Führer seiner bewaffneten Macht bin ich alle Zeit stolz darauf, daß ich die Verkörperung derjenigen Männer war, die den Frühling in

Polen verkündet haben und sein Erscheinen mit ihrer eigenen Brust schützten.

In aller Unabhängigkeit habe ich mir bereits 1918 das genaue Ziel unseres Krieges mit den Sowjets gesteckt. Ich beschloß, alle Kräfte anzuspannen, um alle Versuche und Bemühungen, uns noch einmal einem Leben unter Fremdherrschaft zu unterwerfen, einem Leben, das nicht von uns selbst gestaltet wurde, soweit als möglich von den Stätten fernzuhalten, an denen sich ein neues Leben herausbildete und entfaltete. Im Jahre 1919 habe ich diese Aufgabe erfüllt. Ich schlug alle Versuche der Sowjets so weit zurück, daß der Wiederaufbau unseres eigenen staatlichen Lebens – ob es schlecht sein würde oder gut, tut nichts zur Sache – von den Sowjets nicht mehr gestört oder behindert werden konnte. Diese große Ausdehnung des Geländes, durch das ich mich vor der „Revolution von außen“ schützte, hatte für Kriegszwecke sogar ihre schlechten Seiten. Denn angesichts des bekannten Leichtsinns unseres Volkes, angesichts der leider langsamen und häufig ungeschickten Arbeit beim Aufbau eines neuen Lebens vergaß man die Gesetze, die auf einem kriegführenden Volk lasten. Man sah den Krieg nicht von nahem und trug ihm daher zu wenig Rechnung.

Ich habe also im Jahre 1919 das Ziel erreicht, das ich mir vorgeschrieben hatte. Doch darf man fragen, ob nicht in den Rechnungen und Erwägungen Tuchaczewskis irgendein Fehler unterlaufen ist. Als nach seinen Siegen über uns unsere Aufbauarbeit unter dem Einfluß dieser Siege zu stocken begann, als er seine Hände bereits gegen den Mittelpunkt unseres Lebens, gegen die Hauptstadt Warschau, ausstreckte, als die Bajonette bereits ihr Werk verrichtet hatten, da blieb die Sowjetrevolution lediglich auf der Spitze dieser Bajonette und besaß in Polen keinen inneren Wert. Und dabei hatte sich doch die ganze Rechnung Tuchaczewskis und seines Staates auf nichts anderes gestützt, als auf die Erwartung, daß die Bajonette nur die Parole auszugeben brauchten und die Möglichkeit dafür schaffen sollten, daß sich die Macht der Sowjetrevolution auch im Inneren des Landes entfaltet, in das man einmarschiert war.

Ich möchte diese Erklärungen abschließen, indem ich den Punkt auf ein i politischer Natur setze. Tuchaczewski und übrigens auch Sergiejew wollen in meinen Maßnahmen eine Art Ab-

hängigkeit von vielen, ziemlich unbestimmt bezeichneten Stellen sehen. Sie führen eine nicht geringe Anzahl solcher Institutionen an. Wir finden da die Entente, die Vereinigung der Kapitalisten der ganzen Welt, ein Komplott der Imperialisten und schließlich einen Stab der Entente und, genauer gesagt, den französischen Generalstab. In dieser Hinsicht ähnelt Tuchaczewski auf wunderliche Weise manchen meiner Untergebenen und Mitbürger, die alle unsere Niederlagen mir zuschreiben, alle Siege aber entweder sich selbst oder – da sie nicht anzunehmen wagen, daß ihnen das jemand glaubt – den Franzosen. Natürlich gibt es für den heißen Wunsch, es möchte so gewesen sein, kein Heilmittel – und nicht, um einen dieser Leute, die so gut über sich selbst urteilen, zu überzeugen, schreibe ich dies, sondern um der historischen Wahrheit willen füge ich hinzu:

Ich übernahm die Führung der polnischen Truppen als oberster Führer der Armee, die aus dem Nichts geschaffen wurde, ohne jemandes Ermächtigung. Ich wurde einmütig zum Oberhaupt des polnischen Staates gewählt, und zwar von einem Sejm, den ich selbst einberief, – und ich glaube nicht, daß es jetzt noch ein Geheimnis für jemanden wäre, daß diese beiden Tatsachen nicht unter dem Einfluß, sondern sogar entgegen den Wünschen jenes politischen Gebildes zustande kamen, das man damals die Entente nannte.

Ich sehe darin übrigens weder für mich noch für die Entente eine Schande. In politischen Fragen war ich, wie ich bereits erklärte, stets ein Vertreter derjenigen, die in unserem leider nur kurzen Frühling eines neuen Lebens bereit waren, mit eigener Brust den Aufbau Polens zu schützen, als es die Bruchstücke seiner Existenz aus dem Kot der Knechtschaft aufraffte. Da ich wußte, wie mühsam diese Aufgabe ist, wandte ich alle meine Anstrengungen und Gedanken ausschließlich zu diesem einzigen Ziel auf, während die Entente – was auch kein Geheimnis ist – der Lösung des russischen Problems wesentlich größere Bedeutung zumaß als dieser oder jener Regelung der polnischen Angelegenheiten...

Kriegswerk ist eine Kunst. Kunst schafft Werke, und das eigentliche Objekt der Kriegskunst ist immer der Sieg. Der Sieg also ist es, den jeder Führer als Ergebnis seiner strategischen Maßnahmen, seiner geistigen Arbeit, seiner Nerven- und Willens-

anstrengung erwartet. Die Arbeit der von ihm geführten Truppen ist geradezu die Verkörperung dessen, was der Führer vorher durchdachte, durchlebte und zusammenfügte.

In der Absicht, den strategischen Gedanken Tuchaczewskis gründlichst zu analysieren, und bei dem Versuch, in seinen Erörterungen und Schlüssen die irrige Grundvoraussetzung zu entdecken, finde ich immer wieder ein und denselben Fehler. Diesen Irrtum in den Erwägungen, Überlegungen und Beweisführungen Tuchaczewskis sehe ich stets in dem von ihm gesuchten Vergleich seiner Tätigkeit mit den Kampfhandlungen des deutschen Heeres an der französischen Front im Jahre 1914. Schon im Verlauf meiner bisherigen Untersuchungen habe ich mich ständig zu zeigen bemüht, welch gefährlichen Hinterhalt für den Heerführer Worte, Begriffe, geometrische Figuren, geographische Bezeichnungen und alle die Dinge bilden, denen der laute Protest des großen Napoleon gelten muß, der aus dem Invalidendom unaufhörlich herübertönt: „Aber es ist die Wirklichkeit der Tatsachen, meine Herren, die befiehlt!“

Betrachten wir also den Marsch der Deutschen auf Paris, an die Seine und über die Seine. Ist Tuchaczewski nicht auf den Gedanken gekommen, daß dieser Marsch, die Frucht eines großen Gedankens und der angestregten Geistes- und Nervenarbeit Schlieffens, eng verknüpft ist mit dem Versuch, ein Problem zu lösen, das gerade damals der Strategie oblag und dessen Verwirklichung man im Jahre 1914 versuchte?

Es handelte sich um den Versuch, das Problem der Massenstrategie zu lösen. Als im märchenhaften Wettrennen nach zahlenmäßiger Macht und Überlegenheit, einem Wettrennen, das die Strategie nach den preußischen Siegen von 1870 charakterisiert, die Armeen Europas die Millionengrenze überschritten, — da erhob sich dieses neue, bis dahin unbekannte Problem: Wie kann man Bewegung und Masse in Einklang bringen? Wie kann man das Prinzip der Bewegung mit dieser Menge von Einrichtungen, die zur Ernährung des Krieges notwendig sind, mit einer ungeheuren Artillerie, mit zahllosen Trains, also mit der ganzen Fülle von Institutionen vereinbaren, ohne die der Krieg mit seinen modernen Kampfmitteln kraftlos wäre? Die Strategie der Massen und ihre Bewegungsmöglichkeit für den Sieg, — das war das gigantische Werk, das gut vorgebildete Offiziere in aller

Stille vorbereiteten, das eine Menge von Köpfen beschäftigte, die von neuen Cannae, von neuen Sedans, von neuen Schlachten bei Jena und Austerlitz träumten.

Die Massenstrategie gewährte im Jahre 1914 keiner der kämpfenden Seiten den Sieg. Die großen Siege Hindenburgs und Ludendorffs und ihre kühnen Manöver auf den Schlachtfeldern Polens und Ostpreußens gehören nicht zur Massenstrategie, denn Massen im engeren Sinne dieses Wortes besaßen diese Heerführer nicht. Die Massenstrategie hatte also keinen Sieg aufzuweisen. Die Bewegung der Massen, von der man träumte, verwandelte sich im Westen rasch in den Stellungskrieg. Die Massenstrategie erstarb also nach verschiedenen Versuchen in Unbeweglichkeit und Ohnmacht. Die Bewegungsmöglichkeit wurde von der Stärke des Schützengrabens überwunden, von der Macht des Materials und von den Hindernissen, die sich die Gegner wechselseitig gegenüberstellten. Von da ab beginnt der Kampf um den Schützengraben, der Kampf gegen dieses Hindernis, das die Bewegung so stark einschränkte. Jeder Versuch, die Linie der Schützengräben zu durchbrechen und Bewegungsfreiheit zu erlangen, wurde mit so ungeheuren Opfern bezahlt, daß es auf lange Zeit nicht gelang, das Problem zu lösen.

Als die Bewegungsfreiheit, das hauptsächliche Element des Sieges, verloren ging, wurde der Krieg eine sinnlose und rohe Methode, Menschen totzuschlagen. Ich könnte mir nicht vorstellen, daß die Menschheit noch einmal einen ähnlichen Versuch zu unternehmen imstande wäre, daß sie es noch einmal zulassen würde, das Leben ganzer Länder nur deswegen völlig umzustürzen, damit der Schützengraben leben könne, — und daß die Strategie und die Kriegskunst, ihre Augen vor Scham verbergend, sich darauf beschränken würden, einzig die Zahl der Toten zu zählen, die Zahl der vernichteten Lebewesen, um aus dieser ungeheuerlichen Rechnung eine Andeutung des Sieges herauszuschälen.

Der Krieg würde also verschwinden, und das Gespenst, das über so vielen menschlichen Geschlechtern lastete, würde sich selbst umbringen . . . Das würde, so dachte ich, auch für mein Vaterland, das ein Opfer des Krieges war, eine Erleichterung bedeuten. Aber gleichzeitig tat es mir leid um diese himmlische Kunst, die den Fortschritt der Menschheit durch Jahrtausende kennzeichnete, — um diese Kunst des Krieges, die so viele große Männer

hervorbrachte, bei denen unfafßbare Kraft ein wunderbares Können schmiedete, so daß sie dank ihrem Werk, dem Sieg, neue geschichtliche Schöpfungen erzeugten, die ganze Jahrhunderte lang zu bestehen vermochten. Wird die Menschheit andere Methoden zur Beschleunigung ihres geschichtlichen Werkes finden?

Als ich von Magdeburg nach Polen zurückkehrte und fast gleichzeitig die gesamte politische und militärische Führung in meiner Hand vereinigte, wußte ich von vornherein, daß ich einem neuen Krieg entgegengehe, daß mich ein neuer Kriegssturm erwartet, in dem ich die schwere Bürde der obersten Führung auf meinen Schultern tragen würde. Ein neuer Krieg mit neuen, unbekannten Problemen, wie es bei jedem neuen Krieg der Fall ist. Ich war nicht so naiv, daß ich etwa die Strategie der Massen wiederholen und nachahmen wollte, ohne diese Massen selbst zur Verfügung zu haben. Ich fühlte allzu deutlich die Ohnmacht und die Erniedrigung der Schwäche, als daß ich die Probleme, die sich mir offenbarten, durch Worte und Begriffe beschönigen wollte, die dem Überfluß der im Jahre 1914 entfalteten Zahlenstärke entnommen waren. Wenn man sich mit Worten und Begriffen ohne Inhalt betrog, konnte man von dem Kernproblem des Krieges, von dem gesuchten Sieg nur träumen. Anstatt Armeekorps — Bataillone, anstatt Armeen — Divisionen; wo waren also die Massen, für die die Massenstrategie neue Methoden ausarbeitete und die Sprache umdeutete? Ich haßte stets die Schwäche, die sich mit leeren, tönenden Worten ohne Inhalt zu beschönigen bemüht...

Während ich die Aufzeichnungen Tuchaczewskis durchblätterte, fühlte ich mich immer wieder in seine Gedanken hinein, folgte den Spuren seiner Arbeit und suchte die Lösung, wie es ihm gelang, das schwierige Problem siegreich zu überwinden, wie er sich — da wesentliche Massen nicht vorhanden waren, und da er, wie es auch bei uns der Fall war, die Truppen nicht in einer mächtigen, taktisch im Zusammenhang arbeitenden Kette aneinanderreihen konnte — mit diesem grundsätzlichen Problem Rat schuf, mit dem auch ich selbst mich so lange Zeit abmühte.

Denn dieses Problem erhob sich sofort in seiner ganzen schrecklichen Nacktheit vor meinen Augen, die schwierige Frage des Raumes und seiner Belebung mittels kriegerischer Operationen. Ein so ungeheures Gelände, eine riesige Front von tausend Kilo-

metern Länge, — das ganze zivilisierte Europa kennt keinen solchen Raum! Die Truppen und die Kräfte für die Belegung dieses Raumes, für seine gewaltsame Beherrschung mit allen Verbindungen und Verkehrswegen fehlten sowohl mir als auch Tuchaczewski. Alle meine gedanklichen Bemühungen, dieses schwere Problem nach den Erfahrungen des unlängst beendeten Krieges zu lösen, führten mich zu nichts. Weder die Massenstrategie, die die militärischen Einheiten in wechselseitiger taktischer Zusammenarbeit miteinander eng verbindet, noch auch die Schützengrabenstrategie gaben mir eine Lösung. Mich selbst mit Worten und Begriffen zu betrügen, leeren Tönen ohne Inhalt in die Falle zu gehen, wie es viele machten, wollte ich weder noch konnte ich es.

Ich will meinerseits die Methoden meiner Erwägungen und meiner Überlegung nicht auseinandersetzen — nach oft langen Qualen versuchte ich, das zu tun, was die Strategie befiehlt: mir, den Truppen und dem Lande, das ich verteidigte, den Sieg zu sichern. Ich will nur in aller Ruhe feststellen, daß ich in diesem ganzen zweijährigen Krieg einen Sieg an den anderen reihte. Jedesmal, wenn ich in eigener Person den Krieg führte, errang ich Siege, die in der Geschichte dieses Krieges Einschnitte bedeuteten. Denn es waren stets strategische Siege und nicht nur die Ergebnisse einer taktischen Überlegenheit. Ich zwang den Feind zur Änderung seines strategischen Planes, ich zwang ihn unter dem Einfluß meines Sieges zu neuen Versuchen, seine ganze Kriegsorganisation umzustellen, da seine bisherigen, vor meinem Sieg getroffenen Vorbereitungen im Feuer der Schlacht zerbrachen.

So war es Anfang des Jahres 1919, als ich mit einem Vorstoß auf Wilna die Front in ein paar Tagen um 200 Kilometer nach Osten rückte und mit verhältnismäßig schwachen Kräften einen so großen Raum siegreich überwand. Als ich meine Methode ein zweites Mal auf den Ebenen der Ukraine anzuwenden suchte und das Heer zum überraschenden Angriff vorwärts führte, stellte ich mich mit Absicht an die Spitze einer der Armeen, der III., um eigenhändig meine Gedanken zu überprüfen, — denn ich wollte keinen meiner Untergebenen mit meiner Meinung nach übermäßigen Anforderungen belasten. Zwei Kampftage genügten, um der XII. Sowjetarmee, die sich mir entgegenstellte, eine Niederlage zu bereiten und sie fast restlos aufzureiben, so daß sie sich von dieser verlorenen Schlacht bis zum Ende des Krieges nicht

mehr erholen konnte. Ich erinnere mich mit Freude des Augenblicks, in dem ich auf meinem Schreibtisch eine Depesche des Führers der XII. Sowjetarmee fand, die er unchiffriert durch das Radio in die Welt sandte und in der er rief: „Wo sind meine Divisionen?“ Der Armeeführer erhielt nur von einem der Divisionsgeneräle eine Antwort, der aus irgendeinem Wäldchen mittels einer noch erhaltenen Radiostation funkte: „Ich bin da und da, aber wo meine Truppen sind, weiß ich nicht.“

Ein drittes Mal ergriff ich unmittelbar die Führung in der Schlacht vor Warschau. Und obwohl ich stets nur mit Verdruß an den ganzen Unsinn des Schlachtenplanes denke, einen Unsinn, den ich nicht zu brechen vermochte, — so wird doch der Augenblick des Triumphes, als im wilden Schlachtengalopp eine feindliche Armee nach der anderen zerplatzte und in voller Unordnung flüchtete, obwohl sie eben erst noch ihren eigenen Triumph gefeiert hatte, für immer ein Sieg der kraftvollen Führung und der ausschließlich auf den Sieg eingestellten Arbeit bleiben.

Und schließlich beendete ich am Njemen, dem grauen Ritter, dem Geliebten der Wilja, — unmittelbar die Hälfte unserer Truppen führend — den an Siegen reichen Krieg durch einen Sieg. Von neuem muß ich sagen, daß ich mich nicht verpflichtet fühle, die Methoden meiner Kriegsführung zu erläutern und sie in Erwägungen und Lehren zu kleiden. Ich weiß nur, daß ich auf der Grundlage der Ohnmacht und der im Vergleich zum Gelände zahlenmäßigen Schwäche dennoch den Sieg an die Fahnen unserer Truppen heftete.

Das erreichte ich weder durch eine Strategie der Massen, über die ich ja nicht verfügte, noch durch strategische Operationen innerhalb enggefügtter und im Zusammenhang miteinander arbeitender Truppenverbände, — weder durch eine engbegrenzte Strategie, die alles taktisch einklemmt, noch durch Schützengräben, die ich nicht errichtete. Ich kämpfte nach einer anderen Methode, bei der es — wenn ich sie in Worte kleide, nenne ich sie immer die Strategie der freien Luft, „la stratégie de plein air“ — stets mehr freien Raum gab als durch Truppen aufgefülltes Gelände. Ich kämpfte also nach einer Methode, bei der die Wölfe und die Birkhähne, die Hirsche und die Hasen sich frei bewegen konnten, ohne das Werk des Krieges und das Werk des Sieges zu behindern.

Der Staatsmann

„Wenn wir die Geschichte der Menschheit betrachten, so finden wir immer und ständig Welten, die versinken, und Sonnen, die aufgehen. Ein untrügliches Zeichen des Untergangs ist das Erlöschen des lebendigen Inhalts und das Anwachsen der Bedeutung der Form. Man erschöpft sich — den Kern jeder Leistung vergessend — in formalen Äußerlichkeiten, deren krampfhaftes Bewegen das Eintauchen in die Dämmerung der Vergangenheit doch nicht mehr aufhalten.“

Abschied von Staat und Heer

Nach dem Rigaer Frieden mit Rußland konnte sich Marschall Piłsudski als Staatsoberhaupt und oberster Führer der polnischen Armee endlich dem inneren Aufbau Polens widmen. Er stieß jedoch bei den Parteien, vor allem bei seiner alten Gegnerin, der Nationaldemokratie Dmowskis, die in ihrer russophilen und reaktionären Einstellung noch aus der Zeit der Legionärsbewegung her während und nach dem Kriege Piłsudski eine unversöhnliche Feindschaft entgegenbrachte, auf große Schwierigkeiten. Bald ergaben sich parlamentarische Mißbräuche aller Art. Die innerpolitischen Gegner des Marschalls wühlten mit allen Mitteln der Verleumdung und der unsaubersten persönlichen Hetze gegen ihn und seinen Staat.

Von 1918 bis 1922 hatte der Marschall die höchste Militär- und Zivilgewalt in Polen inne. Als schließlich die neue Verfassung Polens von Sejm und Senat beschlossen war, die die Rechte des Staatsoberhauptes zugunsten des Parlaments stark beschränkte, weigerte sich Piłsudski, diese Scheingewalt zu übernehmen. Am 9. Dezember 1922 wurde sein Freund Gabriel Narutowicz zum polnischen Staatspräsidenten gewählt, fiel jedoch wenige Tage später – am 16. Dezember – einem Attentat zum Opfer, das von einem nationalistischen Schriftsteller verübt wurde.

Die Schwierigkeiten mit dem Parlament wuchsen. Zum Nachfolger des ermordeten Staatspräsidenten wurde Stanisław Wojciechowski gewählt. Anfang des Jahres 1923 legte Piłsudski alle seine Ämter, auch seine militärischen Würden, nieder und zog sich aus dem öffentlichen Leben in das ihm von der Armee geschenkte Landhaus in Sulejówek zurück.

Auf einem Bankett, das ihm seine Freunde am 3. Juli 1923 veranstalteten, legte der Marschall die Beweggründe für seinen Abschied dar:

Im November 1918 geschah in Warschau ein keineswegs geschichtliches, sondern ganz gewöhnliches Ereignis. Vom Wiener Bahnhof her ging – wie das heute alle Tage jedem passieren kann – ein Mann die Ulica Marszałkowska entlang und so weiter bis zur Ulica Moniuszko, ein Mann, den wir Josef Piłsudski nennen wollen. Er trug die gleiche Uniform, in der Sie mich jetzt sehen. Allerdings kehrte er von einer durchaus ungewöhnlichen Reise heim, er kam aus Magdeburg. In dieser Zeit kamen aber aus diesen oder jenen Internierungslagern auch andere zurück.

Darin lag also ebenfalls weder etwas Ungewöhnliches noch besaß das Geschehnis historische Bedeutung. Das Geschichtliche beginnt erst später, — eine ungewöhnliche geschichtliche Entwicklung, über die ich im Laufe dieser fünf Jahre häufig nachgedacht habe, während ich eine Antwort auf die Fragen suchte, die meiner Vermutung nach die künftigen Geschichtsschreiber angesichts der Tatsache, daß sie keine Augenzeugen dieser Ereignisse mehr kennen, noch mehr quälen werden.

Es geschah etwas Unerhörtes: Im Verlauf weniger Tage trat ohne die geringsten Bemühungen dieses Mannes, ohne Gewaltanwendung von seiner Seite, ohne Bestechung, ohne die geringsten Wald- oder anderen Konzessionen, überhaupt ohne jede, selbst sozusagen „legale“ Maßnahme etwas ganz außerordentlich Ungewöhnliches ein. Dieser Mann wurde Diktator... Ich will weder eine ausgesuchte Bezeichnung gebrauchen, noch möchte ich für mich einen besonderen Namen suchen. Ich suche lediglich als Historiker eine Begriffsbestimmung für eine Erscheinung, die man nicht anders bezeichnen kann. Dieser Mann gab Edikte aus, die allgemein respektiert wurden, er erließ Befehle, die man mit Lust oder Unlust anhörte, die jedoch ausgeführt wurden, dieser Mann ernannte militärische und zivile Beamte. Ob er schlecht oder gut handelte, darauf gehe ich in diesem Augenblick nicht ein, es geht mir um die Tatsache selbst, um den genauen Tatbestand, um das historische Ereignis. Ich kann es nicht anders definieren als durch die Bezeichnung einer Diktatur...

Wem soll man diese Tatsache zuschreiben? Wo soll man die Ursachen dafür suchen, daß diesem Mann, der später in der Geschichte den Namen Josef Piłsudski trägt, eine solche Herrschaft übertragen wurde? Warum übertrug man ihm auf eine der heutigen Vernunft, Urteilskraft und Logik so widersprechende Weise die gesamte Gewalt? Wie wurde dieser Mann der Diktator Polens, obwohl er weder mit Gewalt noch mittels agitatorischer Tätigkeit seine Herrschaft aufdrängte und keineswegs durch öffentliches Auftreten um Popularität warb. Wo liegen die Quellen dieser Erscheinung?...

Aus einem einzigen Grunde wurde dieser Mann willkommen geheißen, um eines einzigen Anlasses willen wurde seine Ungewöhnlichkeit anerkannt, einer einzigen Ursache wegen, wiederhole ich, konnte er ein moralisches Recht darauf beanspruchen,

diese hohe Stellung zu bekleiden: deswegen, meine Herren, weil er diese Uniform trug, deswegen, weil er der Kommandant der Ersten Brigade war. Der einzige Wert, den damals Männer besaßen, die einzige moralische Kraft, die die Leute zum Gehorsam zwang, die einzige moralische Kraft, die ihm Millionen Menschen in die Hand gab, war die Tatsache, daß er der Kommandant der Ersten Brigade war und aus Magdeburg zurückkehrte... Das neue Polen wählte sich mit Recht oder mit Unrecht bei seinem ersten Schritt ein Symbol in der Gestalt eines Mannes, der eine graue, ziemlich abgetragene und im Magdeburger Gefängnis fleckig gewordene Uniform trug...

Ich kenne die Geschichte verschiedener Diktaturen – und ich habe darüber nachgedacht, wie Diktaturen entstanden. Die üblichen Wege hierbei sind zwei: Gewalt und Aufdrängen der eigenen Herrschaft – solche Ereignisse findet man in der Geschichte der Völker häufig – oder aber freiwillige Ausrufung der Diktatur durch Leute, die in einem schweren Augenblick, wenn ein individueller Wille am nötigsten erscheint, wenn die Geister verängstigt sind, einen Mann suchen, in dessen Hände sie ihr Schicksal legen können. Diesmal geschah weder das eine noch das andere. Es gab weder freie Ausrufung noch Gewalt. Es geschah etwas völlig anderes, eine Art moralischer Energieentfaltung in einem Volke, das sich in der Tat in einer außergewöhnlichen Lage befand.

Diese Art moralischer Leistung, die das Volk in dieser Zeit vollbrachte, ist nicht die Geschichte meiner Person. Sie ist die Geschichte aller dieser Millionen Menschen, die damals auf diesen Diktator hörten und sich ihm – sogar mit unzufriedenen Gebärden oder Grimassen der Unlust – unterordneten. Tatsächlich war es so. Diese moralische Leistung, die damals ein Volk von vielen Millionen vollbrachte, ist ein ungewöhnliches Ereignis. Es war eine Art Ablegnung jener fernen, traurigen Überlieferung und jenes traurigen Ruhms, den unser Volk in der Vergangenheit besaß. Polen – polnische Bürger haben es selbst behauptet – stützt sich auf Rechtlosigkeit, Polen, das ist Habgier des einzelnen, Polen heißt schlechter Wille, Polen bedeutet Anarchie. Und wenn wir nach dem Zusammenbruch Sympathie für uns erwarben, so gewannen wir doch nirgends Achtung. Wir erweckten kein Vertrauen, sondern Unsicherheit. Daher ergab sich die Neigung,

uns Vormünder aufzudrängen, uns, einem Volk voll Anarchie und Willkür, das private Interessen, die keine Begrenzung duldeten, zum Zusammenbruch geführt hatten. Und gerade in einem solchen Volke entwickelte sich jetzt ein so ungewöhnliches und so eigenartiges Ereignis. Meine Herren, ich bin stolz auf diese Tatsache, nicht nur deswegen, weil mir diese Ehre zufiel, sondern ich bin gleichermaßen stolz auf mein Volk...

Ich war einige Monate lang Diktator. Aus eigenem Willen – ob es nun töricht war oder vernünftig – beschloß ich, den Sejm einzuberufen, ihm meine Macht zu übertragen und eine legale Lebensform des polnischen Staates zu schaffen. So lautete meine Entscheidung. Sie wurde durchgeführt. Die Herren Abgeordneten, die später häufig gegen mich aufgetreten sind, wurden auf meinen Befehl gewählt; sie gehorchten diesem Befehl, nahmen die Wahl an und fanden sich zu dem von mir bestimmten Termin in Warschau ein; die Wähler versammelten sich an der gleichfalls von mir bestimmten Stelle und gaben ihre Stimmen ab; die von mir bestellten Beamten bestätigten die Richtigkeit der Wahlen. Die Wahlen waren völlig frei, ich habe bei ihnen ebenso wenig wie früher persönliche Interessen verfolgt.

Am 8. Februar 1919 trat der Sejm zusammen. Ich habe ihn, meine Herren, in dieser selben Uniform des Kommandanten der Ersten Brigade eröffnet, in derselben Uniform sprach ich zum Sejm, ich trug den Säbel an der Seite, den mir die Offiziere der Ersten Brigade gewidmet hatten – und ich war kein anderer, als der ich vorher war.

Wenige Wochen später vollzog sich ein neues historisches Ereignis, der Sejm wählte mich einstimmig zum Oberhaupt des polnischen Staates und zum obersten Führer der Truppen, die sich zu dieser Zeit in Polen befanden... Nach einigen Monaten waren so die kühnsten Träume, die nur je ein Pole in den Zeiten der Knechtschaft hegen konnte, in meiner Person verwirklicht.

Wenn jemand den größten Ehrgeiz hegte, die Herrschaft angestrebt und sie per fas et nefas in Polen gesucht hätte, – die Verwirklichung aller dieser Wunschträume wäre die Stellung, die mir gegen meinen Willen und meine Neigung zuerkannt wurde. Denn ich habe nicht danach gestrebt und mich sogar gesträubt. Mein Wunsch und mein Streben galt etwas anderem. Ich trachtete danach, Truppen zusammenzuraffen, und verlangte für mich

nach frischer Luft und nach leichter militärischer Arbeit. Alles gab man mir in meine Hände. Um meine Arbeit zu preisen und meine Erinnerungen zu verschönern, um Ehre und Ruhm meiner Kinder willen gab man mir den Titel, dessen jedes Kind bei uns mit Ehrfurcht gedenkt, sobald es die ersten polnischen Worte auszusprechen beginnt, den Namen „Naczelnik“ — Oberhaupt —, jenen Namen, der Tränen ins Auge treibt, den Titel des Mannes, der, obwohl er starb, ewig leben wird, den Titel des großen Kościuszko... Noch einmal, meine Herren, betone ich: es gab keinerlei Gewalt, weder Korruption noch Konzession, keinerlei Versuch, irgend jemanden zu zwingen, daß er in diesem Augenblick die Hand für mich erhob oder seine Stimme für mich abgab...

Man stellte mich so hoch, wie niemals jemand gestellt wurde, so daß ich — allein im Licht stehend — alles beschattete. Doch, es war ein Schatten, der mich rings umgab; er lief mir voraus, er lag hinter mir. Dieser Schatten gab es eine Menge, sie umgaben mich unaufhörlich, unlösbare Schatten, die mir Schritt für Schritt folgten, mir nachspürten und meiner spotteten. Ob ich auf dem Schlachtfeld stand, im Belvedere ruhig bei meiner Arbeit saß oder meine Kinder zärtlich liebte, — unablässig folgte mir ringsum dieser Schatten und heftete sich an meine Spuren. Ein widerliches Zwergengespenst auf krummen Füßen bespionierte mich von allen Seiten, schonte nichts, was geschont werden sollte — die Familie, persönliche Beziehungen, die Leute, die mir nahe stehen —, prüfte jeden meiner Schritte und verzerrte mit affenartigen Grimassen jeden meiner Gedanken in sein Gegenteil. Dieses Zwergengespenst kroch hinter mir her wie ein untrennbarer Kamerad: es schmückte sich mit Fähnchen verschiedenster Art und Farbe — bald eines fremden, bald des eigenen Staates, schrie sein Phrasengeklingel laut heraus, verzog sein scheußliches Maul und erdichtete unerhörte Geschichten. Dieser Zwerg war mein ewiger Begleiter, mein unablässiger Weggenosse in guten wie in schlechten Tagen, im Glück wie im Unglück, in den Zeiten der Siege wie der Niederlagen. Glauben Sie nicht, meine Herren, daß dies nur ein symbolisches Bild ist...

Ich hatte Freunde, — sie wurden müde und verließen mich; ich hatte Mitarbeiter, mit denen ich zusammenarbeitete, so gut es ging, — auch sie verließen mich auf diese oder jene Weise. Aber

dieser geistige Unrat, mit dem man mich bewarf, war so unablässig und systematisch, daß ich mich, wenn ich an die Vergangenheit denke, umsehe, ob nicht meine Kleider noch danach riechen. Und dazu taufte man diese widerlichen Anwürfe noch mit hochklingenden Bezeichnungen und idealen Losungen. Man bezeichnete diese Arbeit als nationales Werk, als patriotische Leistung! Darin liegt nichts Tragisches – für mich! Solche Dinge haben sich auf der Welt selten ereignet, zumal sie ungeheuerlich, unmoralisch, roh und ekelhaft sind. Solche Erscheinungen können nur im Sumpf der Knechtschaft aufwachsen, durch den manche Völker wandern müssen.

Auf die ... unruhige Frage, weshalb dieser unermüdlich am Aufbau des polnischen Staates arbeitende Mann, den man einst so hoch erhoben und den man mit so hohen Titeln und Würden geschmückt hat, seinen Posten verläßt, antworte ich in aller Offenheit: „Ich achte meine Vergangenheit, ich achte sie für mich selbst wie für meine Kinder. Ich achte sie für die zukünftigen Historiker, die mir ins Gesicht speien würden, wenn ich mit diesen mißgestalteten Zwergen, die mich zu erniedrigen trachten, zusammenarbeiten würde.“ Meine Entscheidung war unwiderlich. Die Zwerglein versuchten im letzten Augenblick ihre Grimassen in ein Lächeln des Glückes zu verwandeln, wenn sie mir hie oder da begegneten. Ich prüfte meine Leistungen, den Wert meiner Arbeit, das, was ich getan und was ich unterlassen habe. Ich werde darüber nicht sprechen und mir keine größeren Verdienste zuschreiben, als die Welt mir zuerkennt. Wenn man mir sagt, daß ich mir mit dem polnischen Volk keinen Rat wußte, – so kann doch keine Kritik mich meiner militärischen Lorbeeren berauben. Ich habe die polnischen Waffen mit Ruhm bedeckt. Ich habe in den ersten Tagen des polnischen Lebens so glänzende, so ungeahnte, so in der ganzen verdämmernden Vergangenheit unerhörte Siege errungen, daß seitdem dieser Ruhm die Brust des Soldaten beruhigend erfüllt.

Ich habe das polnische Heer zum Siege geführt über einen Feind, vor dem die anderen zitterten. Deswegen bin ich sofort nach der Niederlegung des höchsten Amtes zur militärischen Arbeit zurückgekehrt. Eignung, Temperament und gründliche Erfahrungen sicherten mir leichte Arbeit, mehr noch – sie gewährten mir größere Bewegungsfreiheit. Meine Herren, ich habe diese

Arbeit verlassen, ich habe sie völlig aufgegeben. Ich habe meinen Abschied eingereicht und darum gebeten, mich aus dem Heer zu entlassen. Warum? Die Pflicht des Soldaten ist schwer. In Frankreich nennt man die Armee die „grande muette“ – die große Stumme. Das Heer muß schweigen. Und wenn Sie, meine Herren, oft freimütig die Zunge gebrauchen, so wissen Sie nicht, wie schwer es häufig dem Soldaten und Offizier fällt, in einem Lande, in dem die Worte so ungehemmt aus dem Munde plätschern, ein stummer Zeuge zu sein, – das Herz zusammenzupressen und den lebhaft arbeitenden Gedanken in sich zu verschließen, damit nichts davon nach außen dringe. Vorsicht, meine Herren, mit diesem Instrument, Vorsicht vor allem mit der Zunge. Die Soldaten gehören zum Stand der Bürger ohne Rechte, trotzdem sie im vollen Besitze aller Rechte sind. Ich bin ins Heer eingetreten und habe dort meine Arbeit geleistet, – jetzt verlasse ich die Reihen. Warum?

Im gleichen Augenblick, als ich den Belvedere, den Sitz der Ehre und Würde in Polen, verließ, trat ein anderer Mann ein. Er war gesetzlich durch einen feierlichen, vom Sejmmarschall unterzeichneten Akt gewählt worden. Ich übergab ihm in Übereinstimmung mit der Verfassung die Herrschaft. An meinen Platz trat, um das ganze Volk zu repräsentieren, ein anderer; er beschritt den Pfad, den ich ein wenig gebahnt hatte. Dieser Mann wurde, wie ich, über die anderen erhoben, ein freiwilliger Akt legte ihm die Verpflichtung auf, unser Vertreter zu sein, um unsere Ehre und unsere Würde besorgt zu sein. Diese Bande aber, diese Schurkengesellschaft, die sich an meine Ehre herangemacht hatte, verlangte nach Blut. Unser Präsident wurde nach Straßenunruhen, die die Würde der Repräsentation herabsetzten, von denselben Leuten ermordet, die vorher den in einem freien Akt gewählten ersten Repräsentanten mit soviel Schmutz, mit soviel widerwärtigem, niedrigem Haß beworfen hatten.

Meine Herren, ich bin Soldat. Der Soldat ist zu schweren Pflichten berufen, die häufig mit seinem Gewissen, mit seinen Gedanken und den ihm teuren Gefühlen in Widerspruch stehen. Als ich einen Augenblick lang daran dachte, daß ich diese Herren als Soldat verteidigen müßte, zögerte ich in meinem Gewissen. Und da ich einmal zögerte, entschied ich, daß ich kein Soldat mehr sein könnte. Ich nahm meinen Abschied vom Heer. Das

sind, meine Herren, die Gründe und Ursachen, weswegen ich den Staatsdienst verlasse.

Gestatten Sie mir zum Schluß, einen symbolischen Hinweis zu formulieren. Lange Zeit arbeitete ich in dem Gebäude am Sachsenplatz, wo ich, das große Arbeitszimmer durchschreitend, einmal um das andere durch das Fenster auf das dunkle, graue Warschau blickte. Und immer sah ich wundersame Dinge, — ein graues Laken, das eine eigentümliche Gestalt umgab. Ein Pferd schritt vorwärts. Ein Pferd schritt der Sonne entgegen und durchbrach einen Zaun. Hinter ihm kroch auf allen vieren eine menschliche Gestalt. Dieser Anblick belustigte mich häufig . . .

Er unterhielt mich durch seine eigentümliche bildhauerische Konstruktion. Worin besteht hierbei die Idee, die Leistung eines großen Künstlers? Ein großes Pferd, das den Zaun durchbricht, und hinter ihm auf allen vieren ein Mensch, der den Kopf wie vor Scham senkt? Das war unser oberster Führer in der Vergangenheit. Er kehrte ins Land zurück, er suchte ein Männerherz, er suchte den, den er einstmals nicht finden konnte, — der oberste Führer der polnischen Streitkräfte, denn das war der Fürst Josef Poniatowski. Wo ist dieser prächtige Ulan, wo diese erträumte, ausgedachte Gestalt? Wo ist sie?

Man huldigte ihm, die Fahnen senkten sich vor ihm, die Geschütze erdröhnten, wie oft in den Schlachten. Er bleibt stehen und blickt umher: „Wo sind meine Nachfolger? Wo sind im freien Polen die obersten Führer? Wo sind meine Kampfgefährten? Ich ging einst im Schmutz zugrunde. Der Schmutz verdeckte mir die Augen und verhüllte mein Gesicht. Wo sind sie? Mir fiel die Ehre zu, der erste oberste Führer Polens zu sein. Ich sammelte die Rotten und warf sie in den Kampf.“

Auf dem Denkmal stehen die Worte: „Ehre und Vaterland“. Suchst du die Ehre? Du findest deinen Nachfolger ebenfalls im Schmutz, im nationalen Schmutz! Er wurde mit Schmutz getränkt. Das ist das Schicksal der obersten Führer in einem Polen ohne Ehre. In einem Polen, dessen Herz nicht zu schlagen versteht.

Meine Herren, dieses Symbol der obersten Führer Polens, die im Schmutz verderben, ist die Geschichte des bisherigen polnischen Staates. Wenn ich auf dieses Denkmal blicke, dann sage ich mir: Auch ich gehe in den Schmutz. Mit diesem Symbol

möchte ich mich verabschieden. Anderswo bemüht man sich den Repräsentanten des Staates gegenüber — selbst wenn sie ehrlos wären —, dies zu verbergen, man bemüht sich, damit auf den Repräsentanten kein Flecken fällt, damit er wie ein Schild erglänzt. Anderswo wird der oberste Führer, der einen Sieg errungen hat, geehrt, Ehren und Würden fallen ihm zu, denn er hat den Staat gerettet, er hat alle vor dem Unglück bewahrt. Bei uns ist es anders. Der Führer soll in den Kot gestoßen werden, und wenn

Demokratie und Heer

Auch in den drei Jahren seiner politischen Zurückhaltung und selbstgewählten Verbannung, in denen der polnische Marschall Josef Piłsudski sich fast ausschließlich seiner Familie und seinen schriftstellerischen, im besonderen militärwissenschaftlichen Studien widmete, wirkte er kraft seiner großen moralischen Autorität auf die innerpolitische Entwicklung des polnischen Staates ein.

Seine engsten Vertrauten, die einstigen Offiziere der Ersten Brigade, die nunmehr zum größten Teil im polnischen Heer als Generäle wirkten, bemühten sich immer wieder darum, dem Marschall die Wege zur Rückkehr in die aktive Armee zu ebnen. Unter ihnen wirkte in diesem Sinne besonders der einstige Stabschef der Ersten Brigade, der General und mehrmalige Kriegsminister Sosnkowski. Daneben galt ihr Kampf der Aufrechterhaltung der für Piłsudski stets günstigen Situation in der Armee, während sich die Nationaldemokratie und einige ihr nahestehende Generäle darum bemühten, den Einfluß Piłsudskis auf das Heer möglichst einzuschränken.

In dieser Zeit der großenteils personalpolitischen Kämpfe um den Geist der polnischen Armee ergriff der Marschall am 25. April 1924 im Warschauer Sozialpolitischen Klub das Wort zu einer der brennendsten Fragen der damaligen politischen Situation Polens, zu der Frage des Verhältnisses zwischen dem Parlament und dem Militär. Die weit ausgreifenden Darlegungen Piłsudskis erhellen ebenso deutlich die ihm eigentümliche Auffassung des demokratischen Gedankens wie die Gesichtspunkte, unter denen er das polnische Heer betrachtet wissen will.

Wenn ich von einem schweren geschichtlichen Problem spreche, von der Spannung zwischen Demokratie und Heer, zwischen Kraft und Freiheit, zwischen dem Tätigkeitsgebiet, in dem der Befehl herrscht, und jenem, in dem es keinen Befehl gibt, — wenn ich an dieses Problem rühre, das sich mit Strömen vergossenen Blutes an der Menschheit rächte, so wähle ich die Farben dafür aus in der Absicht, alle Reibungen zu vermeiden. Ich nehme die Farbe des himmlischen Blau, die Farbe der Ewigkeit, der die menschliche Qual gleichgültig ist — und als zweite Farbe das Grün, die Farbe des Lebens und der Hoffnung, der menschlichen Torheit und Sehnsucht...

Die Geschichte des Militärs — das ist die Geschichte des Befehls. Der Befehl ist die Lebenskraft des Heeres, ist der Auftrag, der

von Mann zu Mann geht und gerade zu dieser und keiner anderen Tätigkeit und Arbeit zwingt. Das ist das ewig gleiche Leben des Heeres: der Befehl und der Zwang, der mit dem Befehl verbunden ist. Der Befehl reicht dort am tiefsten, wo es sich nicht um die Art des Lebens handelt, sondern wo er dem Selbsterhaltungstrieb widerspricht, wo es um das Leben selbst geht. Befehl und Gehorsam, Anordnung und Zwang, das ist die Sphäre, in der sich das Heer bewegt. Der Befehl geht vom Menschen aus, er kleidet sich nicht in irgendeine Abstraktion. In jedem einzelnen Menschen kann praktisch der Befehl personifiziert werden, selbst in einem Menschen, der von den anderen verachtet wird; dennoch behält der Befehl seine Wirksamkeit.

Gibt es einen größeren Widerspruch als zwischen alle dem und der Demokratie? Demokratie und Heer in einen Reim zu bringen, — gibt es etwas Mühsameres?

Ein ewiges Problem! Für solche Fragen ist ein Jahrhundert nur ein Augenblick.

In der langen Vergangenheit, die im Vergleich zum Menschen wie eine Ewigkeit erscheint, sehen wir auch andere Tätigkeitsgebiete als die des Soldaten, der die Waffe trägt, andere als das, was stets die Funktion der Gewalt war. Der Fortschritt der Menschheit in diesen zurückliegenden, verdämmernden und leicht vergessenen Zeiten erinnert uns an tote Gestalten, die jetzt wie nackte Skelette vor uns stehen und vom einstigen Glanz des Lebens Zeugnis ablegen. Die Menschheit verlebte einen sehr großen Teil ihres Erdenweges unter der Herrschaft von Königen und Kaisern. Die Könige, die Kaiser, die Imperatoren waren für alle — sowohl für das Heer wie für diejenigen, die dieses Heer schützte — der Inbegriff des kraftvollen Zwanges und des Befehls. Die Gewalt des Zwanges und des Befehls bestand nicht nur für die, die als Ritter dienten und das Kleid der königlichen Gefolgschaft trugen. Auch diejenigen, die daheim blieben, standen unter dem Zwang, unter der Gewalt der Könige, Kaiser und Imperatoren. Wenn unter der einen Hälfte des Hermelinmantels das Heer stand, so befand sich unter der zweiten Hälfte alles, was nicht zum Heer gehörte. Dem Befehl und dem Zwang gegenüber herrschte bürgerliche Gleichheit. Ungeheure geschichtliche Leistungen, von denen heute nur noch ein leises Echo zu uns herüberhallt, verrichteten Stämme und Völker gerade unter dieser

und keiner anderen Regierungsform, die keinen Widerspruch des Lebens schuf, sondern seine Einheit gewährte.

Da der Weg der Menschheit bisher durch Kriege gekennzeichnet ist, bildet die Farbe des roten Blutes, das vom Soldaten vergossen wurde, die deutlichste Farbe, in der die Buchstaben der Geschichte geschrieben sind. Neben ihr finden wir den Glanz der goldenen Krone und den Purpur des königlichen Mantels. Ihnen zu Hilfe gesellte sich das Blau des Himmels, die ganze symbolische Verbrämung, in der die Menschheit lebte, um das vergossene Blut zu heiligen. Der Himmel gewährte Kraft und verlieh oft sonderbaren und gräßlichen Befehlen einen moralischen Inhalt.

Lange Zeit hindurch wagte es die Menschheit nicht, mit gottesfrevlerischer Hand nach der Krone zu greifen. Nicht nur in der Morgenfrühe der Geschichte, in den Geheimnissen ewiger Wildnisse oder in mühsam zu entziffernden uralten Büchern finden wir die Einheit des Zwangs und des Befehls, die sich sowohl auf das Heer erstreckte wie auf alles, was nicht zum Heer gehörte.

Es kamen die Zeiten der sogenannten Demokratie.

Im Leben der Menschheit bilden sie einen Augenblick, eine so kurze Zeitspanne, daß nur eine oberflächliche menschliche Einbildung imstande ist, davon zu sprechen, daß der Höhepunkt erreicht sei. In den Windungen des Geistes ist die Aufschichtung vergangener Jahrhunderte noch so kräftig zu spüren, daß das, was wir als Demokratie bezeichnen, oft nur als die Oberfläche des Lebens erscheint – wie ein Frack, den wir an Feiertagen tragen.

In Kampf und Blut wurde die Demokratie geboren, in Blut und Stürmen. Wenn wir, die wir von einem siebenjährigen Krieg erschöpft sind, sagen, daß wir soviel ertragen haben, dann wollen wir an die Erschütterung und an die Krise denken, die unsere Väter erlebten. Wenn im Jahre 1789 ein Kind geboren wurde, dann starb es als Erwachsener – für einen Kaiser. Ein ganzes Geschlecht kannte kein anderes Leben als unaufhörliche Stürme, es führte zahllose Kriege, damit das auf der Welt entstehen konnte, was man Demokratie nennt.

Wenn ich Bücher dieser Epoche durchblättere, dann finde ich neue Klänge: den Staat der Vernunft, den Staat der Wahlen, den Staat der Gleichheit der Gesetze und Pflichten, die Losungen: *égalité, liberté*, Freiheit vom Zwang, Rechtsgleichheit aller Men-

schen. Und alles das wurde mit Gewalt, mit rücksichtsloser Gewalt, mit grausamer Energie im Leben verwirklicht.

Verletzte man damals den Lebenskern des Heeres – Befehl und Zwang? Wollte man ihn damals brechen, als mit Hunderten von Opfern der Sieg der Vernunft und der Demokratie erkaufte wurde, als die Throne wie Scherben zerbrachen und die stolzen Fürstenhöfe sich vor den Marschällen der siegreichen Demokratie beugten? Brach man damals diesen Zwang, versuchte man, die Kraft des Befehls einzuschränken, oder bemühte man sich im Staate der Vernunft, dem Bürgersoldaten die Gleichheit der Rechte zu gewähren?

Gewiß. Man machte vor diesem Hindernis nicht halt. Man gab dem Heer das Recht, diejenigen zu wählen, denen es gehorchen sollte. Für die großen Republikaner war es eine Unmöglichkeit, vor diesem Hindernis haltzumachen. Für die größten unter den großen Republikanern, für Danton und den trockenen Robespierre, gab es nichts zu überlegen, ob man den Soldaten als gleichberechtigten Menschen volles Bürgerrecht gewähren sollte.

Man machte den Versuch. Im Heere wurden Wahlen geschrieben. Die Kompanien wählten den Kompanieführer, die Kompanieführer den Bataillonsführer, diese wieder den Regimentsführer und so weiter. Aber diese Versuche währten nur kurze Zeit. Ein wenig später machten der wackere Carnot, der Organisator der militärischen Streitkräfte, und alle Referenten des blutigen Konvents kehrt. Die Demokratie wich, bestürzt über die hervorgerufene Ohnmacht, vor diesem Problem zurück, kehrte um und stellte im Heer die altüberlieferten Normen aus der Zeit versunkener Vergangenheiten in höchstem Umfange wieder her; sie befahl dem Heer, wie einst die schwere Bürde des individuellen Befehls und Zwanges zu tragen, die Bürde des Auftrags und des Gehorsams.

Das Problem wurde im ersten Anlauf nicht gelöst. Seinen Widerspruch erbten die Nachfolger. Das Problem besteht bis heute in seiner ganzen Fülle. Nur der, der es nicht sehen will, sieht es nicht. Ich weise hier vor Ihnen auf das Grün des modernen, demokratischen Lebens hin.

Hat einer unter Ihnen Befehl, eine bestimmte Kleidung zu tragen? Ich sehe es nicht. Jeder kann sich kleiden, wie es ihm nur gefällt. Darin besteht demokratische Freiheit. Der Soldat je-

doch, das Kind des Zwanges und des Befehls, er ist — in die Knöpfe des Befehls geknüpft — ein Sklave des Uniformknopfes. Könnte jemand unter Ihnen, die Sie Demokraten sind, bei der Wahl seiner Ehefrau beschränkt sein? Hat einer von Ihnen deswegen außer den Verwandten jemanden befragt? Doch es gibt in dieser demokratischen Welt Männer, die verpflichtet sind, so zu handeln, die in ihren Standespflichten entsprechende Bestimmungen haben, daß sie jemandem — vielleicht irgendeinem Dummkopf — das Recht zugestehen müssen, bei der Wahl ihrer Lebensgefährtin, bei der Gründung ihrer Familie mit dem Kopf zu nicken. Sie, meine Herren, können Ihre Mahlzeiten in völliger Freiheit wählen, aber wir haben zweihundert und einige zehntausend Leute, die essen müssen, was man ihnen gibt. Während der freie, demokratische Bürger in den Alleen spazierengeht und seine Bekannten so oder anders grüßt, geht an seiner Seite vielleicht ein Mann, der demokratischer Menschenrechte beraubt ist und möglicherweise angeschrien wird, wenn er den Finger anders an den Mützenschirm legt...

Das sind die alltäglichen Widersprüche zwischen Demokratie und Heer. Und es liegt keinerlei Übertreibung in dem, was ich eben erzählte.

Im Augenblick großer Kämpfe um die Demokratie wich man also vor dem Problem zurück. Das uns verbrüderete Frankreich wollte bei dem Versuch seiner Lösung aus dem Soldaten einen Bürgersoldaten machen. Aber es schrak vor dieser Aufgabe zurück. Wenn in Frankreich seitdem dieses ganze Problem sich in einem Meer von Blut entschied, wenn diese Kämpfe und Erschütterungen länger als ein halbes Jahrhundert andauerten, die durch Aufstände eines jeden Geschlechtes gekennzeichnet waren, — so finden wir, nachdem die Demokratie vor dem Problem zurückgewichen war, immer die gleiche Lage vor: die Kinder des Befehls und die Kinder der Freiheit stehen in diesen großen Erschütterungen einander feindselig gegenüber. Die Kinder des Befehls verteidigen ihr eigenes Ich, sie verteidigen das Wesen des Befehles — und neben ihnen kämpfen die Kinder der Freiheit ihren Kampf...

Wenn ich dieses Problem vor Ihnen aufwerfe, so tue ich es deswegen, weil seine Rätselhaftigkeit und Mühseligkeit mich stets gelockt hat. Gott hat mir Elemente der Kraft und der Befehls-

gewalt eingeimpft, die sich Gehorsam zu verschaffen verstehen. Er verlieh mir die Neigung zu Kraft und Energie. Gleichzeitig aber bin ich ein langes Leben hindurch mit den Kämpfern der Demokratie zusammengegangen. Deswegen habe ich dieses Problem gesucht und nach seiner Lösung geforscht; ich zog mich vor seinen Schwierigkeiten keineswegs zurück... Ich wollte kein Sklave sein, sondern suchte die Freiheit. Ich war ein Kind der Freiheit, — und ihretwegen suchte ich Gewalt. Aber nirgends fand ich Gewalt ohne die Kraft des Befehls und des Zwanges. Dieses ewige Problem, dieser Gegensatz zwischen Demokratie und Heer, hielt mich lange gefangen. Ich beschäftigte mich ohne Scham und ohne Widerwillen mit ihm, denn ich war ein Kind der Freiheit. Aber ich vermochte bisher den Widerspruch zwischen Befehl und Freiheit nicht zu lösen.

So halte ich dieses Problem in seiner geschichtlichen Einfassung und reiche es weiter wie einen Edelstein. Der Versuch seiner Lösung bleibt noch zu tun übrig. Während ich zu tausend Malen die Geschichte dieses Problems im Geiste überprüfte, ohne seine klaffenden Widersprüche zu lösen, suchte ich nach einem Symbol, nach der Macht eines unerforschten Symbols, das den Leuten den Gehorsam stärker aufzwingt als die gewöhnliche Macht eines Befehls.

Die Symbolik der menschlichen Seele — wie ist sie tief! Wieviel Wahrheit steckt in dem zynischen Ausspruch des großen Napoleon, des Meisters des Krieges: „Gebt mir einen Knopf — und ich zwingt die Leute, für diesen Knopf zu leben und zu sterben!“ Das Geheimnis des Symbols aus dem ewigen Himmel! Ob wir in ihm eine Aufhebung der Widersprüche, eine Lösung oder Milderung des Problems finden?

Als sich einst die königliche Macht — ihre menschliche Nichtigkeit unter diesen Farben verbergend — mit Purpur und mit Gold schmückte, holte man bis aus dem Himmel das Sinnbild der Ewigkeit, damit die eigene Nichtigkeit keinen Anstoß erzeuge. Die Macht dieses Symbols war so stark, daß die Menschheit jahrhundertlang unter dem Hermelinmantel der Könige lebte. Wenn der preußische Offizier mit Stolz seinen „Kaiserrock“ trug, so war auch ihm die Macht des Symbols eingeprägt.

Findet die Demokratie kein Symbol? Besitzt sie nur Westen und bauschige Krawatten und die ungezügelte Freiheit, jede Au-

torität anzugreifen? Ich rate euch, ihr Kinder der Freiheit, darüber nachzudenken!

Überall hat man als Symbol der Demokratie das Recht gewählt. Sie bemüht sich, für die Gewalt einen Ersatz zu schaffen, indem sie das Recht als Symbol hinstellt, das über dem Volke schwebt. Das Recht überwindet den individuellen Eigensinn und die Persönlichkeiten, es verwischt die Gesichter der Menschen und gewährt ihnen nie einen Schein der Ewigkeit, es macht sie stets zum Repräsentanten irgend jemandes und befiehlt ihnen, auf die Wähler zu hören, — es ist also nur ein abstraktes Symbol. Das Recht legt den Hermelinmantel an, ihm setzt man die goldene Krone auf. Heute aber ist es ein Fehler der Demokratie, daß ihre Richter sich nur in die unscheinbare, schwarze Toga kleiden.

Ist das ein ausreichendes Symbol? Ist der kalte Schimmer des Rechts in der Lage, zu wärmen und zu trösten? Besitzt es die Kraft des Befehls und des Zwanges? Läßt es nicht allzu große Ausnahmen zu? Widerspricht die Demokratie nicht sich selbst, wenn sie sagt: „Unser König ist das Recht!“ — und gleichzeitig die Sünden der Könige in den Sünden des Rechts wiederholt?

Suchen wir noch weiter. Gibt es andere Symbole, die in der Geschichte als Zement, als Bindemittel für den Bau der Demokratie verwandt wurden? Wenn man vom Heer spricht, ist ein Symbol ganz offen sichtbar. Wenn die königliche Herrschaft ins Schwanken gerät, wenn ein neues Zeitalter heraufzieht, bleibt an Stelle der Symbole, die vom Himmel ihren Ausgang nahmen, ein Ersatz der Tugend übrig: die Ehre.

Die Ehre ist der Gott des Soldaten; sie trägt den Befehl und besitzt solche Stoßkraft, daß sie dem Tode seinen Schrecken nimmt.

Hütet euch, ihr Herren Demokraten, die Ehre zu verletzen! Sie ist der letzte Zusammenhalt, die letzte Fessel. Ehre ist Macht! Und alle mit ihr verbundenen Sitten, ja sogar ihre Lächerlichkeiten sind den Heloten der Demokratie, den Kindern des Befehls, den Soldaten und ihren Führern eine Verschönerung des Lebens.

Gesetz und Ehre, Ehre und Gesetz!

Wenn ich das Leben erwäge und die grüne Farbe des Lebens, die Farbe der menschlichen Hoffnung betrachte, wenn ich nach



Der Marschall im Garten von Belvedere

solchen Dingen suche, die die Gewalt eines Symbols besitzen – so vermag ich – zwischen Liebe zur Kraft und Liebe zur Freiheit schwankend – außer Gesetz und Ehre keine Lösung zu finden.

Recht und Ehre, Ehre und Recht – das können genügende Bindemittel sein. Man muß ihnen Spielraum zum Leben geben. Wenn diese Blumen zu blühen beginnen, dann dürfen wir dieses Problem in seiner gesamten rücksichtslosen Tragweite an die Zukunft weiterreichen. Dann wird der Himmel andere Schöpfungen auf Erden wachsen lassen – und uns wird schon der Rasen decken.

Da ich zwischen der Liebe zur Kraft und Macht und der Liebe zur – ohnmächtigen – Gewalt der Freiheit schwanke, vermag ich dieses Problem nicht zu lösen. Ich reiche es wie einen Edelstein in Ihre Hände weiter. Es ist eine der schwersten Menschheitsfragen, ein Problem voller Widersprüche, so daß die Menschen sich fürchten, es in die Hand zu nehmen, und statt nach dem Edelstein der Wahrheit lieber nach dem Glanz von Flitter und Schein greifen.

Aber dieses Problem lebt unter uns, und seine Existenz offenbart sich in den sozialen Reibungen; es kündigt drohend diesen oder jenen die Vernichtung an: den Kindern der Freiheit oder den Kindern des Befehls, der Demokratie oder dem Heer.

Mai 1926

Auf die Dauer war es Josef Pilsudski unmöglich, zuzusehen, wie der von ihm geschaffene Staat wieder zusammenzubrechen drohte. Der innerpolitische Kampf um das Heer bewirkte im Winter 1925/26, daß eine große Anzahl pilsudski-treuer Offiziere in die Provinz versetzt oder völlig aus dem Heer gedrängt wurden.

Gleichzeitig zeigten sich im Frühjahr 1926 immer stärkere Beweise für die Vertrauenskrise zwischen Volk und Parlament, begleitet von unerträglichen Spannungen zwischen dem Heer und dem in den niedrigsten parlamentarischen Konflikten versinkenden Sejm. Die Gegensätze wurden so stark, daß Anhänger der Rechtsgruppen dem Marschall nach dem Leben trachteten.

Am 12. Mai 1926 rückte Pilsudski mit treuen Truppen in Warschau ein, nahm nach zweitägigem Straßenkampf – mit voller Unterstützung der Arbeiterschaft im ganzen Lande – die Hauptstadt in Besitz, zwang Staatspräsident und Regierung zum Rücktritt und begann ein sauberes System eigener Staatsführung zu errichten.

Die unmittelbar nach diesen Ereignissen erlassenen Erklärungen: die erste Erklärung an die Presse in der Nacht vom 12. zum 13. Mai, der Armeebefehl vom 22. Mai, eine Erklärung an die Presse über das gestürzte System reiner Parlamentsregierung vom 28. Mai sowie eine Ansprache an die Vertreter der Sejmparteien vom 29. Mai beleuchten in völliger Klarheit die politischen Hintergründe der Aktion Pilsudskis.

In der Nacht vom 12. zum 13. Mai:

Ich kann nicht lange sprechen; ich bin körperlich wie moralisch sehr erschöpft. Denn da ich ein Gegner der Gewalt bin, was ich während meiner Amtsführung als Oberhaupt des Staates bewiesen habe, brachte ich es erst nach einem schweren Kampf mit mir selbst über mich, eine gewaltsame Lösung mit allen ihren Konsequenzen zu versuchen.

Mein ganzes Leben hindurch kämpfte ich für die Anerkennung dessen, was ich die Imponderabilien nenne, wie Ehre, Tugend, Mannhaftigkeit und überhaupt die inneren Kräfte des Menschen. Ich habe mich weder um meinen eigenen Vorteil noch um den meiner Umgebung bemüht.

Es darf im Staate nicht zuviel Ungerechtigkeit denen gegenüber herrschen, die ihre Arbeit für andere leisten, es darf im

Staate nicht zuviel Gesetzwidrigkeit geben, wenn er nicht dem Untergang entgehen will.

Am 22. Mai an das Heer:

Soldaten! Nicht zum erstenmal hört ihr meine Stimme. Einst habe ich euch – da der junge Staat noch wie ein kränkliches Kind im Zahnen lag – auf den Schlachtfeldern in jene Kämpfe geführt, die durch ihre unter meiner Führung errungenen Siege auf lange Jahrhunderte eure glorreichen Fahnen mit Ruhm und Glanz bedeckt haben.

Nach Kämpfen anderer Art spreche ich heute zu euch. Wenn Brüder in Liebe zueinander leben, knüpft sich zwischen ihnen ein Band, das stärker ist als andere menschliche Bindungen. Wenn Brüder sich streiten und das Band zerreißt, dann ist auch ihr Hader stärker als andere. Das ist ein Gesetz des menschlichen Lebens. Wir haben es vor einigen Tagen zum Ausdruck gebracht, als wir in der Hauptstadt miteinander mehrtägige Kämpfe ausfochten. In einer Erde versickerte unser Blut, in jenem Boden, der dem einen wie dem anderen gleichermaßen teuer ist und von beiden Seiten gleichermaßen geliebt wird. Möge dieses heiße Blut, das in Polen überaus teure Soldatenblut, unter unseren Füßen eine neue Aussaat brüderlicher Eintracht bedeuten, möge es eine allen Brüdern gemeinsame Wahrheit verkünden.

Es ist die stolze und harte Wahrheit vom Soldaten. Wir alle haben einen gemeinsamen Bruder, der unsere soldatische Pflicht beherrscht: es ist der Tod, der über jeden seine Sense schwingt, auf den der Finger Gottes zeigt. Solche Dienste hat außer uns Soldaten kein anderer zu leisten. Eine solche Pflicht nahmen wir auf uns, als wir einst das schwächliche und zitternde Polen auf unsere Schultern hoben, um es nach schweren Mühen und Siegen unseren Mitbürgern voller Lebenskraft wiederzugeben. Leider sehen wir es in ewigem Zank und Streit, in einer Art Wollust gegenseitiger Herrschsucht. Während rings um uns Streit und Parteihader herrschte, als der Haß wütete und der Klassenkampf aufloderte, da war es für den Soldaten schwierig, Ruhe zu bewahren.

Dennoch kann ich sicher sein, daß kein anderer als der polnische Soldat als erster aus dem Taumel erwacht, als erster sich wieder zur Eintracht und zur Brüderlichkeit bekennt. Daher möge

kein Feind oder Gegner wännen, daß er unser Heimatland unvertheidigt finden könnte. Wir stehen, wie immer, einer neben dem anderen, um für das Vaterland das Leben zu opfern. Die Erinnerung an die Warschauer Maikämpfe, an diese Streitigkeiten, die wir untereinander ausfochten, wird uns dann nicht trennen, sondern erneut miteinander verbinden, wie die Erinnerung an einen gewaltigen Streit zwischen Brüdern, die ihre Familie lieben.

Soldaten! Ich trete von neuem als euer Führer an eure Spitze. Ihr kennt mich. Rücksichtslos gegen mich selbst, habe ich immer mitten unter euch gewelt – in euren schwersten Schmerzen und Mühen, in euren Qualen und in eurer Unruhe. Ihr kennt mich, und wenn nicht alle es über sich bringen, mich zu lieben, so müßt doch ihr alle mir eure Achtung schenken, mir, der ich euch zu großen Siegen zu führen vermochte und in einer Zeit allgemeinen Niedergangs und allgemeiner Demoralisierung an meinen eigenen Vorteil zu denken weder geneigt noch imstande war.

Möge Gott in seinem Mitleid uns verzeihen und seine strafende Hand abwenden. Wir aber wollen an unsere Arbeit gehen, die unserem Heimatlande Kraft verleiht und seine Wiedergeburt gewährleistet.

Am 28. Mai an die Presse:

Was bildet das Wesen einer starken Regierung? Das Wesen der Stärke bildet die im entsprechenden Augenblick gefällte Entscheidung, die die notwendige Wirksamkeit des Handelns gewährleistet. Anderswie könnte ich mir eine Stärke nicht vorstellen. Folglich sollte gemäß den Grundsätzen der Demokratie die Regierung für eine solche starke Entscheidung verantwortlich sein. Aber zunächst einmal muß sie überhaupt die Möglichkeit besitzen, etwas zu entscheiden und für etwas verantwortlich zu sein. Indessen hängt unseren Gewohnheiten gemäß die Bildung der Regierung nicht vom Präsidenten ab, sondern – wie wir es in den letzten Zeiten beobachtet haben – ständig und unaufhörlich von langwierigen und endlosen Verhandlungen der verschiedenen Fraktionen, Parteien, der großen und kleinen Cliquen und der Konventikel. Daher muß – wie jedem einleuchten wird – jeder Minister außer der Befähigung zur Leitung seines Ressorts a) Talent zum parlamentarischen Redner besitzen, b) eine besondere Eignung für parlamentarische Intrigen, c) die Befähigung, ein-

zelne Ansprüche und Forderungen der verschiedenen Gruppen und Grüppchen und sogar der einzelnen Abgeordneten für sich selbst zu befriedigen.

Dieser besonderen Arbeit, die mit dem Kern seines Ressorts nichts gemeinsam hat, muß der Minister so viel Zeit und so viele Anstrengungen widmen, daß er — wie alle Beobachtungen übereinstimmend ergeben — der eigentlichen Arbeit, für die er doch verantwortlich ist, im Laufe des Tages vielleicht eine halbe Stunde widmen kann. Diese Zeitspanne zu vergrößern, ist nur dann möglich, wenn zum Glück für die Regierung Sejm und Senat beschlossen haben, auszuruhen. Dann erst folgt in jeder Regierung ebenfalls ein Augenblick der Rast und ein großes Aufatmen der Erleichterung. Dann erst erhält der Minister die Möglichkeit, sich mit seinem Ressort tatsächlich bekannt zu machen und sich selbst bewußt zu werden, daß er ein Mann ist, der die Vorgänge in seinem Amte verantworten kann. Anzunehmen, daß ein solcher zur Bedienung der Herren Abgeordneten und Senatoren ernannter Minister die Möglichkeit besitzt, eine kraftvolle Regierungstätigkeit zu entfalten, — wäre eine reine Täuschung.

Ich erwähne ein Beispiel, das zum Lachen ist. Im Ministerialkabinet meines Ressorts arbeiten mehrere Offiziere mit ihren Hilfskräften ausschließlich daran, die unaufhörlich und reichlich einlaufenden Forderungen der Abgeordneten zusammenzustellen, Forderungen, die regelmäßig darauf abzielen, a) die Bekannten, Blutsverwandten, die Bekannten dieser Verwandten, nun und natürlich auch die den Abgeordneten nahestehenden Wähler im Heer von dem einen an den anderen Platz zu versetzen, b) den Verwandten und Bekannten der Abgeordneten und den Bekannten dieser Verwandten sowie den bekannten Leuten, die sich im Wahlbezirk nützlich machen, und vielen anderen diese oder jene Erleichterungen im Militärdienst zu verschaffen ...

Alle sprechen also leichthin von einer starken Regierung, alle erheben diese Forderung, sogar die Abgeordneten und Senatoren selbst. Aber bereits bei der Bildung der Regierung tun sie alles, damit die Regierung neun Zehntel ihrer Kraft durch diese pacta conventa verliert, durch Abmachungen mit den Parteien, Fraktionen, Abgeordnetengruppen und Konventikeln, die sich auf einen solchen Minister geeinigt haben. Sie verbinden diese Zustimmung mit der Drohung, ihr Einverständnis zurückzuziehen, falls dieser

„starke Mann“ die großen und kleinen Protektionen, Forderungen und Launen des Herrn Abgeordneten oder Senators samt seinen Verwandten, Vettern und Basen nicht befriedigt.

Ich weiß wahrhaftig nicht, ob man der Meinung sein kann, daß eine auf solche Weise gebildete oder amtierende Regierung irgend wann in Polen stark sein kann; wenigstens sehe ich persönlich keine Möglichkeit, die Quadratur eines solchen Kreises zu lösen. Ich füge noch eine Tatsache hinzu, an die ich schon vor den Mai-Ereignissen erinnert habe. Bei einer solchen Prozedur muß jede wirkliche Verantwortlichkeit so sehr verlorengehen, daß jeder aufrichtige Demokrat vor Scham erröten muß. Die Demokratie beruht auf der ausgesprochenen Verantwortlichkeit der Vollzugsgewalt. Indessen begründet bereits die Tatsache der Berufung eines Abgeordneten in die Regierung seine Unverantwortlichkeit für seine Tätigkeit vor irgend jemandem, bis seine Abgeordnetenvollmachten erloschen sind. Denn niemand ist bei uns so naiv, zu vermuten, daß der Abgeordnete von seinen Kollegen rücksichtslos behandelt wird und überhaupt etwas zu fürchten hätte außer der Unzufriedenheit seiner eigenen Kollegen. Bei allen Ereignissen geht es vor allem um das Prestigespiel, sogar nicht einmal des Sejms, sondern der Abgeordnetenklubs, so daß tatsächlich die sogenannten „wilden“ Abgeordneten noch am besten für die Verantwortlichkeit geeignet sind oder die Mitglieder jener Klubs, die ebenfalls „wild“ sind, da sie keine so große Anzahl von Mitgliedern besitzen.

So war in Polen auch eine wachsende Straflosigkeit gegenüber allerlei Taten zu beobachten, die man gewöhnlich für ein Verbrechen hält. Jeder, der irgend etwas auf dem Gewissen hatte, suchte sich sofort – nicht etwa bei der Regierung! – sondern bei dem entsprechenden Abgeordnetenklub anzubiedern, verlangte Protektion und einen überaus wirksamen Schutz. Es schien bisweilen, daß man geradezu in aller Öffentlichkeit über die Gesetze und die Möglichkeit der Bestrafung durch den Staat spottete. Daher habe ich auch, als ich das Amt des Kriegsministers übernahm, mit wahrhafter Befriedigung dem Richter und dem Staatsanwalt eine Reihe überaus bezeichnender und bekannter Vorfälle überwiesen, die sich aus keinem anderen Grunde als infolge der Protektion der Abgeordneten und Senatoren monatelang hingezogen hatten.

„Sie sehen also das Problem einer starken Regierung, Herr Marschall, in der Beseitigung der Einflußnahme des Sejms auf die Bildung der Regierung?“

Natürlich. Auch der Präsident kann sich bei der Auswahl der Männer irren, aber dieser Fehler ist leichter zu verbessern als die Verpflichtung einer Regierung, sofort in erzwungenen Verbindlichkeiten gegenüber den Fraktionen, Parteien, Konventikeln und großen wie kleinen Cliquen der Abgeordneten und Senatoren zu versinken. Ich möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß Sejm und Senat zur Vermeidung einer neuen, aber wesentlich schärferen Krise berücksichtigen sollten, in diesem Falle sich selbst und das Land lieber nicht dem Versuch auszusetzen, in den üblen Sitten und Gewohnheiten der Abgeordneten und Senatoren zu verharren.

Am 29. Mai an die Sejmparteien:

Ich werde mich auf keine Diskussion über die Mai-Ereignisse einlassen. Ich habe mich zu ihnen aus freien Stücken, in Übereinstimmung mit meinem eigenen Gewissen entschlossen und sehe keine Notwendigkeit, mich ihretwegen zu entschuldigen.

Die Hauptursachen der gegenwärtigen Verhältnisse in Polen – der Not, der inneren und äußeren Schwäche – waren Schurkereien, die ungestraft blieben. Über allem herrschte in Polen das Interesse der Einzelnen und der Parteien, es bestand Straflosigkeit für alle Mißbräuche und Verbrechen.

Im wiedergeborenen Staate folgte keine Wiedergeburt der Volksseele. Als ich aus Magdeburg zurückkehrte und eine Machtstellung einnahm, wie sie nie jemand in Polen bekleidet hat, glaubte ich an die Wiedergeburt des Volkes. Ich wollte nicht mit der Peitsche regieren und übergab die Herrschaft in die Hände des von mir einberufenen verfassungsgebenden Sejms, den ich doch nicht einzuberufen brauchte. Das Volk erlebte jedoch keine Wiedergeburt. Lumpen und Halunken machten sich breit.

Nur auf einem Gebiet erlebte das Volk seine Wiedergeburt, auf dem Gebiet des bewaffneten Kampfes, also in bezug auf den persönlichen Mut und auf die Opferbereitschaft gegenüber dem Staat während des Kampfes. Dank dieser Wiedergeburt konnte ich den Krieg zu einem siegreichen Ende führen. Auf allen anderen Gebieten konnte ich keine Wiedergeburt finden. Unablässiger Partei-

und persönlicher Hader griff um sich, absonderliche Schmutzereien und ein unverschämtes, schurkisches Übergewicht häufig sogar bestochener Elemente machten sich breit.

In Polen wuchs die Niedertracht der Leute. Die demokratischen Freiheiten wurden so stark mißbraucht, daß man die ganze Demokratie hasSEN möchte. Das Interesse der Parteien überwog alles andere. Die Parteien vermehrten sich in Polen so zahlreich, daß sie für die Allgemeinheit unverständlich wurden. Das alles richtete sich gegen jeden, der den Staat repräsentierte. Dieser Repräsentanten des Staates gab es drei: mir als dem Oberhaupt des Staates verekelte man das Leben mit ständigem Nachstellen, mit Verleumdungen und den ekelhaftesten Anwürfen. Ich unterlag nur deswegen nicht, weil ich stärker bin als Sie alle. Der zweite Repräsentant wurde einfach ermordet, und die moralischen Urheber dieses Mordes kamen ungestraft davon. Der dritte brach dank Sejm und Senat unter der schweren Bürde seiner Qual zusammen . . .

Die Verhältnisse liegen so, daß ich Sie nicht in den Saal der Nationalversammlung hineinzulassen brauchte und mit Ihnen allen meinen Spott treiben könnte. Aber ich will den Versuch wagen, ob es noch möglich ist, in Polen ohne Peitsche zu regieren. Ich will keinen Druck ausüben, aber ich mache Sejm und Senat warnend darauf aufmerksam, daß sie im Volk überaus verhaßt sind . . .

Ich habe den Schurken, Schuften, Feiglingen, Mördern und Dieben den Krieg erklärt, und ich werde in diesem Kampfe nicht unterliegen. Sejm und Senat besitzen ein Übermaß von Privilegien; diejenigen, die zur Regierung berufen werden, sollten mehr Rechte erhalten. Das Parlament muß in Ferien gehen. Geben Sie den Regierenden die Möglichkeit, das zu verantworten, was sie durchführen. Der Präsident soll die Regierung bilden, aber ohne den Druck der Parteien. Das ist sein Recht . . .

In meinem Befehl an das Heer habe ich betont, daß wir den schwachen und kaum atmenden Staat auf unsere Schultern hoben, – wir haben ihn den Bürgern erneuert und lebensfähig übergeben. Was haben Sie aus diesem Staat gemacht? Ein Gespött haben Sie aus ihm gemacht!

Die gegenwärtige Regierung versucht, verschiedene Arbeiten vorzubereiten. Ich befürchte jedoch, daß nach der Wahl des Prä-

sidenten alles wieder im alten Geleise gehen könnte. Ich fürchte, daß der Sejm weiter zu tagen wünscht. Es ist jedoch notwendig, daß Sie für bestimmte Zeit auseinandergehen, denn es muß sich doch etwas Neues bilden. Der Präsident soll eine bestimmte Zeit hindurch Sejm und Senat nicht im Nacken spüren. Man muß ihm für die Bildung der Regierung und für die Einleitung der Arbeiten Freiheit gewähren, die die Regierung später vor dem Sejm verantworten wird. Ich möchte keineswegs deswegen Vorwürfe hören, daß ich die begonnene Arbeit nicht bis zum Ende durchgeführt hätte und daß die Peitsche nicht durch die Straßen pfiff.

Mein Programm ist die Vernichtung der Schurkerei und die Anbahnung ehrenhafter Wege. Ich warte ab, aber ich versichere Ihnen, daß ich meinen Standpunkt nicht ändern werde. Man muß über die Parteiinteressen hinwegkommen, man muß den Staat und den erwählten Präsidenten zu Atem kommen lassen . . .

Die Reform des Staates

Die Jahre von 1926 bis 1930 sind für Josef Pilsudski eine Periode unablässiger, aktiver politischer Arbeit gewesen. Seit dem Umsturz der Maitage von 1926 ist er ununterbrochen bis heute der Kriegsminister Polens, mehrere Male – und zwar stets in innerpolitisch ernstesten Situationen – führte er als Ministerpräsident selbst die Regierung. Bereits drei Wochen nach der Erlangung der Macht wurde, nachdem Pilsudski selbst diese Würde erneut ausgeschlagen hatte, Professor Mościcki zum Staatspräsidenten gewählt, den noch aus den Jahren der sozialistischen Arbeit enge Bande der Freundschaft mit Pilsudski verbanden.

Die innerpolitische Situation zwingt Pilsudski, in diesen vier Jahren von 1926 bis 1930 in zahllosen Reden und öffentlichen Erklärungen der Sejmopposition von rechts und links entgegenzutreten. Gerade in diesen oft sehr bissigen, in die derbe Sprache des Soldaten gekleideten Veröffentlichungen offenbarte sich die erzieherische Neigung des Marschalls. Offen hielt er – wie etwa in dem Artikel „Der Hintergrund des Auges“ vom 7. April 1929 – dem polnischen Parlament seine Sünden und Schwächen vor, immer wieder geißelte er politische Käuflichkeit und parlamentarischen Schmutz.

Im Jahre 1930 erreichte die Spannung ihren Höhepunkt. Pilsudskis engster Mitarbeiter, Oberst Ślawek, trat im August zurück und übergab dem Marschall das Staatsruder. Pilsudski entschloß sich zur Auflösung des Parlaments und kämpfte im Volk für eine parlamentarische Mehrheit des 1927 aus kleinen Parlamentsgruppen entstandenen pilsudski-treuen Regierungsblocks, des „Parteilosen Blocks“. Ein wichtiges Mittel der Beeinflussung der Öffentlichkeit waren für den Marschall die Interviews, die er dem Leiter der Warschauer regierungsamtlichen „Gazeta Polska“, dem Obersten Miedziński, erteilte.

Das achte dieser Interviews gab Marschall Pilsudski am 26. November 1930, wenige Tage nachdem seine Regierung im Lande einen überragenden Wahlsieg errungen hatte. Der Regierungsblock erreichte im Sejm die einfache, im Senat sogar die Zweidrittelmehrheit. Jetzt endlich war nach manchen früheren Ansätzen die Zeit für die Vorbereitung der Verfassungsreform gekommen.

Die von Pilsudski formulierten Anregungen zum Umbau der Verfassung verdienen deswegen besonderes Interesse, weil sie gleichsam in die Werkstatt der neuen polnischen Verfassung hineinleuchten, die entsprechend den Anregungen und Vorschlägen des Marschalls ausgebaut und am 23. März 1935 von den polnischen Parlamenten endgültig beschlossen wurde.

Bogusław Miedziński: Angesichts der neuen Situation möchte ich mir die Frage erlauben, Herr Marschall, wie Sie die Angelegenheit der Verfassungsreform betrachten?

Sie stellen diese Frage natürlich im Zusammenhang mit der Tatsache, daß ich im neuen Sejm über eine Mehrheit verfüge. Ich möchte sagen, daß wir jetzt in ganz Europa eine Ausnahmestellung einnehmen. Wir müssen dies ausnützen, nicht um die alten Fehler zu wiederholen, sondern um den Versuch zu machen, gesündere Grundlagen für die staatliche Tätigkeit zu schaffen. Deswegen bin auch ich persönlich sehr gespannt darauf, wie unsere Arbeit gelingen wird, da jetzt die drei entscheidenden Faktoren im Staat – der Herr Präsident der Republik, die Regierung und der Sejm – nicht mehr miteinander streiten werden, sondern in Eintracht zusammen arbeiten. Ich gestehe Ihnen, daß ich darauf große Hoffnungen setze. Da wir die Fehler der Vergangenheit sorgfältig vermeiden werden, können wir im Verlauf der aller-nächsten Jahre so weit kommen, die Lage in Polen zu festigen und den großzügigen Ausbau seiner inneren Leistungsfähigkeit und Macht zu fördern.

Für die wichtigste Arbeit, die an der Spitze aller anderen Aufgaben stehen muß, halte ich nichts anderes als die Änderung der Verfassung. Ich würde sehr wünschen, daß alle Versuche unterbleiben, diese Arbeit durch die bei uns leider übliche Methode einer Überfülle wechselnder Forderungen zu verdunkeln, die jedesmal als Augenblicksbedürfnisse auftauchen und ständig schwanken wie das Wetter im November. Ich möchte Ihnen daher meine Meinung über die bisherigen Versuche des Parteilosen Blocks auf diesem Gebiet mitteilen . . .

Da ich ein Mensch bin, der stets mit Napoleon wiederholen möchte: „J’aime les choses bien faites!“ – ich liebe die vollkommenen Dinge –, wollte ich ungeachtet der Bemühungen des Klubs an der Ausarbeitung der großen Anzahl von Paragraphen, aus denen die Konstitution besteht, keinen persönlichen Anteil nehmen. Denn eine solche Arbeit langweilt mich sehr, und ich habe nie auch nur den Versuch unternommen, mich mit einer solchen Arbeit zufriedenzugeben.

Leider kann ich nicht sagen, daß es mir restlos gelang, mich dieser Arbeit zu entziehen, da die Kommission, die das Projekt ausarbeitete, letzten Endes meinen Bruder, der im Sejm der

Hauptreferent des Verfassungsprojektes war, entsandte, — damit dieser wenigstens sich mit mir verständigte. Mit wahrhaftiger Betrübniß erklärte ich mich damit einverstanden — und ich erinnere mich lebhaft an den Augenblick, als mein Bruder mit einer dicken Aktentasche voller Papiere zu mir kam. Ich weiß noch, daß ich mit Bestürzung auf die dicken Rollen Papier blickte und mit Schrecken daran dachte, daß auch ich Ärmster damit zu tun haben soll. Mein Bruder aber setzte in aller Gemütsruhe die Brille auf die Nase und erklärte, daß er mich nicht eher verläßt, bis ich wenigstens den größeren Teil mit ihm durchgearbeitet habe. Ich stöhnte wie ein Walfisch bei dem Gedanken, daß ich so lange still sitzen und mit so vielen Paragraphen zu tun haben sollte.

Vor allem erklärte ich, daß mir der Beschluß des Klubs ganz und gar nicht gefällt, die bisherige Verfassung als Grundlage zu nehmen. Ich verstand wohl den Optimismus der Herren Abgeordneten, die auf diese Weise vielleicht leichter, eine wenn auch nur teilweise Abänderung der Konstitution zu erreichen glaubten, da sie es mit der immer stärker zu einer einheitlichen Masse verschmolzenen Opposition zu tun hatten. Weiter sagte ich, daß die gegenwärtig bestehende Verfassung — unbekannt, warum und wozu — in Kinderwindeln gewickelt war, indem sie Einleitungsformeln schuf, die ganz allein aus Prinzipien und einer Art von Grundsätzen bestanden, — während doch eine Verfassung eigentlich nur eine Art System schaffen soll, eine Art Kontrakt zwischen den drei Haupttriebkraften, die die Zentrale des Staates in Bewegung setzen, — eine Art möglichst genauer Verteilung der staatlichen Funktionen unter diese drei Triebkräfte. Zumal der Hauptfehler der bisherigen Konstitution gerade in dem völligen Mangel einer genauen Kompetenzabgrenzung zwischen dem Präsidenten, der Regierung, dem Sejm und dem Senat besteht, so daß die ganze Verfassung eigentlich nur darauf eingestellt zu sein scheint, daß sich alle untereinander streiten. Deswegen erklärte ich auch, daß ich eine für den Staat so notwendige Arbeit nicht stören und lediglich gewisse Dinge verlangen werde, die mir in der Verfassung als notwendig erscheinen. Auf diese Weise baute ich ziemlich viele von diesen Prinzipien und Grundsätzen ab, die man als „Menschenrechte“ verkündet. Diese Rechte und ihre Verkündung hatten vielleicht in sehr weit zurückliegenden Zeiten ihren Sinn, — übrigens war ja auch bei der Verkündung dieser Men-

schenrechte eine ganze Masse Menschen um einen Kopf kürzer gemacht worden!

Die wichtigste Änderung, die ich an dem Verfassungsprojekt vornahm, ist dieselbe, der ich sofort nach der Auflösung des Sejms Ausdruck gab, nämlich die Beseitigung der unsinnigen, gerichtlichen Immunität der Herren Abgeordneten. Ich verlangte, daß in dem Verfassungsprojekt ein Paragraph eingefügt wird, der auf diesem Gebiet die Abgeordneten den gewöhnlichen Staatsbürgern gleichstellt; ich behauptete, daß sich mit der Zeit der ganze Kampf der sogenannten Opposition notwendigerweise um diesen neuen Paragraphen konzentrieren wird und daß eine radikale Verbesserung gerade auf diesem Gebiet eine ganze Menge anderer Paragraphen aufwiegt, aus denen die Verfassung sich zusammensetzt. Ich stellte diese Forderung mit aller Entschiedenheit, da die Demoralisierung, die das Fehlen eines solchen Paragraphen verursachte, mir als das größte Elend Polens erschien.

Leider gelang es mir infolge der Tendenz, die bisherige Konstitution als Grundlage und Basis beizubehalten, nicht, im Projekt des Parteilosen Blocks die geforderte genaue Abgrenzung des Betätigungsfeldes zwischen diesen drei Haupttriebkraften festzulegen, die die Staatsmaschine in Bewegung setzen. Deswegen möchte ich jetzt ein paar Worte wenigstens den wichtigsten Punkten meiner Wünsche widmen.

Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit und die Ihrer Leser auf ein völlig eigenartiges Gebiet der staatlichen Wirksamkeit. Es handelt sich um die juristische Übertreibung, die im Begriff der Gesetzgebung enthalten ist. Alle von den Rechtsgelehrten gemachten Versuche in dieser Hinsicht grenzen die entsprechenden Gebiete, die ihrem Wesen nach gesetzgeberische Normen erfordern, nicht von jenen Erscheinungen des öffentlichen Lebens ab, die durch Vorschriften und Verwaltungsanordnungen geregelt werden müssen, die sich leichter und besser dem Leben anpassen können. Deswegen dehnt man den Wirkungskreis der Gesetzgebung so weit aus, daß das Leben infolge der Unmöglichkeit, zur rechten Zeit alle seine Bedürfnisse zu regeln, Gefahr läuft, gehemmt zu werden...

Wenn Sie einmal die unaufhörlichen Veränderungen des modernen Lebens in Erwägung ziehen, die allein schon durch den

ganzen ungeheuren Fortschritt der Technik hervorgerufen werden, der das alltägliche Leben berührt, dann erkennen Sie leicht die Notwendigkeit der wachsenden Zahl von Vorschriften, die mit den unaufhörlichen Veränderungen dieses täglichen Lebens verbunden sind. Bisweilen denke ich mit Bestürzung daran, wie die Menschheit daran geht, das Muster eines vorschriftsmäßigen Mannes, einer vorschriftsmäßigen Frau und eines vorschriftsmäßigen Kindes zu schaffen, — eine solche Fülle verschiedener Vorschriften regelt das Leben.

Wenn wir dazu noch in Betracht ziehen, daß die meisten technischen Erfindungen sehr kompliziert sind und gleichzeitig im Falle unvorsichtigen Umgehens das menschliche Leben bedrohen, — dann erfassen wir die ganze Mühseligkeit der gesetzgeberischen Behandlung solcher Angelegenheiten. Ob wir Bakterien in Betracht ziehen, die nur die Spezialisten kennen, die aber doch gewisse Sicherheitsmaßnahmen erfordern, — ob wir an die Eisenbahn denken, die verschiedene, sehr weitreichende Vorschriften erheischt, oder an den ungewöhnlich rasch zunehmenden Automobilverkehr, ob wir an den Fortschritt der Elektrizität denken oder an die Entwicklung der Pädagogik und an ihre Forderungen in den Schulen, — überall finden Sie ein und dasselbe: der Bedarf an Vorschriften, die alle Leute verpflichten, wächst ungewöhnlich rasch. Die Vorschriften wieder verlangen eine weitgehende Biegsamkeit, doch die Gesetzgebung kann sich weder beeilen, noch kann sie technisch in hinlänglichem Maße nachkommen...

Was mich anbelangt, so habe ich die ganze Zeit über seit Mai 1926 die Herren Minister dazu überredet, auf diese juristischen Formalitäten nicht zu achten und über sie hinweg zur Tagesordnung überzugehen, ohne irgendwo oder bei irgend jemand anzu stoßen. Ich behauptete dabei immer, daß die Inanspruchnahme der Tagesordnung des Sejms oder des Ministerrats mit solchen Angelegenheiten unbillig und unnötig sei, da sich doch der Ministerrat nicht aus solchen Männern zusammensetzt, die in jeder technischen Frage ihre Stimme erheben und urteilen können. Leider stand stets ein Rechtsgelehrter im Wege, der sich — obwohl er kahl war — die Haare aus dem Kopfe riß. Natürlich steht für juristische Ausflüchte der Weg stets offen; aber unser ungeheueres staatliches Elend ist keiner anderen Ursache zu verdanken, als dem Fehlen einer genauen Abgrenzung der staat-

lichen Funktionen zwischen den drei wichtigsten Gewalten der Staatszentrale, — zwischen dem Präsidenten, der Regierung und dem Sejm.

Glauben Sie mir, wenn ich in unseren früheren Gesprächen so häufig wiederholt habe, daß die „gewesenen Herren Abgeordneten danach gestrebt haben, nicht nur ein Überpräsident, sondern auch ein Überchauffeur, ein Überingenieur und ein Überkondukteur zu sein“, da dachte ich ständig an diese staatliche Notlage. Ich erinnere mich sehr gut daran, wie der frühere Ministerpräsident, Herr Świtalski, während der Debatten über die Vertrauensfrage darüber lachte, daß er höchst verwundert sehr oft Diskussionen anhören mußte, die zu neun Zehntel mit seiner Arbeit überhaupt nicht im Zusammenhang standen.

Es erscheint mir also als eine notwendige und zwingende Aufgabe des Sejms, sich bezüglich seines Tätigkeitsfeldes Selbstbeschränkung aufzuerlegen, und zwar in weitgehendem Maße; es ist notwendig, daß der Sejm aufhört, sich für all und jedes zu interessieren, und daß er der Regierung bei der ganzen Fülle verpflichtender Vorschriften freie Hand läßt, die leider das tägliche Leben der Menschen so tief berühren...

Ich will diese Frage nicht länger erörtern; sie interessiert mich so stark, da sie nicht nur für uns in Polen, sondern auch für die ganze Welt ein Problem bildet und eine der hauptsächlichen Krankheiten des Parlamentarismus darstellt. Ich zweifle, ob sich das parlamentarische Prinzip ohne Heilung von dieser Krankheit überhaupt in der Welt aufrechterhalten läßt. Denn alles spricht gegen die Parlamentsherrschaft auf diesem Gebiet, da das eigentliche Tätigkeitsgebiet des Parlaments das vielleicht überaus unbestimmte und schwer zu definierende Gebiet der Politik ist. Deswegen müssen sich der Sejm und die Rechtsgelehrten tüchtig den Kopf darüber zerbrechen, einerseits so vorsichtig als möglich eine Trennungslinie zwischen den Rechten und Pflichten der Regierung zu ziehen, um den Einfluß der Politik auf die Technik auszuschließen — auf der anderen Seite aber diese Demarkationslinie so zu führen, daß sie unserem Leben nicht Streit und Hader, sondern enge Zusammenarbeit zu bringen vermag...

Der Präsident

Ende November 1930 legte Marschall Pilsudski das Amt des Ministerpräsidenten nieder, da seine große politische Aufgabe mit der Erlangung der Mehrheit im Sejm erfüllt war. Sein Nachfolger wurde wieder Oberst Ślawek.

Die Reform der Verfassung rückte immer stärker in den Vordergrund, so daß der Marschall dem Pressechef im Ministerpräsidium, Tadeusz Świącicki, ein erneutes Interview erteilte, das sich nunmehr ausschließlich mit der Erweiterung der Rechte des Präsidenten der Republik befaßte.

Die in dieser letzten großen Erklärung des Marschalls vor der Öffentlichkeit – seitdem ergreift Josef Pilsudski, da der entscheidende Umschwung im Volk vollendet ist, nur in den Befehlen an die Armee oder in knappen Botschaften an die Tagungen der Legionäre das Wort – niedergelegten Anschauungen des Marschalls über Einzelheiten der Verfassungsreform sind, abgesehen von ihrer grundsätzlichen Bedeutung, auch tagespolitisch von großer Wichtigkeit, da gerade die Erklärungen Pilsudskis über die Rechte des Staatspräsidenten einen wesentlichen Teil der neuen polnischen Verfassung darstellen.

Es gehört zu den Grundzügen der politischen Arbeitsmethode des polnischen Marschalls, die Dinge ausreifen zu lassen. Er beschränkte sich also 1930 darauf, seinen engsten Mitarbeitern und der Öffentlichkeit lediglich die wichtigsten Teile seiner Ansichten über den Umbau der Verfassung mitzuteilen.

Das am 13. Dezember 1930 erteilte Interview zeichnet – viereinhalb Jahre vor der endgültigen Formulierung der neuen Verfassung – den Kernpunkt der Staatsform des neuen Polen bereits in aller Deutlichkeit. Nach der neuen Verfassung Polens vom März 1935, die etwa ein System autoritärer Demokratie errichtet, steht der Staatspräsident im Mittelpunkt des Staates; nur von ihm ist die Regierung abhängig, während die Rechte des Parlaments wesentlich eingeschränkt sind. Die staatsrechtliche Neuformung Polens hat sich also in dem hier von Pilsudski gekennzeichneten Rahmen vollzogen.

Tadeusz Świącicki: Ich komme zu Ihnen, Herr Marschall, nicht mehr als zum Ministerpräsidenten, sondern zum Kriegsminister. Sind Sie mit dieser Änderung zufrieden, Herr Marschall?

Ich wundere mich ein wenig, daß Sie mich so originell fragen. Denn ich habe die Pflichten des Ministerpräsidenten nur für bestimmte Zeit übernommen und die ganze Zeit über völlig logisch

gehandelt. Sie jedoch handeln keineswegs logisch, da Sie mich, anstatt nach der Sache zu fragen, derentwegen Sie kamen, nach etwas völlig anderem fragen.

Verzeihung, Herr Marschall; aber ich glaubte, nach einer Angelegenheit fragen zu dürfen, über die Sie, Herr Marschall, einer anderen Meinung sind als der überwiegende Teil der Leute.

Kann sein, mein Lieber. Aber Sie müßten mich so weit kennen, daß ich gewöhnlich anders denke als die Mehrzahl der Leute. Deswegen kehre ich zur Sache zurück. Ich habe daran gedacht, ob ich einfach meine früheren, Herrn Miedziński gegebenen Erklärungen fortsetzen soll oder ob wir die Erörterung eines anderen Gegenstandes beginnen. Wenn Sie gestatten, werde ich den ersten Weg einschlagen.

Ich habe also zu Herrn Miedziński von den drei Triebkräften gesprochen, die im Mittelpunkt jedes Staates stehen. Die erste Triebkraft ist der Präsident, die zweite die Regierung, und die dritte bilden die gewählten Körperschaften, die einen Teil der Zentrale darstellen. Ich habe Ihrem Vorgänger versprochen, meine Meinung über die Rolle zu sagen, die in der Verfassung dem Herrn Präsidenten zuerkannt werden sollte. Ich habe so lange über dieses polnische Problem nachgedacht, so lange alle anerkannten großen und kleinen Theorien abgelehnt und so lange einen Ausweg aus dieser mit lauter altem Plunder verwirrten Situation gesucht, daß ich nicht glaube, falsch zu handeln, wenn ich meine Überlegungen und meine Erfahrungen in dieser Hinsicht darlege.

In unserer bisherigen Verfassung war dieser Teil der Bestimmungen „ad hominem“ formuliert worden, im Hinblick auf den vermutlichen Kandidaten, der eine unfehlbare Mehrheit erreichen würde, — also im Hinblick auf meine Person. Das wirkte sich auf die ganze Verfassung aus und machte aus dem Präsidenten irgendeine lächerliche Erscheinung, die ohne diese persönliche Einstellung überhaupt nicht zu erklären ist. Unsere Verfassung ist so redigiert, daß alle drei Haupttriebkraft des Staates keineswegs harmonisch wirken können, sondern unaufhörlich miteinander im Streit liegen müssen. Anstatt möglichst genau zu bestimmen, was der Präsident zu tun hat und was zur Zuständigkeit der Regierung und des Sejm gehört, wurde alles — alles im allerwört-

lichsten Sinne dieses Wortes – sowohl dem Präsidenten, wie der Regierung, wie dem Sejm zugeschrieben. Diese Unklarheit springt dermaßen in die Augen, daß dieses Fehlen jeglicher Arbeitsteilung für den Herrn Präsidenten eine Lächerlichkeit bedeutet, für den Herrn Regierungschef fruchtlosen Kummer und für den Herrn Sejm – eine ewige Schweinerei!

Wenn es also um die Verbesserung der Verfassung geht, so muß man damit beginnen, einen Schlüssel für die Arbeitsteilung zu suchen, so daß man sich nicht mehr gegenseitig auf die Füße tritt und jede dieser Triebkräfte ungehindert auf dem ihr zuerkannten Tätigkeitsgebiet zu wirken vermag. Natürlich ist die genaue juristische Umschreibung auf politischem Gebiet ein unerreichbares Ideal. Je mehr man sich jedoch dieser Genauigkeit nähert, um so leichter ist es nicht nur für die beteiligten Personen, sondern auch für die Sache selbst, an der man arbeitet.

Eine der einfachsten Lösungen ... bestände darin, dem Herrn Präsidenten die Regierung zu übergeben und die Regierungstätigkeit auf seine Schultern zu legen, so daß er eigentlich die Rolle des Regierungschefs vertritt. Ich sage nicht, daß die gegenwärtige Verfassung daran hindern würde; sie schuf lediglich einen lächerlichen und törichten Zwang, nicht unmittelbar selbst, sondern durch jemand anderen zu regieren, wobei dieser andere auch ein einzelner Mensch war, so daß diese beiden Männer – der Herr Präsident als höchster Repräsentant des Staates und der Chef der Regierung – zu dem Zwecke geschaffen waren, wie Billardkugeln ständig aneinander anzustoßen und ständig in verschiedene Ecken auseinander zu rollen. Ich nehme nicht an, daß selbst zwei Brüder – von einem sich liebenden Ehepaar schon gar nicht zu reden! – diese wunderliche und lächerliche Rolle lange aushalten würden; vielleicht ist dies für den „tertius gaudens“ geschaffen worden, der wie bisher ständig ebenfalls den Anspruch darauf erhob, Regierung zu sein und selbst zu regieren ...

Als die einfachste Lösung bezeichne ich diese Möglichkeit deswegen, weil so diejenigen Leute sehr häufig urteilen, die nicht denken wollen oder es nicht verstehen. Ungeachtet der Tatsache, daß diese Lösung den Geist durch Einfachheit der Konstruktion verführen könnte, widerspricht doch diese Einfachheit in jeder

Weise den Komplikationen des Lebens, der Lebensmöglichkeiten, und zwar in solchem Maße, daß diese Lösung tatsächlich nicht die einfachste Möglichkeit darstellt. Ich versuche also, mich dem Problem auf völlig anderem Wege zu nähern und den Weg ebenso einfacher Zahlen zu gehen.

Unter den drei zentralen staatlichen Triebkräften haben wir eine, den Präsidenten, der nur ein einziger Mensch ist. Wir haben eine zweite, die Regierung, die bereits aus vierzehn Männern besteht – und schließlich haben wir die dritte, Sejm und Senat, die an sechshundert Männer zählt. Wenn wir diese drei Zahlen erwägen, so kommen wir leicht zu dem Schluß, daß jede Arbeit gleich welcher Art anders aussehen muß, wenn sie vom Präsidenten ausgeht, anders, wenn sie von der Regierung ausgeht, und nochmals anders, wenn sie vom Sejm und Senat ihren Ausgang nimmt. Vollzieht sich doch schon jeder gewöhnliche Spaziergang, wenn ihn ein einzelner unternimmt, auf eine andere Weise, als wenn vierzehn Leute spazierengehen, und auf vollkommen andere Weise, wenn ihn gar mehrere hundert Menschen machen. Denn häufig fehlt es auf der Straße sogar an Raum für einen solchen Massenspaziergang, und man müßte oft die Straßenbahnen und die Autos anhalten oder – die Autos fahren in die Menge hinein. Ich übergehe alle diese materiellen Arbeitsbedingungen, die hier allzu einfach angedeutet erscheinen, obwohl sich aus ihnen mehr Konsequenzen ergeben, als die Leute wissen wollen. Aber in seiner seelischen Wahrheit ist nun einmal das System eines einzelnen ein völlig anderes als der Arbeitsplan von einigen zehn Leuten und unterscheidet sich wie Himmel und Erde von dem System einiger hundert Menschen.

Außerdem ist es nicht möglich, einem einzelnen Menschen so viel an technischer Arbeit aufzubürden, da ein einzelner Mensch, und wenn er auch ungeheure Stärke besäße, eine solche Last nicht ertragen könnte; selbst wenn er Jahrhunderte lebte, würde es ihm nicht gelingen, sein Werk zu vollenden. Da nun mit der individuellen Arbeitsmethode auch ein Ruhebedürfnis und gerade solch ein Spaziergang verbunden ist, müßte auch sein Maß und seine Lebensdauer entsprechend verlängert und vergrößert werden.

Daher muß man einer Regierung, die sich auf einige zehn Zellen unterteilen kann, alles das überlassen, was wirkliche Regierung ist, und alles das, was mit der Technik der Regierungsarbeit

in Zusammenhang steht, — und man darf keineswegs dem Präsidenten, dem höchsten unter allen Bürgern des Staates, technische Angelegenheiten des Regierens aufbürden, sondern ihm muß auf einem anderen Gebiet der Regierungstätigkeit Freiheit belassen werden . . .

Die Maschinerie der zentralen Arbeit stellt eine ständige Mischung zweier Essenzen dar, die auch in einer genauen chemischen Analyse nur sehr schwer zu bestimmen sind. Die eine von ihnen ist die Politik, die andere die Technik des Lebens und der Arbeit. Deswegen ist bei uns jede Arbeit so schwer zu regeln, wie es ähnlicherweise schwierig ist, in eine Retorte etwas hineinzumischen, was das ungestüme Brausen, das das Glas zu sprengen droht, beruhigt oder — umgekehrt — erregt. Leider muß man bei uns allzu häufig auf einen Sturm im Wasserglase Rücksicht nehmen.

Unfehlbar muß jedoch eine Maschine, die ständig mit einer unbestimmten Essenz dieser Art geschmiert wird, verdorben werden und häufig knirschen oder heiser werden und knarren wie ein Asthmatiker mit schwerem Husten. Deswegen soll meiner Meinung nach die Aufgabe des Präsidenten in nichts anderem bestehen als in der Pflicht, die gesamte zentrale Staatsmaschinerie zu regulieren. Das stimmt völlig mit der Größe der Rolle des Präsidenten überein, für die wir im Staat nicht ihresgleichen finden und für die jede Verfassung ebenfalls Ausnahmegesetze aufstellt; denn diese Rolle wird nur einem Menschen zuteil, und in sie gehen Essenzen ein, die sich nicht nur nicht genau bestimmen lassen, sondern überdies oft absichtlich gefälscht sind. Diese Arbeit des Regulierens erscheint mir so notwendig, daß ihr Fehlen nicht nur bei uns, sondern auf der ganzen Welt überaus deutlich spürbar erscheint. Man darf sie jedoch nicht Parteien überlassen, sondern nur einem Mann, der von den Parteien unabhängig ist.

Nicht zu diesem Zweck eigentlich wählen wir einen Präsidenten, den einzigen Mann im ganzen Staat, dem wir die sehr schwere Verpflichtung auferlegen, die Gesamtheit des Staates zu repräsentieren, und nicht nur seine einzelnen Stückchen, Gruppen noch Gesellschaften, — damit wir ein Recht dazu hätten, ihm gegenüber so ekelhaft und schändlich zu handeln, wie es unserer ehrlosen und nichtswürdigen Gewöhnung entspräche. Nicht dazu stellen wir ihn außerhalb der Klammer des alltäglichen Lebens

mit allen seinen Geringfügigkeiten, in die wir so gern unsere Gesichter und andere Körperteile tauchen, und nicht zu diesem Zweck heben wir ihn aus allem heraus, was den Schmutz des Lebens bedeutet, ... um ihm gleichzeitig die Rechte zur Erfüllung seiner Aufgabe als erster Bürger der Republik zu verweigern, von denen selbst die Elstern gerne schreien.

Bei der Regulierung der mit Knirschen arbeitenden Maschinerie also, bei alle dem, was die Krisen des Staates zum Ausdruck bringt, besteht der Zwang, die individuellen Kräfte eines einzelnen Menschen auszunutzen. Aber man hüte sich dann, ihn bei dieser großen Arbeit zu stören. Sooft ich gerade über diese Lösung einer der wichtigsten Verfassungsfragen der modernen Staaten nachdachte, sooft näherte sich mein analytisch-kritischer Gedanke den Versuchen, gerade eine solche Einzelpersönlichkeit zu erproben, die in den für mehrere zehn Millionen Menschen kritischsten Augenblicken sich selbst überlassen bleibt, die ohne Hilfe in den größten und schwersten Zweifeln und in einem Augenblick voller Ratlosigkeit allein steht, ihr Dasein verfluchend. Ich gehöre zu den Leuten, die sehr viel aushalten und die — ich möchte sagen — als große Ausnahme die Gabe der Charakterstärke, aber auch Entschlußkraft besitzen. Und ich habe meines Amtes nicht nur als Staatsoberhaupt gewaltet, sondern auch als oberster Führer während des Krieges, was meiner Meinung nach die Seele wesentlich stärker bedrückt als die im Vergleich zum Kriege alltäglichen Reibungen des politischen Lebens. Aber trotzdem ich so stark bin, habe ich so mächtige und quälende Schwankungen durchgemacht, daß ich bezweifle, ob sich mit einer solchen Qual eine andere vergleichen ließe. Und ich weiß sehr wohl, wie ein Mann in solcher Lage nach irgendeiner Stütze sucht, um, wenn auch nur für einen Augenblick, aufzuatmen, um nicht ewig allein zu sein.

Daher habe ich mir auch in völliger Ruhe gesagt, daß es in diesen allergrößten Entscheidungen, die mit den unvermeidlichen Krisen des Staates zusammenhängen, nicht gestattet ist, diese oder andere Methoden anzuordnen oder auch anzugreifen, die der Präsident anwenden kann, um sich geistig Klarheit über die Situation oder Gewißheit über die Wahl der Mittel zu verschaffen; — es ist dann tatsächlich, da einem die Entscheidung überlassen blieb, gleichgültig, auf welchen Wegen man zur Entschei-

dung gelangt. Ich habe oft gelacht, wenn ich die Ehrlosigkeit des Urteils meiner Zeitgenossen erkannte, die mit einem solchen Mangel an Entscheidungskraft gebrandmarkt sind, daß sie irgendwelche unklugen Vorschriften für die Windungen der menschlichen Seele suchten, die doch nach einer Entscheidung rief.

Es erscheint mir als eine unbestreitbare Selbstverständlichkeit, die Entscheidung in allen staatlichen Krisen in die Hand nur eines Mannes zu legen, der verpflichtet ist, seine Entscheidung anderen zur Durchführung zu überweisen. Darin besteht also die hohe Leistung der Regulierung des gesamten Staates, die dem Präsidenten überlassen werden muß, und zwar bei völliger Gewährleistung der Möglichkeit ihrer Durchführung und der Möglichkeit, dies ohne besondere Hindernisse zu tun, die ihm durch die Leidenschaft und den Neid der Menschen entgegengestellt werden könnten. In welche Paragraphen diese meine Forderung gekleidet wird, — ist mir ziemlich gleichgültig. Ich bemühe mich nicht einmal im Gedanken, an ihnen zu arbeiten, aber ich habe die Empfindung, daß ich vor meinem eigenen Gewissen sehr schlecht gehandelt hätte, wenn ich diese Angelegenheit nicht hervorgehoben, mich um ihre Verteidigung nicht bemüht und sie nicht öffentlich berührt hätte.

Zum Schluß füge ich hinzu, daß ich die Gesamtheit der von mir aufgeworfenen Fragen immer mit der Wahl des Präsidenten auf einem anderen Wege als durch Sejm und Senat verbinde; ich wünschte, den Präsidenten rechtlich und der Gewohnheit nach von dieser Seite möglichst unabhängig zu machen und ihn dafür auf anderem Wege durch das ganze Land wählen zu lassen. Und dann sei mir noch gestattet, die sehr spaßige Wahrheit auszusprechen, daß die in dieser Hinsicht erhobenen Vorwürfe, ein solcher Weg bedeute Demagogie, — von den dümmsten und albernsten Demagogen ausgesprochen werden.

Im Herzen des Volkes

Der seit 1926 von Josef Pilsudski in zäher, pädagogisch-politischer Arbeit durchgeführte Neubau des polnischen Staates ruht, sinnbildlich und wörtlich genommen, auf den Schultern der Ersten Brigade. Das Erlebnis der unter der Führung Pilsudskis kämpfenden Legionen umschließt gleichermaßen die innere Hartnäckigkeit, um jeden Preis der Heimat die volle staatliche Unabhängigkeit zu erringen, – wie das schmerzliche Bewußtsein, in diesem Kampf auch die traditionellen Schwächen des eigenen Volkes gegen sich zu haben. Neben diesem Erlebniskern neuer polnischer Staatsgesinnung steht die praktische Politik des polnischen Marschalls, der bis 1930 im Kampf gegen den Sejm und von diesem Zeitpunkt ab auf der sicheren Basis der parlamentarischen Mehrheit des Regierungsblocks den Staat in jeder Weise der Obhut seiner Legionäre anvertraut hat.

Aus diesen Gründen sind die seit vielen Jahren stattfindenden Tagungen der Legionäre sowohl der Pflege der stolzen Tradition und Kameradschaft als auch dem Bekenntnis zum neupolnischen Staat und zu seinem Führer, dem Marschall, gewidmet. Für Josef Pilsudski waren diese Tagungen stets die öffentliche Plattform großer Reden und Botschaften von hoher politischer Tragweite. Vor den Männern seiner Ersten Brigade legte er Rechenschaft ab über die politischen Entscheidungen vor und während des Weltkrieges, vor ihnen mahnte er immer wieder die Öffentlichkeit, sich vor dem Einfluß fremder Faktoren zu hüten, vor ihnen ließ er den ganzen Reichtum und die ganze Spannungsweite seiner Persönlichkeit erklingen, – alles, was ihm an Stolz und Energie, an staatsmännischer Erfahrung und politischer Klugheit, an Zartheit und Herzlichkeit innewohnt.

Eine der schönsten dieser Reden des Marschalls vor seinen Legionären ist die Rede in Wilna am 12. August 1928. Angesichts der damaligen Spannung mit Litauen und infolge der Zuspitzung der innerpolitischen Auseinandersetzung erwartete man die Rede Pilsudskis mit außerordentlichem Interesse. Der Marschall zog es jedoch – einem Grundzug seiner politischen Taktik entsprechend – vor, statt einer außenpolitischen Warnung und einer innerpolitischen Drohung ein Gemälde jener verehrungsvollen Beziehungen zu malen, die sich im Lauf langer Jahrzehnte zwischen ihm und seinen Legionären, zwischen ihm und dem polnischen Volk entwickelt haben.

Da ich in Wilna zu sprechen habe, will ich allen Groll und alle Bitterkeit aus meiner Rede bannen. Hier bin ich als kleiner Junge durch die Straßen getollt. Hier bin ich in die Schule und in die

Stadt gegangen. Hier habe ich gelernt, anhänglich zu sein, hier lernte ich denken und lieben . . . Als ich über das Thema meiner Rede nachdachte, habe ich mich nach alltäglichen, nach den gewöhnlichsten Themen umgeschaut. Ich fand ein Thema, das vielleicht nicht geeignet ist, aber ich werde von ihm sprechen, — von einem linguistischen Thema, zumal ich hier in die Schule der Klassik ging. Ich war im Sprachunterricht nie sehr stark, im Gegenteil — ich empfand Sprachen gegenüber eine große Abneigung. Aber ich habe im Verlauf meines Lebens in so vielen Gefängnissen gesessen, so viele Jahre meines Lebens habe ich in der Einsamkeit verbracht, daß ich einen Drang danach empfand, über Worte nachzudenken und über die Begriffe, die diese Worte bedeuten.

Ich werde über ein Wort sprechen, und zwar in der gleichen Weise, wie ich in meiner Einsamkeit über dieses Wort nachgedacht habe. In polnischer Sprache lautet dieses Wort: „miły“, das ist „lieb“. Es ist ein Wort, das sich kaum in eine andere Sprache übersetzen läßt . . . Das erste, was ich nenne, sind die mütterlichen Rechte. So manches Kind versuchte ich zu überzeugen, daß seine Mutter häßlich sei. Aber selbst, wenn sie nicht hübsch war, so setzte sich doch jedes Kind hartnäckig zur Wehr. Ich habe kein Kind getroffen, das ich überzeugen konnte, daß seine Mutter häßlich sei; wenn es auch das Wort „schön“ nicht aussprechen konnte, so stimmte es doch sofort mit mir darin überein, daß die Mutter lieb ist. Der Mutterschoß, die mütterlichen Zärtlichkeiten, die herzliche Liebkosung des Kindes, die das Mutterherz empfindet und ausströmt: Wenn das Kind in Furcht erwacht, dann bemerkt es beim ersten Blick die Mutter, die sich über das Kind beugt, um es in Zärtlichkeit zu besänftigen und zu beruhigen . . .

Ich gehe zu einem zweiten Erlebnis über, das für uns, solange wir Kinder sind, so schwer ist. Jeder von uns hat Perioden durchgemacht, in denen er innerlich gebrochen war, in denen die Brust schwer atmete und in denen ihn der Morgen, der die Menschen weckt, mit dem Gefühl einer schweren Last wachrief. Jeder hat das erlebt, und wenn dann in der rauen Wirklichkeit des Lebens, in den bitteren Wirklichkeiten der Erfahrung die Zärtlichkeit allen Gram erwürgt, wenn sie die Brust wieder frei aufatmen läßt und die Falten auf der Stirn glättet, wenn der Mensch Hilfe

findet, so daß er sich nicht mehr wie ein elendes, kaum noch lebensfähiges Stück Fleisch fühlt, — dann sind auch diese Erlebnisse lieb, sie bleiben unvergeßlich im Gedächtnis.

Noch einen, vielleicht den deutlichsten Hinweis auf das Wörtchen „lieb“: das Kind. Die Sorgen des Tages erfüllen den Kopf, die Peitsche des Lebens pfeift über die Seele, und der Mensch muß sich gewaltsam dazu zwingen, aufrecht zu bleiben, — und dann der Arm eines kleinen Kindes, tatsächlich eines schwachen Kindes. Es vermag nicht zu denken, aber es lächelt zauberhaft, es glättet mit seinen seidenartigen Händchen die Falten des Kummers und befiehlt, die Sorgen zu bezwingen. Die Schwäche des Kindes ist seine Macht.

Schwäche — mit Kraft verbunden, Häßlichkeit — mit Schöнем vereint, — das ist „lieb“. Darin liegt der Zauber und die Schönheit, die die Herzen bezwingt.

Liebe Kameraden, wenn ich an all die Zusammenkünfte denke, die ich gesehen und erlebt habe, und sie miteinander vergleiche, dann fand ich stets die eine große, für uns bezeichnende Wahrheit, daß unsere Zusammenkünfte überaus kindlicher Natur sind... Wenn ihr euch in irgendeiner Stadt zusammenfindet, dann bersten die Mauern von euch, von eurem Rufen und eurem Lärm. Ihr bringt einen Feiertag mit euch und zwingt ihn den anderen auf, einen Feiertag, den ihr in eurer Seele empfindet, wenn ihr zusammentrefft. Unwillkürlich reicht ihr einander die Hände, unwillkürlich begegnet sich euer Lächeln. Unwillkürlich verbinden sich in kräftigem Druck die Hände und der Mund. Die Leute, die euch nicht leiden können, vergessen ihre Abneigung. Die Stadt, die ihr mit eurer Tagung beehrt, muß Feiertag machen, ihr zwingt sie, diesen Tag zu feiern. Die Nacht wird zum Tage. Der Tag verwandelt sich in Lärm und fröhliches Geschrei. Die Leute finden den Ernst des Lebens anderswo, aber nicht auf unseren Tagungen.

Als ich darüber nachdachte, warum unsere Zusammenkünfte anderen Tagungen so unähnlich sind, warum bei ihnen soviel Aufrichtigkeit, soviel Jugendfrische und Kindlichkeit herrscht, habe ich lange darüber nachgegrübelt, denn ich wollte meinen eigenen Empfindungen nicht gestatten, sich von subjektiven Eindrücken und Urteilen hinreißen zu lassen.

Wenn der Finger Gottes die Erde berührt, dann neigen hun-

dertjährige Eichen ihre Wipfel zur Erde, und wenn Donner und Blitz über die Felder ziehen, verbergen sich Vögel und Menschen in ihren Häusern und Schlupfwinkeln. Wenn der Finger Gottes die Erde berührt, wenn ein so großer Krieg hereinbricht, wie wir ihn erlebt haben, dann stöhnt die Erde und bäumt sich auf, – aber die Urteile werden irgendwo hoch oben im Himmel geschrieben. Den einen bringen sie den Untergang, den anderen die Wiedergeburt. Und wenn so große Zeiten hereinbrechen, die der Welt ein anderes Gesicht geben, – solche Zeiten sind nicht für Feiglinge und Lumpen geschaffen . . .

Als wir einst ins Feld zogen und uns – ein kleines Häuflein – von allen Soldaten ringsum unterschieden, hoben wir uns durch nichts anderes heraus, als daß wir brausend das stolze Lied von der Wiedergeburt unserer Heimat empfanden und sangen. Wenn wir uns jetzt, nach so vielen Jahren, wieder zusammenfinden, so fühlen wir das gleiche Lied der Wiedergeburt, das wir einst mit stolzer Brust gesungen haben. Denn die Wiedergeburt gleicht dem Frühling. Wenn der Frühling über die Erde wandert, ergrünen die dürrn Äste, die trockenen Weiden beginnen zu blühen, und Tier wie Mensch weitet die Brust. Das Lied der Liebe, das Trillern der Nachtigall und das Brüllen des Tigers hallt mit der Macht des Frühlings über die Erde hin; wenn die Wiedergeburt beginnt, dann pochen alle Fibern der Seele, alle Fibern des Körpers auf andere Weise und singen eine andere Melodie.

Als wir einst auf unserem Heimatboden in die Schlachten zogen, als Trauer und Kampf unsere Heimat beherrschten, da gingen wir in die Schlacht wie zum Tanz, – wie zum Tanz auf glattem Boden; wir waren auf dem Wege zur Gewißheit der Wiedergeburt, wir glaubten an sie und dachten an sie. Die meisten unter euch waren damals jung, kein Fett am Körper, kein graues Haar an den Schläfen, – mit jugendlicher Seele stürmtet ihr vorwärts.

Unter den Lenzen, die wir miteinander erlebt haben, erinnere ich mich eines Frühlings ganz besonders, den die schwere Schlacht bei Kostiuchnowka abgeschlossen hat. Der Frühling zog ins Land, der polnische Frühling. Ich stand damals in einer für mich erbauten und hergerichteten Baracke im Quartier . . . Alle Fenster standen offen, und der Frühling drang durch sie herein, der polnische Frühling, dem kein anderer auf der Welt gleicht. Würziger, starker Kiefernduft mischte sich mit dem berückenden

Duft der Sümpfe; die polesischen Sümpfe, mit grauem Moos bedeckt, begannen zu blühen und frühlingshell zu leuchten. Der würzige Wald brauste schwer und duftete warm nach bitterem Harz; irgendwo riefen die Erpel sehnsuchtsvoll nach den Enten, auf der Pitsudski-Redoute hallten Schüsse, drangen in die duftende Frühlingswelt und übertönten sie. Es lag in ihnen etwas Bezwingendes, das mich drohend an den Tod erinnerte.

Der Frühling wirkte auf mich so wie auf alle anderen. Ich erinnerte mich nacheinander aller Frühlingszeiten, die ich erlebt habe. Der Frühling ging mir auf die Nerven, dieser zaubervolle Mai mit seiner ganzen neuen Wärme und dem neuen Leben, das er in der Natur wachrief. Aus der Ferne drang durch das Fenster Stimmengewirr herein, fröhliches Rufen meines Stabes, der am Abend zum Plaudern zusammenkam. Ich war allein im Zimmer und ging meiner Gewohnheit gemäß auf und ab, meine kleine Hütte mit Schritten messend. Einmal ums andere, Augenblick um Augenblick, Minute um Minute, Stunde um Stunde. Ich versank selbstvergessen – wie das im Frühling bisweilen geschieht – in meine Gedanken, und die Brust begehrte tief aufzuatmen, im freien Raum tiefer den Frühling des Lebens zu spüren. Ich trat hinaus ins Freie. Der silberne Mond warf – fröhlich und traurig zugleich – seine Schatten im Wald. Ich blickte ringsum und hörte plötzlich einen Menschen schluchzen.

Ich sah nach jener Seite hinüber. Der Mond spiegelte sich auf dem Gewehrlauf meiner Wache... Ich schaute näher, – der Feldgraue lehnte sich an den Zaun und weinte. Ein Gefühl der Scham überkam mich. Ich trat an ihn heran, um ihn anzusehen und ihn zu fragen, warum er weint, – vielleicht kann ich ihm helfen? Ein lieber Junge, die Brust an den Zaun gelehnt, – umklammerte mit der Hand das Gewehr und schluchzte. Ich hob seinen Kopf und sah ihn an, – das Gesicht eines kleinen, kindlichen Burschen, er stand Wache und weinte wie ein Kind. Die Tränen stürzten ihm aus den Augen wie bei Kindern. Ein ganz junges Gesicht, das Gewehr in der Hand. Aus seiner Brust rang sich ein Schluchzen, wie aus der Brust eines reifen Mannes. Ich streichelte ihm das Gesicht und fragte: „Junge, was ist dir?“ Ich dachte, vielleicht ist in seiner Familie jemand gestorben oder der Ärmste weint über die Nachricht, daß die Geliebte ihn verraten hat. „Vielleicht brauchst du Urlaub? Ich gebe ihn dir!“ Er preßte

sein Gesicht an meine Hand und schluchzte noch stärker. Ich beruhigte ihn, so gut ich konnte. „Kommandant“, rief der Junge, „ich kann nicht mehr länger ansehen, daß Sie sich quälen, – und daß ich Ihnen gar nicht helfen kann.“ Dann begann er so verwirrtes, unglaubliches Zeug zu erzählen, wie er sich beim Kommandanten einschleichen wollte, daß er ihm seine ganze Schokolade zu Füßen legen wollte, – denn der Kommandant hat sie so gern!

So lautete sein kindlich-soldatisches Geschwätz. Es gelang mir nicht, ihn zu trösten. Was tun mit diesem kleinen Burschen, der auf Wache steht und weint, der sich auf das Gewehr stützt und über den Kummer des Kommandanten weint? Er möchte mir ein Opfer bringen, einfach dem Menschen etwas geben, der sich für sie alle abquält. Der Bursche war mir unbekannt, sein Gesicht hatte ich nie gesehen, als kleiner Kerl stand er stets in den hinteren Reihen, – die langen Kerls vorn verdeckten ihn. Er liebte den Führer durch Tränen über dessen Kummer.

Eine andere Erinnerung kommt mir in den Sinn. Ich denke an meinen Namenstag in Lemberg. Das war im Jahre 1916, nach einer schweren Krankheit, die ich mir in Polesien zugezogen hatte. Im Theater fand eine große Feier statt, – wie gewöhnlich: Tänze, Lieder, Bravorufe für mich, Rufe: „Es lebe Piłsudski!“

Dann aber kamen ein wenig andere Zeiten. In Österreich wurde ich auf dem Stadtkommando zum Mittagessen eingeladen. Ich ging hin. Um mich herum hatte man aus Höflichkeit polnisch sprechende Offiziere gesetzt, sie wollen in polnischer Sprache mit mir plaudern. Beim schwarzen Kaffee unterhielten wir uns. Ein Major erzählte mir ein Erlebnis, das er mit Soldaten der Ersten Brigade hatte. Er sagte mir: „Ich ging auf der Straße und sehe zu verbotener Stunde Soldaten, es war etwa zehn Uhr abends. Legionäre. Zwei ein wenig taumelnde Soldaten, die mich im Vorübergehen sogar anstießen. Nun, wissen Sie, Herr Brigadier, das ist doch wirklich nicht erlaubt. Ich hielt sie energisch an. Sie blickten mir ins Gesicht, ohne zu grüßen. Ich fragte: ‚Was seid ihr für Soldaten?‘ ‚Wir sind aus der Ersten Brigade.‘ ‚Gut, aus der Ersten Brigade, aber ihr benehmt euch so, als wäret ihr keine Soldaten‘, sagte ich. Ich wollte sie bestrafen. Aber es war mit ihnen nicht auszuhalten. ‚Wir sind aus der Ersten Brigade‘, sagten sie, ‚aber waren Sie an der Front?‘“ – Armer Major, ihm wurde ein wenig bänglich. Einer der beiden Soldaten griff in die

Tasche, wühlte lange in ihr herum und holte aus der Tiefe schließlich den Orden „Virtuti Militari“ heraus, aber den österreichischen Orden, der nur den gleichen Namen hatte. Er sagte: „Hier hast du ihn!“ Dann holte er einen preußischen Orden heraus: „Hier, nimm auch den! Die anderen haben auch solche Orden!“ – Sie drehten sich um und gingen weiter. Die fremden Orden in der Hosentasche und auf der Brust die stolzen Abzeichen mit meinen Buchstaben! Das ist meine Brigade...

Noch eine Erinnerung. In jenen Zeiten erhielt die Brigade ihren Staat, und ihr Kommandant wurde Staatsoberhaupt. In der gleichen Uniform, in der ich mitten unter anderen umherging, repräsentierte ich den polnischen Staat und empfing die Abgesandten der ganzen Welt. Ich war Staatsoberhaupt und erinnere mich lebhaft an die komische Bezeichnung, die einer der aus Rußland gekommenen Generale prägte, als er mich betrachtete: „Das ist weder ein Kościuszkó noch ein Korse!“ Das war eine recht komische Zeit, meine Herren, als man die Hymnen fremder Staaten lieber sang als die polnische, jene Zeit, in der Polen nur als armes Aschenbrödel berühmt war...

Damals fand – ich weiß nicht mehr wie und wann – in Warschau eine Soldatenfeier statt. Ich ging zu diesem Fest, das nach Warschauer Art mit Liedern, Musik, Deklamationen und anderen künstlerischen Darbietungen gefeiert wurde, saß an erster Stelle und hörte zu. Ich langweilte mich ein wenig und wartete sehnüchtig auf die Pause. Endlich kam sie. Ich stand auf, um mir die Räume anzusehen. Während ich umherging, verirrte ich mich in den Büfetraum. In diesem Zimmer befanden sich ziemlich viel Leute. Ich sah mich um und ging ans Büfett. Mehrere Unteroffiziere umringten mich. „Aus welchem Regiment, Kamerad?“ „Aus dem fünften. Kommandant, da Sie zu uns kamen, zahlen wir die Zeche. Wodka! Wir bezahlen! Der Kommandant darf nicht zahlen!“...

Und ringsum sahen die Militärattachés der fremden Mächte mit Bestürzung zu, wie der oberste Führer sich mit Unteroffizieren verbrüdete. Wodka folgte auf Likör, Likör auf Wodka. Ich vertrage eine tüchtige Menge, ich trinke sogar Unteroffiziere unter den Tisch. Ich zog das Zigarettenetui hervor, das ich eben erst von den Offizieren des Belvedere zum Geschenk erhalten hatte. „Ho, ho, ho, was für ein feines Zigarettenetui der Kommandant

gefaßt hat! Wissen Sie noch, Kommandant, daß Sie mir noch eine Zigarette schuldig sind?“ „Ich begleiche die Schuld.“ Er nahm die Zigarette, betrachtete sie und roch an ihr: „Die früheren österreichischen waren sicher besser!“ ...

Noch eine letzte liebe Tatsache. Eine der liebsten, an die ich mich erinnere. Als ich in Magdeburg gefangensaß, stand tatsächlich der Henker hinter mir. Ich war meines Lebens niemals sicher. Ich war eingeschlossen wie in ein Grab. Völlig losgelöst von der ganzen Welt, dachte ich gerade damals an liebe Dinge, wie an ein Kissen, mit dem der Mensch zu Grabe geht. Eine der liebsten Erinnerungen, die ich besitze und erlebt habe, ist Wilna, die Stadt meiner Kindheit. Dort in Magdeburg habe ich oft an Wilna gedacht und mich nach Wilna gesehnt.

Du liebe Stadt! Reihum laufen die Mauern, die grün gedeckten Hügel liebken das Mauerwerk. Sehnsüchtig blicken die Stadtmauern auf die Hügel hinaus. Du liebe Stadt! Wenn man auf einen der Hügel hinaufsteigt, dann ragen durch den Stadtdunst hindurch schimmernde Türme und Türmchen zum Himmel, bei denen man, wenn die Glocken läuten, nicht weiß, ob sie Klage führen oder um Milde bitten oder ob sie nur Stimmen der Sehnsucht himmelwärts tragen.

Du liebe Stadt! Ihr lieben Mauern, die ihr mich einst als Kind geliebkost habt, die ihr mich die Größe der Wahrheit lieben lehrten, — du liebe Stadt mit so vielen, vielen Erinnerungen. Diese Stadt ist das Symbol unserer großen Kultur und unserer einstigen staatlichen Größe. Die Dynastie der Jagiellonen, die einst über die Türme Krakaus und die Türme Wilnas hinaus machtvoll herrschte. Das Wilna Stefan Batorys, der die Universität gründete und mit dem Schwerte neue Grenzen zog. Die großen Dichter und Sänger, die das Volk mit ihrem Wort liebten und im Zauber ihrer Verse dem Volke das Leben schenken. Nirgend anderswo, sondern hier in der gleichen Schule, in die innerhalb dieser so herrlich Gott preisenden Mauern auch ich ging, haben sie wie ich einst in der verfluchten russischen Schule gelernt.

Alles Schöne in meiner Seele hat Wilna zärtlich gepflegt. Hier hörte ich die ersten Worte der Liebe, hier die ersten Worte der Weisheit, hier alles, was das Kind und der Jüngling in zarter Verbundenheit mit den Mauern und den Hügeln erlebte. Eine der schönsten Städte der Welt!

Das alles zusammen häufte sich in den Träumen eines Mannes, der nicht weiß, ob er nicht schon morgen zu Grabe getragen wird. Ein paar Jahre verstrichen, ich war von neuem mit euch zusammen; und als ich – im Warschauer Belvedere eingeschlossen – von Wilna träumte und an Wilna dachte, da dachte ich auch an euch. Als ich zum Kampf aufforderte, um Wilna heimzuholen, da habe ich euch zu mir gerufen. Ich träumte und glaubte daran, daß zwei brüderlich verbundene Herzen mir verschaffen könnten, was die Seele wünschte. Wilna muß mein sein! Und wie ihr darauf geantwortet habt, – lebhaft erinnere ich mich an diesen Augenblick. In jener Zeit, da Polen kaum zu leben begonnen hatte, da man von allen Seiten nach unserer Heimerde verlangte und die Hände nach ihr ausstreckte, als an allen Grenzen der Republik Schlachten geschlagen wurden und der Krieg noch andauerte, während andere Staaten bereits im Frieden lebten, als bei uns noch die Geschütze donnerten, während dort schon Ruhe herrschte, – da dachte niemand an Wilna, und kein Herz machte sich um Wilna Sorge.

Ihr habt den zuverlässigsten Soldaten gestellt, den Soldaten, der mich im Heere nie im Stiche ließ, der mir alles gab, was der Soldat dem Führer geben muß. Ich habe euch gerufen. Es kamen jene Ostertage, als Bataillon um Bataillon, Schwadron um Schwadron gegen Wilna eilte. Und ein Gemurmel lief durch die Reihen der Kriegskameraden: „Unser Kommandant liebt Wilna, zu Ostern überreichen wir ihm Wilna als Geschenk.“

Ein prächtiges Geschenk! Wenn ich daran denke, daß ihr, ohne an die Wichtigkeit Wilnas für uns zu denken, mir lediglich als Geschenk, als Liebkosung für das Herz des Kommandanten soviel gegeben habt, – wenn ich überlege, daß sich dort beim Friedhofstor Grab an Grab reiht, eins neben dem andern, wie Soldaten in Reihen, – dann kann ich sagen, daß eine solche Handlungsweise „lieb“ war. Wenn ich ans Sterben denke, dann möchte ich mein Herz dort auf diesem Friedhof zur Ruhe betten, damit der Führer mit seinen Soldaten zusammen ruht, die ihres stolzen Führers Stirn so liebkosen konnten und so ihr Leben hinzuopfern vermochten – nur für ein Geschenk . . .

Namensregister

- Beck 3
 Belina-Prażmowski 65, 73, 75, 76,
 78, 105
 Blazejewicz 44
 Bojarski 97, 102
 Brzoza 93
 Budjenny 4, 131, 132, 133, 135, 143,
 145, 148, 152
 Bülow 138

 Carnot 189
 Clausewitz 58

 Dankl 71, 86
 Danton 189
 Denikin 4

 Gnoinski 23, 35

 Hindenburg 137, 171
 Hitler 4

 Jędrzejewicz, Janusz 3
 Joffre 136

 Imeretynsky 22

 Kasprzycki 90, 107
 Kluck 138
 Koltschak 4
 Koniski 23
 Korda 81, 82, 85
 Kościuszko 75, 85, 221
 Kosiński 12
 Krynicki-Tymkowicz 74

 Limanowski 23
 Lipiński 7
 Ludendorff 171
 Luxemburg 11

 Marx 17
 Mickiewicz 2, 13
 Miedziński 202, 203, 209
 Miszczenka 65
 Moeller van den Bruck 4
 Mościcki 6, 202
 Murawiew 2, 12, 19

 Napoleon I. 12, 124, 138, 140, 170,
 191, 203, 214, 221

 Narutowicz 177, 183
 Nodzu 99, 100
 Norwid-Neugebauer 73, 80

 Orlicz-Dreszer 72, 73

 Paskiewicz 137
 Piłsudski 1-8, 11, 19, 55, 121, 177,
 178, 186, 194, 202, 208, 219, 220
 Poniatowski 89, 184
 Prystor 3
 Putna 159

 Rennenkampf 137
 Riedl 7
 Robespierre 189
 Romer 139
 Roznowski 33, 34, 35
 Rozwadowski 136, 137, 144
 Rydz-Śmigły 94, 99, 108, 111, 112,
 131, 133, 146, 157, 158, 164

 Samsonow 137
 Schlieffen 170
 Sergiejew 121, 127, 158, 163, 168
 Sikorski 133
 Sławek 3, 202, 208
 Słowacki 2, 12, 13
 Sosnkowski 60, 61, 62, 68, 70, 90,
 94, 96, 136, 141, 148, 186
 Stachiewicz 7, 90, 94, 95
 Sułkiewicz 2, 19, 28
 Święcicki 7, 208
 Szczedrin 42
 Szeptycki 129, 139

 Trojanowski 95
 Tuchaczewski 4, 121, 126, 127, 128,
 135, 136, 137, 138, 139, 147, 150,
 151, 158, 159, 160, 162, 164, 166,
 167, 168, 170, 172

 Weygand 136
 Wieniawa-Długoszowski 106, 116
 Wojciechowski 177
 Wrangel 4
 Wyrwa-Furgalski 73, 74, 84, 85

 Zieliński 134
 Żygladowicz 139

Hermann Ullmann

Durchbruch zur Nation

Geschichte des Deutschen Volkes 1919—1933

Mit einer ausführlichen Zeittafel der Geschehnisse

11. Tsd. geh. 3.80, kart. 4.80, in Leinen 5.80

Die Zeit vom Kriegsende bis 1933 liegt hier als ein geschlossener Abschnitt der deutschen Geschichte vor. Das volksdeutsche Denken, von dem Ullmann ausgeht, gibt ihm eine weltanschauliche Grundlage und bewahrt ihn vor der Überbewertung des politischen Tagesgeschehens. So ist keine Materialsammlung entstanden, sondern ein lebendiges Buch, das bis zum Schluß fesselt, das ohne Parteibefangenheit mit sachlicher Gerechtigkeit urteilt und doch so selbstverständlich in volksdeutscher Einstellung begründet ist. Den Hauptinhalt seiner Arbeit macht die offizielle Geschichte aus. Aber mit ihr wäre doch nur die Oberfläche der deutschen Geschichte dargestellt, wenn nicht auch die unterirdische, die eigentliche Geschichte dieser Zeit zum Ausdruck käme, der seelische Zustand des Volkes selbst. Mit besonderer Aufmerksamkeit lesen wir die knappen gewichtigen Ausführungen Ullmanns über die Vernichtung der Schichten, über die zunehmende Vermaßung und über die außenpolitische Bedingtheit der deutschen Nachkriegsgeschichte. So kann er eine Revolution des Geschichtsbewußtseins verständlich machen. *Berliner Börsenzeitung*

Giselher Wirsing

Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft

Mit einer Staatenkarte. kart. 5.80, in Leinen 7.25

Man findet in deutscher Sprache wohl kein anderes Buch, aus dem man so viel über die Innen-, Außen- und Handelspolitik Zwischen Europas von den baltischen Randstaaten bis Rumänien lernen kann. Erstaunlich sind die Kenntnisse Wirsings, die ihm gestatten, mit gleicher Genauigkeit und aus eigenen Erfahrungen die historischen und gesellschaftlichen Hintergründe des Regimes Pilsudskis, der Tschechoslowakei wie der osteuropäischen Staaten darzulegen. Ausgangs- und Zielpunkt aber ist die Auswirkung der deutschen Politik auf weite Sicht und der Hinweis auf die dringenden geschichtlichen Aufgaben, die Deutschland in seiner Zwischenstellung zwischen dem Osten und Frankreich bevorstehen. Ein genaues und zuverlässiges statistisches Material vervollständigt die Ausführungen.

Im W. G. Korn Verlag, Breslau erschien

Heinrich Koitz / Männer um Pilsudski

Hans Bäcker

Deutschland und das Abendland

kart. 3.60

Das Buch gehört zu den Werken, die innerhalb der gewaltigen Umwälzung unserer Zeit um die Deutung des neuen deutschen Weltbildes aus eigenem Geschichtswillen heraus ringen. Die Schrift geht in vollem Bewußtsein der Verantwortung einen eigenen Weg. In einer umfassenden Schau der Zusammenhänge zeigt Hans Bäcker die Gipfelpunkte und Gegensätze der zwei großen Welten: des Abendlandes von Rom bis Byzanz mit seinen festgefügtten Ordnungen und des deutsch-germanischen Lebenskreises, dem jetzt zum letztenmal die Möglichkeit gegeben ist, in seine urtümlich deutsche Geschichtsbahn zu kommen. Diese gewaltige Aufgabe beleuchtet und begründet der Verfasser aus dem Lebensganzen des deutschen Volkes. Um die Erkenntnis dieser metaphysischen Mächte geht es hier, die im deutschen Geschichtsraum heute Verwirklichung suchen und in alle Lebensbezirke, die religiösen wie die politischen, eindringen.

Wilhelm Rößle / Heroische Politik

Staat und Nation als Aufgabe. kart. 3.40

Rößle, der Herausgeber der Bücher von Lagarde, bestimmt Inhalt und Umfang der Politik als Verwirklichung der Aufgabe, die Staat und Nation gesetzt ist. Wer Politik und Geschichte als „Sinngebung“ erkennen will, greife zu diesem Buch.

Geschichte: Geschichte läßt sich nicht erklären / Der Inhalt der Geschichte ist die jeweilige geschichtliche Aufgabe / Geschichte schreitet in Revolutionen fort / Das Verhältnis zur Revolution entscheidet über das Verhältnis zur Geschichte. / Es gibt keine geschichtliche Gerechtigkeit.

Volk, Staat, Nation: Ein Volk wird Nation durch Staat / Der Staat erhält seinen Sinn von einer geschichtlichen Aufgabe / Der Staat ist die Verkörperung des Geschichtlichen.

Politik: Politik ist der zur Geschichte erhobene Augenblick / Das Wesen der Politik ist Kampf / Politik beruht auf persönlichem Einsatz / Politik wurzelt im Glauben / Politische Ethik ist Kampf-Ethik Volksgemeinschaft ist die Herrschaft einer gemeinsamen politischen Idee / Nur die heroische Gesinnung ist der Geschichte gewachsen.

Deutsche Allgemeine Zeitung: Neben Moeller van den Bruck ist kein Buch, das mit so stählerner Schärfe den neuen Sinn unserer Geschichte, nein, den letzten Sinn der Geschichte überhaupt aufdeckt.

Das Bauernepos der Weltliteratur!

W. St. Reymont / Die Bauern

2 Bände 19. Tsd., in Leinen 15.—

Für dieses gewaltige und einzigartige Werk, das sinnbildlich ist für alles Menschendasein, erhielt Reymont 1924 den Nobelpreis.

Stimmen deutscher Dichter und Schriftsteller

Hermann Löns: Ein erschütterndes Selbstbekenntnis eines Volkes, eine Generalbeichte, eine Entblößung der Seele des Ackerbauers. Das Buch ist mehr als ein Kunstwerk, es ist ein Notruf, denn der Bauer ist die Grundlage eines Volkes, das sich behaupten will.

Paul Ernst: Das Ganze ist von einer wunderbaren Schönheit, es ist von der Schönheit des vollendetsten Kunstwerkes, bei dem man das Stoffliche längst vergessen, den unmittelbaren Empfindungseindruck allmählich überwunden hat und nur noch die reine Heiterkeit der freien und leicht in der Luft schwebenden Kunst fühlt.

Friedrich Griese: Ich halte „Die Bauern“ ohne Einschränkung für ein ganz großes Buch mit seinen dunkeln Seelen- und Naturstimmen, der Grenzenlosigkeit seines Hintergrundes, dem dumpfen Hall, der unterirdisch klopft, über der Erde aufgenommen wird und im Endlosen verklingt.

D. H. Sarnetzki: Es ist außer Zweifel: Reymont gehört der Weltliteratur an. Sein episches Hauptwerk ist mehr als eine Schilderung des Bauernlebens — es ist sinnbildlich für alles Menschendasein überhaupt. Jahreszeit — Seelenleben, Saat und Ernte, Hochzeit und Tod sind hier zu Bildern von homerischer Größe gestaltet.

Rhein.-Westfälische Zeitung: Die Schicksale der Dorfgemeinde sind nicht die Welt, aber es ist der Kosmos, soweit dieser erfüllt und bewegt ist von menschlichem Empfinden und Begehren, Hassen und Lieben, Beten und Lästern. Das Buch schildert keine Natur. Herbst und Winter, Frühling und Sommer bieten die mystische Dimension, in der wie in den Eddaliedern die Tage dahingehen.

Münchener Neueste Nachrichten: Es kann von diesem Werk gar nicht genug gesprochen werden. Der ganze Stoff beruht hier in der Wiederentdeckung der urmytischen Einheit zwischen Mensch und Naturwelt. In der Wahrheit, in der furchtbar und fruchtbar schönen Unerbittlichkeit und künstlerischen Rücksichtslosigkeit, womit das geschieht, ohne irgendwelche revolutionäre Geste oder ethische Phrase.

E u g e n D i e d e r i c h s V e r l a g J e n a

